

Frank Dittmann

50/50

Das Schicksal
war mein
Freund

© Frank Dittmann 2026

Dieses Buch entstand in Zusammenarbeit mit Wigbert Lör
(www.wigbertloeer.de).

Layout und Satz: Florian Wildermuth
(www.fwkd.de)

Titelgestaltung: Pirmin Mohr
(www.pmart.de)

Inhalt

Vorab / Seite 10

1. Herkunft und Familie / 12

Die Brauer / **12** Mein Großvater Paul Dittmann / **14**
Mein Onkel Carl-Heinz / **19** Mein Vater / **20**
Hauptstraße 8 / **36** Die Familie meiner Mutter / **43**
Mein Großvater Paul Küstermann / **44** Meine Mutter / **55**
Eine Jugend in Neheim / **58**

2. Militär und Marion / 70

Das Militärische / **72** Das Sportliche / **76**
Das Bayerische / **78** Eine Münchnerin / **81**
Unser Leben / **88** Die Entscheidung / **96**

3. Unbeschwerte Zwanziger / 102

Hoch zu Ross / **104** Die Direktrice / **110** Meine Eltern / **112**
Nördlich von München / **116** Südlich von München / **124**

4. Die Anfänge / 132

Erste Aufträge / **136** Griechenland / **149**
Aufs Dorf / **156**

5. Fortschritte / 168

Ins Ausland / **173** Ohne eigene Marke / **180**
Die Folgen der Einheit / **186** In die Küchen / **192**
Auch zu Hause mit dem roten C / **202**
Ein Franzose mit Folgen / **205**

Inhalt

6. Familie hat viele Facetten / 215

Im Hotel in Hongkong / 217

Der Wert von Verwandtschaft / 223

Die Familien meiner Geschwister / 224 Zu acht / 231

Edith / 233 Quirins Ausbildung / 236

Leonis Passion / 240 Der afrikanische Zweig / 246

7. Im Großkonzern / 260

Werner / 262 Die Aufstellung im Großkonzern / 266

Wine & Dine / 269 Plus3 / 272 Entweder-oder / 276

Bocuse d'Or und Hamburger Preis / 281

Hilfe für die Engländer / 284 Asien / 287 Finale / 290

8. Und sonst ...? / 299

Gut Allegra / 300 Durchs Land der Massai / 308

Immer der Meute nach / 314 Wein gut / 320

Geburtstage / 338

9. Soziale Heimat / 357

Christdemokrat / 358 Vereinsmeier / 369 Abdoulaye / 373

Stamm- und andere Tische / 380 Unsere Reiserei / 383

Drei Generationen / 393

Vorab

Ich war gerade 79 Jahre alt geworden, als ich mich an dieses Projekt herantraute: aufzuschreiben, wer ich bin und wie es dazu kam. Wie das früher war, noch viel früher und in den Zeiten davor. Wer die Menschen waren in meiner Familie, die dazu beitrugen, dass ich so aufwachsen konnte, wie ich es tat. Welche Menschen ich in acht Jahrzehnten um mich herum hatte, haben durfte. Wie es mir als jungem Erwachsenen erging, nicht mehr zu Hause im Sauerland. Als Soldat, Student, Leistungsschwimmer. Als Ehemann, Vater. Als Unternehmer, Reiter, Weinbauer und Kommunalpolitiker. Und als Großvater.

Ein paar Erkenntnisse wollte ich gewinnen, ein paar Schankerl erzählen. Mit Abstand auf Ereignisse und Erlebnisse schauen. Meine Erfahrungen festhalten.

Mein Biologielehrer hat das menschliche Gehirn mal als Kommode mit vielen Schubladen erklärt. Was passiert sei, komme dort hinein und werde mit der Zeit dann immer weiter nach hinten geschoben. Aber nichts gehe verloren.

Das ist ein schönes Bild, auch wenn es nicht so ganz stimmt, wie ich festgestellt habe. In der Kommode meiner Erinnerung fanden sich auch Leerräume. Manche Lücke aber habe ich schließen können, mithilfe von Dokumenten und Unterlagen – Historiker würden das schriftliche Quellen nennen. Außerdem konnte ich nachfragen bei Menschen, die mich in bestimmten Phasen meines Lebens begleitet haben.

Aus alldem ist nun dieses Buch geworden. Es soll meinen Weg nach bestem Wissen und Gewissen erzählen. Sicherlich habe ich dabei auch Personen oder Ereignisse vergessen, die

in dieses Buch hineingehört hätten. Das muss ich hinnehmen. Eine absolute Vollständigkeit ist, denke ich, kaum zu gewährleisten.

Ich rechne auch damit, dass manch einer dieses oder jenes anders in Erinnerung hat. Das muss wohl so sein. Ich mag mich um einen objektiven Blick zurück bemüht haben, doch natürlich ist meine Schilderung subjektiv.

Auch meine Frau wird hier und dort widersprechen. Sie hat mir gegenüber gleichwohl in unserem gesamten gemeinsamen Leben Verständnis und Toleranz entgegengebracht. Ich habe mich bemüht, das ebenfalls zu tun. In unserer Ehe haben wir beide unsere Rollen angenommen und ausgefüllt. Langweilig ist es uns nie miteinander geworden, bis heute nicht. Dabei belasse ich es jetzt besser. Marions Bedeutung für mich und mein Leben kann dieses Buch ohnehin allenfalls im Ansatz widerspiegeln.

1. Herkunft und Familie

Wo, mit wem und mit wie vielen: wie ich aufgewachsen bin und wie mich das geprägt hat

Als Zweitnamen hatten sie mir Georg gegeben, ganz bewusst. Es brauchte einen Georg in meiner Generation, für das Bier oder, besser gesagt: für die Brauerei. Dittmanns Langenberger.

„Plagt dich Kummer oder Ärger, trinke Dittmanns Langenberger“. So stand es auf dem Bierdeckel, rote Schrift auf cremeweißem Rund. Letztens war ein Exemplar für 3,95 Euro bei Ebay zu erstehen. „Alter Bierdeckel Brauerei Dittmann Langenberg, gegr. 1867, Sammlerstück“, stand unter dem Foto. Verkauft wurde die Brauerei 1974 und ihr Bier ein paar Jahre später als Marke eingestellt. Aber das schrieb der Verkäufer nicht.

Die Brauer

Ein Caspar Dittmann braute einst in Franken. Das war in Wiesentheid bei Würzburg und in Zeiten, als allein Franken wahrscheinlich Hunderte Brauereien besaß. Mein Vorfahre Caspar und seine Frauen bekamen zwölf Kinder. Die meisten von ihnen wanderten nach Amerika aus. Zwei blieben, nicht in Wiesentheid, aber nach einigen Wanderjahren in Westfalen. Dort, in Langenberg, das zwischen Rheda-Wiedenbrück und Lippstadt liegt, gründeten Johann und Georg Dittmann ihren Betrieb.

Das Geschäft ging gut. Neben einigen Kutschern kamen bei der Auslieferung 24 Brauereipferde zum Einsatz. Die Rösser zogen die Wagen mit den Fässern bis Bielefeld, Paderborn und

Soest. Dittmanns Kundenliste wuchs in den ersten 15 Jahren auf 245, und der Betrieb mauserte sich zum Marktführer der Region. Gründer Johann erlebte diesen Schritt nicht mehr mit, er starb schon 1872. Sein Bruder Georg wurde 61 Jahre alt und damit weitaus älter. Er lebte bis 1893. Dieser Georg, der eine Charlotte Friedrich heiratete und mit ihr vier Kinder bekam, war mein Urgroßvater.

Die Brauerei übernahm nach Georgs Tod Johanns Sohn Max. Ihn unterstützte und ersetzte ab 1916 Georgs Sohn Georg Dittmann. Dieser Georg Dittmann brachte das Unternehmen durch den Ersten Weltkrieg und die schwierige Nachkriegszeit. Die Brauerei hatte unter den unruhigen Zeiten gelitten. Zu Anfang der Weimarer Republik arbeiteten nur noch 18 Leute für Dittmann.

In den Dreißigerjahren stiegen Umsatz und Mitarbeiterzahlen wieder. 1937 brachte man das Langenberger Edel-Pils auf den Markt. Dann kamen erneut Krieg und die Krisenjahre – und zum Glück irgendwann das westdeutsche Wirtschaftswunder. 1940 war Georg Dittmanns Sohn Hans-Georg in das Geschäft eingestiegen. Es ging weiter mit der Brauerei Dittmann. Und in der Zukunft auch, so dachte die Familie sich das jedenfalls, sollte es gern auch weitergehen mit einem Georg an der Spitze. Das Problem: Der seit 1940 amtierende Hans-Georg Dittmann und seine Frau hatten nur drei Töchter bekommen.

Ein potenzieller Nachfolger an der Brauereispitze mit dem richtigen Vornamen fehlte. Das war nun der Grund, warum meine Eltern mich – die Bautradition der Familie fest im Blick – nicht nur auf Frank, sondern auch noch auf Georg taufen ließen. So verschafften sie der Familie die Möglichkeit, das Unternehmen auch künftig von einem Georg führen zu lassen.

Georg bin ich später niemals genannt worden, und zum Braumeister habe ich es auch nicht gebracht. Hans-Georg und seine Frau haben nämlich zwei Jahre nach meiner Geburt doch noch einen Sohn bekommen – und ihn Hans-Georg genannt.

Die Brauerei feierte 1967 ihren 100. Geburtstag. 1974 kaufte die Oetker-Gruppe aus Bielefeld das Unternehmen auf. Ein paar Jahre noch wurde Dittmanns Langenberger nun im Ruhrgebiet bei der Dortmunder Actien Brauerei (DAB) gebraut. Dann stellten die neuen Besitzer die Produktion ein.

Mein Großvater Paul Dittmann

Die Dittmanns waren nicht die einzige Unternehmerfamilie, die sich im Kreise meiner Vorfahren findet. Damit bin ich bei meinem Großvater Paul, dem zweiten Sohn des Brauereimitgründers Georg Dittmann. Paul Heinrich Dittmann, geboren 1878, verzichtete auf sein Erbe und bekam von seinen Eltern ein Jura-Studium bezahlt. Das trat er an, machte sein Examen und anschließend sein Referendariat in Hamm. Außerdem heiratete er am 2. Januar 1905 in Neheim Hermine Cosack.

Cosack, das war in Neheim, dem Tor zum Sauerland, ein bekannter Name. Der 1801 geborene Josef Cosack hatte in der Gegend einst ein Puddelwerk mitgegründet, der erste Industriebetrieb in Neheims damaligem Nachbarort Hüsten. In Puddelwerken wandelte man das im Hochofen hergestellte Roheisen in Schmiedeeisen und später auch in Schmiedestahl um. Paul Cosack ging damit pleite, baute dann aber ein Frisch-, Walz- und Weißblechwerk und eine weitere Fabrik in Hamm, die allein 2500 Mitarbeiter beschäftigte. Josef Cosack wirkte zwei Jahre lang als Mitglied im Preußischen

Abgeordnetenhaus. Er war katholisch wie die allermeisten Sauerländer. Für all die Arbeiter, die er aus dem Sauerland nach Hamm holte, ließ er eigens eine Kirche erbauen.

Aus der Familie von Franz Egon Cosack wiederum, geboren 1818 und Großvater meiner Großmutter Hermine, gingen die Metallwarenfabrik Tappe & Cosack, die erste deutsche Leuchtenfabrik Gebrüder Cosack sowie die Schmelzziegelgießerei Cosack & Co. hervor, außerdem später, 1927, eine Kartonagenfabrik. Produziert wurde in Neheim und in dem nahe gelegenen Dorf Vosswinkel.

Meine Großmutter Hermine entstammte also einer in der Region bekannten Fabrikantenfamilie. Meinen Großvater Paul lernte sie über die Unternehmerfamilie Habig aus Oelde kennen. Die Habigs waren sowohl mit den Dittmanns als auch mit den Cosacks befreundet. Die Hochzeit im Heimatort der Braut hat also die Bierbrauer mit den Metallverarbeitern familiär verbunden.

Mein Großvater Paul Dittmann blieb allerdings dem Gegenstand seines Studiums treu. Er erhielt eine Stelle als Gerichtsassessor in Essen und wurde später ebenfalls in Essen mit der Unterschrift Wilhelms, des Königs von Preußen, zum Landrichter bestallt. In Essen kam, ein gutes Jahr nachdem der erste Sohn Carl-Heinz in Hamm geboren war, mein Vater Werner zur Welt. Der dritte Sohn, Paul, ein Nachkömmling, den seine Eltern im Alltag Bübchen nannten, erkrankte an Kinderlähmung und starb 1926 im Alter von elf Jahren.

Es stellte sich früh heraus, dass Paul Dittmann den für sich richtigen Beruf gewählt hatte. Vom Landgericht Essen wurde er nach dem Ersten Weltkrieg nach Bonn versetzt. 1924 bekleidete er dort eine Stelle als Amtsgerichtsrat und fungierte

nebenbei ab 1928 als Urkundsbeamter der Reichsbankstelle. 1929 kam er als Direktor ans Bonner Landgericht.

Als überzeugter Katholik trat mein Großvater nicht der NSDAP bei. Das allein mochte seine Karriere noch nicht beeinflussen, als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Doch dann trug Adolf Hitler persönlich meinem Großvater auf, einen Mann zum Tode zu verurteilen. Der Richter Paul Dittmann konnte diesen Wunsch juristisch nicht rechtfertigen und tat, was ein Richter in solchen Fällen tun muss, wenn er für sich politische Unabhängigkeit in Anspruch nimmt: Er weigerte sich.

Das widersprach dem Geist der Diktatur, welche die Nationalsozialisten 1933 in Windeseile etablierten. Zur Strafe jagten sie den unbeugsamen Richter aus dem Amt. Zuerst schrieb ihm der preußische Justizminister, dass beabsichtigt sei, ihn „aus dem Dienst zu entlassen“. Die Abberufungsurkunde unterzeichnete dann Hitler selbst.

Die Nazis versetzten meinen Großvater an das Landgericht Köln und dort in die Kammer für Handelssachen. Für Verfahren mit politischem Bezug hatte er sich in ihren Augen ja als unzuverlässig erwiesen. Auch hatten die Nationalsozialisten „nicht vergessen, dass Paul Dittmann vor 1933 wiederholt führende Parteimitglieder verurteilt hatte“. So steht es in dem Buch „150 Jahre Landgericht Bonn“.

Es überrascht ein wenig, dass der Ärger der NSDAP-Kader nicht allzu lange währte. 1938 nämlich bekam Paul Dittmann, wiederum von Hitler selbst unterschrieben, das „goldene Treuedienst-Ehrenzeichen für 40 Jahre im Dienst der Justiz verliehen“. 1941 kassierte das Regime seine Strafversetzung nach Köln wieder ein. Mein Großvater durfte nach Bonn zurückkehren.

Nach mehr als zwölf Jahren Diktatur und fast sechs Jahren Weltkrieg kapitulierte das nationalsozialistische Deutschland im Mai 1945. Die Siegermächte USA, England, Frankreich und Russland teilten den Rest des Deutschen Reichs in vier Besatzungszonen auf. Im Westen Deutschlands sollte eine parlamentarische Demokratie entstehen. Dafür brauchte es eine unabhängige Justiz. Und es brauchte Menschen, die diese glaubwürdig aufbauen konnten, weil sie politisch unbelastet waren.

Im November 1945 berief das Zentral-Justizamt für die britische Zone in Hamburg meinen Großvater zum Vize- und Senatspräsidenten des Oberlandesgerichts Köln. Ein halbes Jahr später machte die britische Besatzungsmacht Paul Dittmann zum Präsidenten des Landgerichts Bonn. Da war er gerade 68 Jahre alt geworden.

Mein Großvater leitete das Gericht zwei Jahre lang und trug Mitverantwortung dafür, dass Bonn nach den Wirren des Krieges wieder eine geregelte und gerechte Rechtsprechung erhielt. Kurz vor der Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Mai 1949 ging er in den Ruhestand, leitete dann aber noch fünf weitere Jahre das Wiedergutmachungsamt in Bonn. Diese Behörde kümmerte sich um die Ansprüche derer, die von den Nationalsozialisten ihrer Vermögenswerte beraubt worden waren. 1952 verlieh Bundespräsident Theodor Heuss dem Juristen Paul Dittmann das Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Mein Großvater engagierte sich im Rheinland über Jahre auch sozial-karitativ. Von 1930 bis zu seinem Tode 1955 hatte er den Vorsitz des Bonner „Bürgerhospitals zum Heiligen Johannes dem Täufer“ inne und trug an dieser Stelle

entscheidend zum schnellen Wiederaufbau des Krankenhauses nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs bei. Sein Posten im Vorstand des „Verschönerungsvereins für das Siebengebirge“ wirkt da weniger bedeutsam. In diesem Gremium saß er gemeinsam mit Konrad Adenauer, der nach Jahren als Bürgermeister von Köln 1949 erster Kanzler der Bundesrepublik Deutschland wurde und ein guter Bekannter meines Großvaters war.

Für uns Kinder war dieser Großvater vor allem eine Respektsperson. Bei Besuchen in der Hausdorffstraße 8 im Bonner Stadtteil Kessenich verspürten wir die Autorität, die er verströmte, auch wenn er nur lesend im Sessel saß. Der Mann, den wir ausschließlich im Anzug erlebten, war durchaus ein humorvoller Mensch, für uns Kinder aber kaum nahbar. Wenn ein Enkel es einmal auf seinen Schoß geschafft hatte, piffen die anderen anerkennend.

Nach dem Tod meiner Großmutter Hermine 1945 lebte nur noch die Haushälterin mit ihm in der Villa. Sie hieß Friedy Hültschmidt, war aus Neheim nach Bonn gekommen und glich mit ihrer Herzlichkeit die Distanz aus, die zu unserem Großvater bestand.

Paul Dittmann starb 1955. Er wurde auf dem Waldfriedhof in Bonn-Kessenich begraben. Am Ölberg im Siebengebirge erinnert auf einer Bank mit dem Namen „Dittmann’s Ruh“ ein Schild an einen Landgerichtspräsidenten, der zweifellos ein Beamter preußischer Prägung im besten Sinne gewesen ist.

Mein Onkel Carl-Heinz

Als Paul und Hermine Dittmann 1926 ihren jüngsten Sohn Bübchen verloren, waren dessen Brüder bereits erwachsen. Der älteste Sohn, mein Onkel Carl-Heinz, hatte Abitur gemacht und studierte nun in Sachsen an der Technischen Universität Freiberg das Fach Bergbau. Danach promovierte er noch in Rechtswissenschaften. Schließlich ging Carl-Heinz Dittmann in die nach dem Ruhrgebiet zweitgrößte Bergbauregion des Deutschen Reichs und übernahm als Berg-Assessor bei der Saargruben-Verwaltung in Saarbrücken eine leitende Position.

Mein Onkel heiratete Anneliese Stachelhaus, deren Familie aus Mannheim stammte. Sein Schwiegervater, ein Kaufmann, hatte mit Kohlen gehandelt und auf dem Rhein Frachtschiffahrt betrieben. 1919 hatte er in Kressbronn am Bodensee die Bodan-Werft mitgegründet. Das Paar bekam vier Kinder. Ute und Wilhelm wurden vor dem Zweiten Weltkrieg geboren, Gilla und Mechthild währenddessen.

Nach dem Kriegsbeginn im Sommer 1939 durfte ihr Vater erst einmal weiterarbeiten. Die Zechen im Saarland galten als kriegswichtige Industrie. In Friedenszeiten, so der Plan, könnte Carl-Heinz bei den Cosack-Fabriken in Neheim einsteigen. Um die kümmerte sich Paul Cosack, ein Bruder von Carl-Heinz' Mutter Hermine, der die größten Anteile an den Unternehmen besaß und unverheiratet war.

Carl-Heinz Dittmann kam nicht nach Neheim. Nachdem er das Weihnachtsfest 1944 noch mit seiner Familie zu Hause in Wiebelskirchen im Saarland verbracht hatte, schickte ihn die Wehrmacht im Januar 1945 an die längst zerfallene Ostfront.

Mein Onkel zählte zum letzten Aufgebot der Deutschen, das damals viele als Kanonenfutter bezeichnet haben.

Am 13. Februar 1945 fiel er in Arnswalde in Westpommern, einem Ort, der heute zu Polen gehört. Carl-Heinz Dittmann wurde 38 Jahre alt. Seine Frau Anneliese kehrte mit den Kindern in die Rhein-Neckar-Region zurück. Sie überlebte ihren Mann um 63 Jahre.

Carl-Heinz' Bruder Werner, der ein Jahr jünger war, erging es anders. Ich hatte deshalb das große Glück, das meinem Vetter und meinen drei Cousinen und vielen anderen Kindern in dieser Zeit nicht zuteilwurde: Ich durfte mit einem Vater aufwachsen.

Mein Vater

Werner Dittmann, geboren 1907, hatte in seiner Jugend sehr viel und sehr gut Tennis gespielt. Ein Platz lag gleich gegenüber dem Wohnhaus, und hier brachte er es zu solchen Fertigkeiten, dass er auch gegen Gottfried von Cramm antrat, einen Profispieler, der mehrfach das Finale in Wimbledon erreichte. 1926, nach dem Abitur in Bonn, verschlug es ihn nach Aachen. Dort führte ein Patenonkel meines Vaters die Tuchfabrik Nickel & Müller. Das Unternehmen suchte für die Zukunft einen Nachfolger an der Spitze – und schien dann auch fündig zu werden. Mein Vater kam als Praktikant zu Nickel & Müller, um den Betrieb erst einmal kennenzulernen. Er absolvierte auch ein Semester an der „Preußischen höheren Fachschule für Textilindustrie“. Dort durchliefen die Studenten die Abteilungen für Spinnerei, Weberei, Färberei, Appretur und Stopferei. Mein Vater stieg also ernsthaft in die Materie ein.

Er merkte dabei allerdings, dass er für Stoffe keine rechte Begeisterung aufbringen konnte, und ging zurück nach Bonn. Dort machte er ein Praktikum bei der Dresdner Bank und studierte dann Jura. Nach einigen Semestern wechselte er nach Erlangen. Die Rechtswissenschaften lagen ihm, und so legte er zuerst das Staatsexamen ab und dann auch eine Doktorarbeit vor. Der etwas sperrige Titel des 34-seitigen Werks, das 1934 im Coburg-Verlag erschien: „Die Schadensersatzpflicht aus §148 des Preußischen Allgemeinen Berggesetzes und ihre Gestaltung beim Zusammentreffen von Bergbaulichen Einwirkungen und anderen Sachen, insbesondere Verkehrserschütterungen“. Mein Vater ging darin auf die ersten Prozesse gegen Bergbauschäden ein. Warum er sich gerade dieses Thema ausgesucht hatte, wissen wir nicht. Vielleicht hatte ihm sein Bruder Carl-Heinz dazu geraten.

Sein erster Beruf nach Studium und Promotion sollte unterdessen nichts mit Bergbau zu tun haben. 1927 schon hatte sich die deutsche Versicherungsgruppe Stuttgarter Verein mit der Allianz zusammengetan. Die damals größte Fusion ihrer Branche brachte einen Konzern hervor, der mit hohen Ambitionen auf Kundenfang ging und dafür nicht nur Versicherungskaufleute benötigte. Im November 1935 begann mein Vater als Volontär bei der „Allianz und Stuttgarter Verein Lebensversicherungsbank Aktiengesellschaft“ in Magdeburg. Dann erhielt er einen festen Vertrag und übernahm mehrere Inspektorenbezirke der Filialdirektion Hannover. Dort vertrieb er Lebensversicherungen. Im Innendienst in Hannover lernte er ab Dezember 1937 auch Sachversicherungen kennen.

Sein Arbeits- und Wohnort sollte für Werner Dittmann auch private Folgen haben. Er selbst mochte niemanden kennen in

Hannover – die Verwandtschaft schon. Sein Patenonkel aus Aachen gab Bescheid, dass eine Nichte in Hannover wohne. Sie heiße Ingeborg Küstermann und arbeite dort als Schneiderin.

Den kleinen Vorstoß sprach er auch mit Ingeborgs Mutter Helene, genannt Leni, ab. Diese erhielt im Oktober 1936 folgende Zeilen:

„Nächstens kommt der Sohn meines Vetters, Landgerichtsdirektors Paul Dittmann, mit Namen Dr. iur. Werner Dittmann, nach Hannover zur Allianz und könnte Inge wohl ihren Bekanntenkreis in Hannover erweitern. Werner Dittmann ist ein sehr netter und solider junger Mensch, welcher auch vollständig fremd nach Hannover kommt. Ich überlasse es natürlich Inge, ob sie die Bekanntschaft des jungen Mannes machen will. Ich denke aber, dass es für Inge immer angenehm sein wird, in H. einige Leute zu kennen, welche als absolut vertrauenswürdig anzusehen sind.“

Die Adresse des Ateliers, in dem Inge arbeitete, war dann schnell übermittelt. In der Erzählung meiner Mutter ging es wie folgt weiter: Mein Vater erschien, führte sie aus, unternahm mit ihr auch Wanderungen im Weserbergland. Und dann habe er ihr alsbald klargemacht, dass es mit dem Schneidern jetzt vorbei sei. Jetzt würden Kinder gemacht.

Gesichert ist, dass die beiden im April 1937 in Berlin geheiratet haben. Die Feier fand unter Darbietung allerlei ge-reimter Wortbeiträge im Ratsweinkeller Schöneberg statt. In der Hochzeitsschrift, von der mein Bruder Steffen eine

Ausgabe in unserem Familienarchiv aufbewahrt, finden sich Details. So ging die Braut vor der Ehe noch einmal für einige Zeit nach Bonn zur künftigen Schwiegermutter, um sich auf ihre Rolle vorzubereiten. Das hatte Hermine Dittmann dringend empfohlen. Und das bedingte sich laut Brautmutter Leni auch der Bräutigam aus. „Gelernt wird der Haushalt, das Kochen kommt jetzt dran!“, zitierte Leni ihren Schwiegersohn reimend, „Damit wir können werden übers Jahr dann Frau und Mann.“

Mein Vater begann mit einem Jahresgehalt von 2760 Reichsmark bei der Versicherung. Hinzu kam eine Provision von 0,05 Prozent des Vertragsvolumens. Später, als die Allianz ihn zum Leiter der Lebensversicherungssparte machte, stiegen seine Einkünfte.

Meine Eltern wurden in Hannover sesshaft. Sie wohnten in der Südstadt, nicht weit vom Maschsee, in der Roseggerstraße 10. Die Adresse kennen wir aus einem Dokument, das ich bei der Arbeit an diesem Buch zu Augen bekommen habe. Es liegt im Bundesarchiv, Standort Berlin-Lichterfelde. Eine „Mitgliederkarteikarte“.

In August 1935 ist mein Vater in Frankfurt in die NSDAP eingetreten. Auf seiner Karte sind die Ortsgruppen verzeichnet, denen er zugeordnet war, zuerst Frankfurt, dann Magdeburg und als Nächstes Hannover. Bevor wir für dieses Buchprojekt eine Anfrage beim Bundesarchiv gestellt haben, wusste ich nicht, dass er Mitglied der Partei Hitlers war. Wie in so vielen Haushalten Deutschlands ist darüber bei uns jedenfalls mit mir nicht gesprochen worden. Was mein Vater allerdings sagte: dass er im Nationalsozialismus kein Held gewesen sei.

Seine Parteiakte erhält nur einen Vorgang, wegen eines Umzugs fehlten zuerst einige Mitgliedsbeiträge. Nachweise einer Mitgliedschaft in der SA, SS oder anderer Organisationen der Nationalsozialisten konnten nicht ermittelt werden. Er war wohl ein Mitläufer. Meine Mutter mochte weder Hitler noch dessen Politik. Mein Vater hingegen konnte mit der Idee eines starken Deutschlands durchaus etwas anfangen.

Anfang 1938 kam die erste Tochter zur Welt, Gabriele, im Frühjahr 1940 dann Sohn Axel. Vorher war aber ja Deutschland in Polen einmarschiert. Mein Vater konnte nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs nur noch einige Wochen für die Allianz arbeiten. Dann wurde er zum Kriegsdienst an der Heimatfront einberufen. Etwa ein Jahr später, am 10. Oktober 1940, beendete eine Verletzung im Knie seinen Wehrdienst. Er wurde entlassen und galt nun offenbar als wehruntauglich. Etwas Besseres hätte ihm nicht passieren können.

Fürs Erste kehrte mein Vater zur Versicherung zurück und leitete wieder in den Innendienst der Direktion Hannover. Dann aber endete seine Zeit bei der Allianz. Bei den Cosacks in Neheim, der Familie seiner Mutter, bestand Personalbedarf. Paul Cosack, der Patenonkel meines Vaters, hatte für die Fabriken nicht nur seinen Neffen Carl-Heinz im Sinn. Er wollte auch meinen Vater ins Unternehmen holen.

Die beiden verständigten sich auch brieflich über den richtigen Zeitpunkt. „Wir wären glücklich, wenn dieser verdammte Krieg endlich vorbei wäre“, bemerkte mein Großonkel in einem der Briefe – am 5. November 1940. Da hatte Deutschland noch viereinhalb Kriegsjahre vor sich.

Mein Vater sollte die Geschäftsführung der Firma Tappe & Co-sack übernehmen. Das hatte sein Onkel schon im Sommer 1939 in einem Testament verfügt. Und im Februar 1941, als die Wehrmacht gerade in Rumänien und Bulgarien einmarschierte, erhielt mein Vater dann auch sein Zeugnis von der Allianz. Es fiel sehr gut aus, und sein Arbeitgeber erlaubte sich auch einen Tropfen Wehmut. „Nach seiner vielseitigen Ausbildung und bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten hatten wir uns von ihm für die Zukunft eine verheissungsvolle Entwicklung erhofft, wozu die Früchte seiner bisherigen Arbeit durchaus berechtigten.“

Metallwaren, Leuchten, Schmelztiegel, Kartonagen – die Co-sack-Firmen waren breit aufgestellt. Mein Vater arbeitete sich ein und versuchte, die einzelnen Unternehmungen auch in Kriegszeiten am Leben zu halten. Die Gesamtbelegschaft hatte rund 350 Mitarbeiter umfasst, bevor etliche Männer in den Weltkrieg zogen. Als Arbeitskräfte wurden deshalb bald Kriegsgefangene in die Betriebe geschickt. In Neheim kamen sie aus Osteuropa. Unternehmen wie Brökelmann, Jäger und Busse, Kaiser, Ruhrmetall und auch die Cosack-Fabriken profitierten von ihnen. An den Möhnwiesen entstand eigens ein Barackenlager, in dem im Dezember 1942 rund 1200 Zwangsarbeiterinnen untergebracht waren. In der Stadt bezeichnete man sie als Ostarbeiterinnen. Im Februar 1943 kamen auch männliche Kriegsgefangene hinzu.

Der Krieg, den Hitler in Nachbarstaaten und ferne Länder getragen hatte, fand inzwischen allerdings längst auch in Deutschland statt. Am 13. Mai 1943 griffen die Engländer

Deutschland an verschiedenen Orten mit ihrer Luftwaffe an. Um die Wasserversorgung für das Ruhrgebiet und damit für etliche Rüstungsfabriken zu erschweren, zielten britische Bomber bei der sogenannten Operation Züchtigung auch auf die Möhnetalsperre – und trafen. Der Stausee am Rande des Sauerlands leerte sich mit einer gewaltigen Flutwelle, die das halbe Dorf erfasste und zehn Kilometer weiter westlich Neheim mit einer noch immer tödlichen Wucht erreichte. Das Wasser zerstörte hier rund 200 Häuser, einige Fabriken und auch das Zwangsarbeiterlager. Die Baracken seien „wie Spielzeughäuser von den Wogen fortgerissen“ worden, berichtete der Neheimer Pfarrer Josef Hellmann. Mehr als 500 Zwangsarbeiterinnen aus dem Lager, darunter wahrscheinlich auch etliche, die in den Cosack-Fabriken arbeiteten, ertranken.

Der Industriestandort Neheim erlitt im Zweiten Weltkrieg noch weitere Attacken der Alliierten. Im März 1945 griff ein britisches Geschwader mit 36 Flugzeugen den Bahnhof Neheim-Hüsten an. Die Bomber trafen auch Hotels und Firmen und töteten 60 Menschen. Kurz zuvor hatten Kampfflieger der USA ein Viadukt zwischen Arnsberg und Neheim zerstört. Die Angriffe folgten der Strategie der westlichen Alliierten, verstärkt Eisenbahnstrecken zu bombardieren und damit Infrastruktur zu zerstören. Die Attacken auf Neheim sollten außerdem das Ruhrgebiet vom Rest des Reiches trennen.

Meinem Vater musste es unter diesen Umständen erst einmal vor allem um Schadensbegrenzung gehen. Nach dem Krieg machte er sich dann auch daran, das Geschäft mit dem Ausland wiederzubeleben. Das hatte der Krieg jäh unterbrochen. „Mit Energie und Sachverstand war er an führender Stelle am Wiederaufbau und Wachstum unserer Werke beteiligt“, hieß es

Jahrzehnte später in einer Traueranzeige, die die Cosack-Werke zu seinem Tode in der Tageszeitung „Die Welt“ schalteten.

Beschwert hat sich mein Vater sicher niemals darüber, dass er die Firmen in derart schwierigen Zeiten übernehmen musste. Zur Klage neigte er ohnehin nicht. Zudem führte ihm das Schicksal seines Bruders Carl-Heinz vor Augen, dass er mit seiner wenn auch komplexen beruflichen Aufgabe noch immer privilegiert war.

Nach dem Krieg leitete mein Vater die Unternehmen gemeinsam mit seinem Vetter Carl-Willy Kleine-Cosack und zwei weiteren Cousins. Nach und nach kaufte er die Anteile Familienangehöriger an den Unternehmen auf und konnte so auch die Richtung vorgeben. Mein Vater hatte die Materie sicher nicht tief durchdrungen, war aber ein exzellenter Personalführer und zudem ein guter Jurist.

Mit dem Zusammenbruch Nazideutschlands besann mein Vater sich wieder seiner christlichen Wurzeln. In Neheim dominierte das Katholische. Die Menschen flüchteten sich geradezu in ihren Glauben. Jene, die den Glauben vertraten, gewannen dadurch großen Einfluss. „Wer etwas anderes als CDU wählt, ist ein Antichrist“, predigte der Stadtpfarrer Hellmann zu Wahlen von seiner Kanzel. Das war meinem katholischen Vater dann aber doch zu viel. Dass Deutschland nach der Diktatur ein pluralistischer Staat werden sollte, stand für ihn genauso wenig außer Frage wie das Ziel, von nun an in Frieden mit anderen Staaten zu leben. Seine Geschäftsreisen ins Ausland, nach Frankreich etwa, nach England und in die Niederlande, hat er immer auch als Gelegenheit verstanden,

sich im Kleinen zu versöhnen mit den Menschen jener Länder, über die Deutschland so viel Unheil gebracht hatte.

Als Mensch war mein Vater einerseits ein Sohn seines Vaters. Erzogen im preußischen Sinne, begriff er Pflichtbewusstsein, Pünktlichkeit und Gesetzestreue als Tugenden. Andererseits hatte er in seinem Leben nicht nur den einen kerzengeraden Weg verfolgt. Anders als im Falle meines Großvaters hatte ihn das Jura-Studium nicht in den Staatsdienst und auch nicht in eine Anwaltskanzlei geführt. Mein Vater konnte sich auf neue Situationen einstellen. Außerdem konnte er sich gut auf Menschen einlassen. Sich in ihre Lage versetzen, mit ihnen mitfühlen, sich zuwenden. Kurz: Er konnte mit Menschen.

Ich erinnere mich, dass tief in meiner Kindheit in den frühen Fünfzigerjahren an irgendeinem Sonntagmorgen jemand mit Motorroller bei uns vorfuhr und klingelte. Der junge Mann war ein Ägypter und mit meiner ältesten Schwester Gabriele befreundet. Er musste nun zurück nach Ägypten, hatte aber nicht genug Geld und bat meinen Vater um einen Kredit für die Reise. Mein Vater gab ihm das Geld – und stieß auf breites Unverständnis. „Das Geld siehst du doch niemals wieder“, hörte mein Vater nun von nahezu jedem, der die Begebenheit mitbekam. Er entgegnete dann nur kurz und entschieden, dass er das Geld doch wiederbekommen werde.

Die Jahre vergingen, meine Schwester lebte längst nicht mehr in Neheim, und wir anderen hatten die Sache vergessen, als es irgendwann wieder klingelte und der Ägypter vor der Tür stand. Er war gekommen, um seine Schulden zu begleichen und auch die Zinsen zu zahlen. Mein Vater reagierte gerührt. Es ging ihm nicht ums Geld, sondern um etwas, das

ihm mehr wert war. Er hatte dem Mann, den er kaum kannte, vertraut und sich nicht in ihm getäuscht. Der Ägypter entschuldigte sich für die Verspätung bei der Zurückzahlung. Er wurde hereingebeten und blieb zum Essen.

„Du mit deinem Gottvertrauen“, sagte meine Mutter oft zu meinem Vater. Ein Grundvertrauen in die Menschen hatte er tatsächlich. Dass man damit nicht oder jedenfalls nicht immer enttäuscht wird, habe ich anhand des Ägypters miterlebt und für mich angenommen.

Von meinem Vater konnte man auch Toleranz lernen. Sein eigenes Weltbild stand fest, doch ließ er andere Ansichten und Meinungen gelten. Als meine Schwester Gabriele Hochzeitspläne mit dem Sohn eines evangelischen Pfarrers schmiedete, störte ihn das schon deshalb nicht, weil er selbst eine evangelische Christin geheiratet hatte. Dass die Trauung evangelisch stattfinden sollte, auch weil der Vater des Bräutigams anderes niemals zugelassen hätte, machte meinem Vater ebenfalls keinen Kummer. Vor der Hochzeit erschien nun allerdings der Neheimer Stadtpfarrer Josef Hellmann bei uns zu Hause. Er legte meinen Eltern dar, dass Gabriele auf jeden Fall exkommuniziert werde, sollte sie sich protestantisch trauen lassen.

Mein Vater engagierte sich zu der Zeit als Vorsitzender des Kuratoriums des Katholischen Krankenhauses und kannte den Pfarrer gut. Doch mit solch einer fundamentalistischen Einstellung hatte er nicht gerechnet. Die Reaktion des Priesters erschütterte ihn geradezu. Intoleranz konnte mein Vater nicht ausstehen.

Meine Schwester heiratete wie geplant evangelisch. Per Post erhielt sie anschließend vom Erzbistum Paderborn die

Nachricht, dass sie aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschlossen worden sei. Mein Vater hatte dem Pfarrer entgegnet, er werde sein Amt im Kuratorium der Pfarrgemeinde niederlegen, sollte die Kirche wirklich so engstirnig handeln. Genau das tat er nun.

Mein Vater war ein Mensch, zu dem man fast schon aufschauen musste. Er zeigte Empathie, Verständnis für Kinder und manchmal eine Schlitzohrigkeit bis hin zur Lausbubenhaftigkeit. Er verstand es, andere zu begeistern. Geachtet habe ich ihn aber auch, weil er sich selbst gerade nicht auf den Sockel stellte. Seine Schwächen waren auch offensichtlich, die täglich zweistündige Mittagspause etwa, letztlich egoistisch, weil das ganze Haus mit ihm zu ruhen hatte. Seine Geselligkeit kann man sicherlich als schönen Charakterzug ansehen. Doch wenn er etliche Stunden an Stammtischen, bei Vereinen oder Organisationen wie dem „Fachverband Kurzwaren“ in Hagen zubrachte, verfolgte er eher die eigenen Interessen als die meiner Mutter. Die saß allein zu Hause.

Dass er sich neben seinen Fabrikantenaufgaben in der Lokalpolitik betätigte, halte ich meinem Vater zugute. Es waren ja auch politische Wiederaufbauzeiten. Die Menschen, die sich nun in Deutschland engagierten, mussten sich erst einmal klarmachen, was das in einer Demokratie bedeutete. Das zeigt das Protokoll einer CDU-Gründungsversammlung in Neheim-Hüsten, wo sich am 10. November 1945 in einer Gaststätte „45 Herren“ trafen:

„Rechtsanwalt Thiele, Arnsberg, führte aus, dass die Zeit, in der wir jetzt stehen und die vor uns liegt, nur gemeistert werden kann, wenn das deutsche Volk sich auch im Innern zur Demokratie bekennt. Eindringlich stellte der Redner fest, dass für die heutige Notzeit weder deutsche Verwaltungsstellen noch die Britische Militärregierung, sondern einzig und allein das Naziregime die Verantwortung trage (...). Vorbildlich für die zu schaffende demokratische Form des deutschen Staates müssten die westlichen Länder sein. (...) Die Arbeit der Partei muss darauf gerichtet sein, diejenigen zusammen zu führen, die nach ihrer Weltanschauung und Staatsauffassung zusammenpassen. Alle Sonderinteressen müssen im Hinblick auf die zu lösenden Aufgaben zurücktreten.“

Mein Vater trat der CDU bald nach dem Krieg bei und begab sich Ende 1948, einige Monate vor der Gründung der Bundesrepublik, in die Kommunalpolitik. Er tat das in einer Kommune, in der sich zwei Parteien rund 80 Prozent der Stimmen aufteilten. Bei der Wahl im November 1948 blieb die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) mit 359 Stimmen unter der Fünf-Prozent-Hürde. Das Zentrum, die alte Partei des deutschen Katholizismus, holte 19 Prozent. Die CDU kam auf 38 Prozent und die SPD auf knapp 43 Prozent. Der Ratsversammlung gehörten somit 10 Sozialdemokraten, 9 Christdemokraten und vier Zentrumsleute an.

Einer der direkt gewählten Ratsvertreter war Dr. Werner Dittmann. In einer Niederschrift seiner Vereidigung, die er auch zu unterzeichnen hatte, hielt die Stadt den Akt fest:

„Ich, Dr. Werner Dittmann, Stadtverordneter der Stadt Neheim-Hüsten, schwöre bei Gott dem Allmächtigen, erkläre feierlich und aufrichtig, daß ich jederzeit das mir übertragene Amt nach bestem Willen und Können, unparteiisch und ohne Ansehen der Person ausüben werden, und daß ich gewissenhaft die Verfassung die Gesetze Deutschlands in ihrer derzeit bestehenden Form und alle gesetzlichen Verfügungen der Militärregierung, sowohl dem Buchstaben als auch dem Geiste nach befolgen werde, und daß ich jederzeit für das Wohl der Gemeinde arbeiten und ihr unbestechlich und ohne Eigennutz dienen werde. So wahr mir Gott helfe.“

Unparteiisch, unbestechlich und bei Gott dem Allmächtigen – die Neheim-Hüstener näherten sich der Demokratie dreieinhalb Jahre nach Kriegsende nicht ohne Pathos und Ambition. Die im Stadtrat vertretenen Berufe wiederum vermitteln eine große Bandbreite, vom Buchprüfer bis zum Landwirt, vom Drogisten bis zum Schleifer, vom Milchhändler bis zum Lokführer.

Mein Vater gehörte dem Stadtrat ein Jahr an, als dort die Wahl des Bürgermeisters samt Stellvertreter auf der Tagesordnung stand. Dieser 22. November 1949 sollte am Ende auch Folgen für sein eigenes Leben haben. Für die CDU trat Anton Cöppicus an, Amtsinhaber seit Kriegsende. Die SPD hatte einen Deal vorgeschlagen, wollte Cöppicus ein weiteres Jahr wählen, wenn die CDU dann umgekehrt einem Sozialdemokraten ins Amt hülfe. Laut dem SPD-Rats Herrn Ferdinand Linke, einem Gewerkschaftssekretär und Schlosser der

Hüttenwerke Siegerland, hatte die CDU jedoch nicht auf das Angebot reagiert. Seine Partei stellte deshalb einen Gegenkandidaten auf.

Die Wahl ging mit 11:11 aus, und im Protokoll der Sitzung ist vermerkt, dass man sich in zwei Wochen erneut zur Abstimmung treffe. Die Abgeordneten würden dann geheim votieren. Eine gute Woche später allerdings kam heraus, dass man ein Gesetz falsch interpretiert und der vorherigen Wahl die Rechtsgrundlage gefehlt hatte. Das bedeutete aber nur, dass die nächste Wahl als erster Wahlgang zu betrachten war.

Bis zum neuen Wahltermin am 6. Dezember 1949 konnten die Parteien einen neuen Spitzenkandidaten auswählen – oder weiterhin auf den alten setzen. Die SPD ging erneut mit dem Metallschlosser Ernst König ins Rennen. Die CDU hingegen stellte sich nach dem vorherigen Unentschieden anders auf: Sie nominierte meinen Vater.

Der Fabrikant Dr. Dittmann erhielt 13 Stimmen und 10 Gegenstimmen. Damit hatte Neheim-Hüsten einen neuen Bürgermeister. Und meine Mutter hatte einen Ehemann, der künftig noch mehr Veranstaltungen besuchen und noch mehr Termine im Kalender stehen haben würde.

Mein Vater hoffte in seiner ersten Ansprache im Plenarsaal, wie der Reporter der Tageszeitung „Westfalenpost“ notierte, dass auch diejenigen, die nicht für ihn gestimmt hätten, ihm Vertrauen entgegenbringen würden. Zudem versprach er, objektiv seines Amtes zu walten. Seinem Vorgänger dankte er für die enormen Verdienste. Als die vielen Ostvertriebenen nach Neheim gekommen seien, sei es Anton Cöppicus gewesen, der sich für sie berufs- und wohnungsmäßig eingesetzt habe.

Die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen und auf sie zuzugehen, kam meinem Vater auch in der Politik zugute. Mein Schwimmtrainer gehörte der SPD an und sagte mir später mal halb im Ernst, ich sei ja ganz in Ordnung. Mein Vater aber sei ein gerissener Typ. Immer wenn es schwierig gewesen sei im Stadtrat, sei er mit den Abgeordneten einen trinken gegangen und habe so seine Beschlüsse durchgebracht.

Im Herbst 1950 stellte sich mein Vater zur Wiederwahl. Das Wirtschaftswunder hatte die Industriestadt Neheim-Hüsten zu der Zeit bereits erreicht. Während die Beschäftigungslage in den umliegenden Städten Warstein, Arnsberg, Sundern und Balve laut „Westfalenpost“ noch unbefriedigend war (die Arbeitslosigkeit dort gleichwohl gerade mal fünf Prozent betrug), lag die Quote im gesamten Bezirk bei 3,2 Prozent. In Neheim-Hüsten dürfte es demnach kaum mehr Arbeitslose gegeben haben. Die Wirtschaft prosperierte, und die Zeitung berichtete von vielen Überstunden in der Eisen- und Metallindustrie.

Die gute Wirtschaftslage kam meinem Vater in seinem Hauptberuf sehr zugute. Als Bürgermeister zog er daraus offenbar keinen Gewinn. Die Abstimmung zwischen ihm und seinem Stellvertreter von der SPD im November 1950 ging unentschieden 11:11 aus. Im zweiten Wahlgang änderte sich daran nichts.

Das lag, darauf deutete zumindest der Rathausreporter der „Westfalenpost“ hin, an einem Stadtverordneten des Zentrums. Dem Blatt, das unter seinen Zeitungskopf tagtäglich das Motto „Für demokratischen Aufbau in christlichem Geist“ druckte, missfiel das außerordentlich. „Um ein Haar hätte an der Spitze der durch und durch christlichen Stadt ein Bürger-

meister aus dem antikirchlichen Lager der Linken gestanden“, schrieb er und fragte: „Wird der nächste Wahlgang in 14 Tagen einen marxistischen Bürgermeister bringen?“

Man muss dem Journalisten bei seiner Zuspitzung wohl zugutehalten, dass die SPD bis 1959 in der Tat noch mit den Kirchen über Kreuz lag. Mein Vater wiederum hielt aber wenig von jenen, die das Religiöse immer vor sich hertrugen. Er selbst hätte sich, da bin ich sicher, auch mit Stimmen vermeintlicher Marxisten wählen lassen. Zwei Wochen später bestätigte ihn der Rat bei 13 Ja- und 10 Nein-Stimmen. Nun konnte es im Rat wieder um den Bau von Brücken, Straßen und natürlich von Wohnungen gehen.

Mein Vater hat sich als ehrenamtlicher Bürgermeister mit diesen drängenden politischen Themen befasst und aber auch die Stadt Neheim-Hüsten repräsentiert. 1951 sah man ihm bei Kirmes und Kreistierschau auf der Riggerweide und bei etlichen anderen Veranstaltungen. Auch empfing er zweimal pro Woche zur Sprechstunde, im Rathaus Neheim und in der Verwaltungsstelle Hüsten.

Als sich sein zweites Jahr an der Spitze der Stadt neigte, hatte er dann aber genug. Die Presse ließ ihn ziehen. „Man kann es verstehen, dass Dr. Dittmann amtsmüde ist und nicht noch einmal die anspruchsvolle Bürde des Stadtoberhauptes auf sich nehmen möchte“, kommentierte die „Westfalenpost“. „Denn sein Beruf nimmt ihn in dieser wirtschaftlich stark angespannten Zeit derart in Anspruch, dass er sich unmöglich dem Ehrenamt im Dienst der Stadt so widmen kann, wie er es gern möchte.“

Hauptstraße 8

Mein Vater war ein verständiger, kommunikativer, aber für seine Kinder auf jeden Fall auch ein strenger Typ. Wir Söhne haben den Rohrstock nicht nur in der Schule kennengelernt. So bändigte man damals sechs Kinder. Das erste, meine Schwester Gabriele, war ja 1938 noch in Hannover zur Welt gekommen, genau wie mein Bruder Axel 1940. Es folgten Beate (1942), Steffen (1943), ich selbst (1946) und schließlich Annette (1949). Platz fand die Familie zuerst in der Bahnhofstraße in Hüsten und dann in der Hauptstraße 8, mitten im Zentrum Neheims und direkt gegenüber der Pfarrkirche.

Das Haus war eine stattliche Fabrikantenvilla der Cossack'schen Familie. Sie machte so viel her, dass die Alliierten sich 1945 hier erst einmal niederließen und die Geschicke der Stadt aus dem Haus heraus lenkten. Meine Eltern brauchten deshalb eine Bleibe und bauten mit Unterstützung des Bautrupps der Firmen ein neues Haus in Langscheid, unmittelbar am Ufer des Sörpesees. In dem Dorf, 15 Kilometer südlich von Neheim, gingen wir jüngeren Geschwister später auch zur Grundschule. Unser Haus in der Innenstadt hatten wir da längst zurückbekommen, doch meine Mutter war erneut nach Langscheid gezogen, weil im Nebenhaus unserer Villa in der Hauptstraße Nachbarkinder an der hoch ansteckenden Kinderlähmung erkrankt waren.

Schlendert man heute durch die Neheimer Innenstadt, landet man fast zwangsläufig in der Hauptstraße, die lange schon Fußgängerzone ist. Im Erdgeschoss der Hausnummer 8 haben sich ein Hofladen mit Poststelle und ein Bekleidungsgeschäft eingemietet. Damals erreichte man im Erdgeschoss

auf der linken Seite ein Damen- und ein Esszimmer, während sich rechts ein weit in die Tiefe reichendes Wohnzimmer erstreckte. Hinter dem Esszimmer lagen Küche und Wirtschaftsräume.

Im Obergeschoss hat nach Angaben meiner Mutter auch für kurze Zeit der später bekannte Tierexperte Bernhard Grzimek gewohnt. Grzimek hatte Anfang 1945 aus Berlin flüchten müssen, nachdem die Geheime Staatspolizei seine Wohnung durchsucht hatte. Die Gestapo-Leute hatten mitbekommen, dass Grzimek versteckte Juden mit Lebensmitteln versorgte. Bald verließ er Westfalen wieder und ging nach Frankfurt, wo er Direktor des Zoos wurde.

Während meiner Geburt am 26. März 1946 lebten im Obergeschoss bereits die Schwerters. Das Lehrerehepaar war wohl ausgebombt, die Besatzungsmacht hatte ihnen die abgetrennte Wohnung zugeteilt. Auf derselben Etage hatten unsere Eltern und wir Kinder jeweils ein Zimmer. Ebenfalls war noch für unsere ledige Großtante Agnes Cosack Platz, die meinem Eindruck nach ihre Kinderfreundlichkeit mit zunehmendem Alter einbüßte.

Neben unserem Haus hielt regelmäßig ein Lastwagen, der Kohlen für unseren Keller lieferte. Dort stand eine Kohlenzentralheizung, wie sie damals nur wenige Häuser in Neheim besaßen. Den Garten schmückte ein Pavillon, von dem aus eine Treppe in den hinteren, abhängig gelegenen Teil führte. Gleich hinter unserem Grundstück lag die Kleinbahnhaltestelle Neheim-Stadt.

Ich wuchs als Kleinstadtjunge auf, der schnell mal in die Schobbostraße zum Bäcker laufen und für zwei Pfennig ein Brötchen kaufen konnte. Dass unser Haus nicht dem

allgemeinen Standard entsprach, sah ich, wenn ich meine Freunde in Mietshäusern besuchte. Dort lagen die Toiletten im Zwischengeschoss. Als Papier dienten zu Vierecken geschnittene alte Zeitungen. Meine Eltern hingegen unterhielten einen hochherrschaftlichen Haushalt, hatten eine Köchin angestellt und außerdem – stets in Weiß und mit einem Häubchen im Haar, für mich als Kleinkind eine wichtige Bezugsperson – das Kindermädchen Erna. Mein Vater hatte auch einen Fahrer, der ihn morgens abholte, zum Mittagessen und -schlaf wieder nach Hause und nachmittags wieder zurück in einen seiner Betriebe brachte. Uns Kindern fehlte es im Grunde an nichts. Das heißt allerdings nicht, dass wir sonderlich verwöhnt worden wären. Später, als wir umzogen, fuhr ich auch im tiefsten Winter 20 Minuten mit dem Rad zur Schule. Wenn mir das zu kalt war, konnte ich zu Fuß gehen, 45 Minuten.

Ein Foto, wahrscheinlich aus dem Jahr 1954 oder 1955, zeigt uns der Größe nach wie Orgelpfeifen aufgereiht. Im Alltag waren wir aber gar nicht so oft vereint. Gabriele ging aus dem Haus, als ich zwölf und meine kleine Schwester Annette, die wir Kiki nannten, neun Jahre alt waren. Axel, der älteste der drei Brüder, besuchte zwischenzeitlich ein Internat in Bad Godesberg bei Bonn. Mich haben daher neben meinen Eltern vor allem meine Geschwister Beate, Steffen und Kiki geprägt.

Dass meine Eltern mit uns spielten, habe ich außer beim Skat und dem Brettspiel Poch nie erlebt. Dafür hatten sie keine Zeit, und mein Vater wäre auch gar nicht auf die Idee gekommen, sich als Spielkamerad zu einem seiner Kinder auf den Wohnzimmerteppich zu setzen, genauso wenig wie

meine Mutter. Die beaufsichtigte uns allerdings, mittags, wenn wir die Hausaufgaben erledigten.

Sobald wir damit fertig waren, ging es möglichst raus, von Frühjahr bis weit in den Herbst stets in kurzen Lederhosen. Bereits der Garten bot beste Spielmöglichkeiten. Mein Bruder Steffen hat eine seiner Erinnerungen an die Zeit dort zu meinem 60. Geburtstag aufgeschrieben. Axel lebte damals noch bei uns oder war für die Schulferien nach Hause gekommen.

„Wir hatten dort im hinteren und tiefer gelegenen Teil unseres Gartens eine mit Büschen bestandene Böschung – zur Haltestelle ‚Neheim-Stadt‘ der damals noch rege verkehrenden Kleinbahn. Unter den Büschen spielten wir mit den damals reichlich vorhandenen Siku-Gussautos. Wir legten Straßen in den Berg, gruben große Garagentunnel in den Hang. All das war uns eigentlich von unseren Eltern untersagt, weil diese Angst hatten, wir könnten den Bahnsteig zum Einsturz bringen. Immer wieder setzten wir uns aber über solche Verbote hinweg, und das war auch gleichzeitig unser großes Geheimnis.

Axel verteilte vor Beginn immer die Autos und die Spielfläche, auf der dann jeder frei gestalten konnte. Dabei versuchte er natürlich, sowohl bei der Fläche (in der Mitte!) als auch bei den Autos (meistens die größeren Lkw) das größte Stück vom Kuchen zu bekommen. Du wurdest dann immer sehr ärgerlich und bockig, wenn Du das gemerkt hast. Du hast dann verbal stark argumentiert und größere Gerechtigkeit gefordert. Wurde dem nicht stattgegeben, dann bist Du sehr laut geworden. Das war dann für uns sehr

unangenehm, da wir befürchten mussten, daß durch Dein Gebrüll unser Vater von seinem wohlverdienten Mittags-schlaf (von 13.00 bis 15.00 Uhr) gerissen werden könnte. Dann haben wir Älteren sehr schnell beigegeben (...) Du hast erreicht, dass Du als gleichberechtigter Partner unserer Spielgemeinschaft aufgenommen wurdest.“

Ich selbst weiß nichts mehr von solchen kleinen Auseinandersetzungen, doch laut Steffen habe ich öfter mal darauf geachtet, mir die Butter nicht vom Brot nehmen zu lassen. Dass ich mich bei seiner Erstkommunion erfolgreich durchgesetzt habe, belegen auch Fotos.

„Einige Wochen vor meiner Kommunion hattest Du einen Hundemischling auf der Straße aufgelesen. Von diesem warst Du fortan unzertrennlich, und er sollte Deinem Wunsch entsprechend auch mit aufs Foto. Für unsere Eltern undenkbar. Du hast so lange lamentiert, bis man dann endlich – des lieben Friedens wegen – nachgab. Ja, es ging dann soweit, dass Du mit dem Hund allein auf einem Stuhl sitzend fotografiert wurdest.“

Ein Hund wurde also geduldet. Später hielten wir ohnehin immer auch Boxer. Was meine Mutter hingegen nicht ertragen konnte, waren schwache Leistungen in der Schule. Vielleicht war das der Grund, weshalb Axel irgendwann ins Internat wechselte. Genau wie Gabriele bestand er die Abiturprüfung später problemlos. Bei den Jüngeren ergaben sich allerdings in einem Jahr – jedenfalls aus Sicht unserer Mutter – ein paar bedrohliche Schwankungen.

Man muss vorausschicken, dass es für meine Mutter schlicht unvorstellbar war, dass eines ihrer sechs Kinder sitzenbliebe. Und doch sah es in einem Schuljahr gleich bei dreien von uns so aus. Steffen stand kipplig, Beate auch und ich, damals in der Obertertia, also der 9. Klasse, ebenfalls. In unseren Zwischenzeugnissen im Herbst hatten die Klassenlehrer jeweils vermerkt, dass unsere Versetzung stark gefährdet sei. Drei auf einmal – das löste bei unserer Mutter Panik aus.

Die Lösung für das Problem konnte ich beisteuern, wenn auch nicht aus pädagogischer Motivation. Ich hatte nämlich gerade mit großer Freude einen Tanzkurs absolviert und konnte mir sehr gut vorstellen, das zu wiederholen. Tanzkurse belegten wir damals allesamt in der Obertertia. Noch mal Obertertia gleich noch mal Tanzkurs, lautete meine einfache Rechnung.

Meine Mutter war sofort einverstanden. Freiwillige Wiederholung eines Jahres und der Wechsel auch noch mitten im Schuljahr, das sah nicht nach Sitzenbleiben aus. Im Nachhinein habe ich dadurch aber die – in den Augen meiner Mutter – Katastrophe nicht verhindern können. Steffen und Beate blieben zum großen Leid unserer Mutter sitzen.

Früher schon, zu meinen Grundschulzeiten, war meine Mutter immer mal wieder zum Gespräch in die Schule bestellt worden. Dafür war ich ganz sicher nicht einzige Grund, auch wenn mein Bruder Steffen das in seinen Erinnerungen anhand meiner Person beschreibt:

„Häufig wurde unsere Mutter in die Schule gerufen. Grund war immer, daß sich Eltern Deiner Mitschüler über Deine Rüpelhaftigkeit beschwert hatten. Ihre Kinder hatten teilweise sogar Angst, in die Schule zu gehen. Der Grund warst

Du. Du führtest – als wohl einer der Kräftigsten – ein hartes Regime. (...) Für unsere Mutter waren diese Gänge in die Schule immer eine Tortur, dieses auch, weil sie immer auf den ‚guten Ruf‘ der Familie bedacht war. Da Du nach solchen Besuchen von Mutti in der Schule Dein Verhalten zwar schnell, aber nicht lange geändert hast, wurden die Besuche bald zur Routine und stumpften unsere Mutter ab.“

Dass ich nicht das einzige Kind unserer Familie war, das sich in der Schule derart unmöglich aufführte, bestreitet Steffen allerdings nicht. Auch in anderen gymnasialen Zeugnissen, die in der Hauptstraße 8 zur Unterschrift vorgelegt wurden, dürften die Klassenlehrer auf Tadel verwiesen haben. „Neigt sehr zu Störungen“, stand einmal bei mir, auch ein „unkorrektes Verhalten bei einer Klassenarbeit“ wurde verwiesen. Da hatte man mich wahrscheinlich beim Abschreiben erwischt. Einen Tadel verteilten die Lehrer in meiner Erinnerung allerdings auch ziemlich schnell. Als ich mit einem Handel von Schwarz-Weiß-Bildchen aufflog, die Frauen oben ohne zeigten, wurde sogar mein Vater in die Schule zitiert.

Durchgekommen sind wir trotzdem. Meine Schwester Beate machte Abitur, studierte anschließend Grundschullehramt und wurde später Psychotherapeutin. Steffen legte wie sein großer Bruder Axel (und wie später auch sein kleiner Bruder Frank) die Prüfung zum Diplom-Kaufmann ab. Kiki, die jüngste von uns sechs Kindern, machte das Einjährige und danach eine Ausbildung zur Krankengymnastin.

Die Familie meiner Mutter

Als meine Mutter zum allerersten Mal nach Neheim kam, sah sie, wie Hirten die Kühe über die Hauptstraße zur Hude trieben. Für eine Frau, die in Berlin aufgewachsen und dann in Hannover gelebt hatte, kam der Umzug in eine Kleinstadt einem Kulturschock gleich. Sie ließ sich darauf ein, nahm meinem Vater aber ein Versprechen ab: Wenn das letzte Kind aus dem Hause sei, würden sie beide nach Berlin gehen.

Unter den Vorfahren meiner Mutter finden sich einige Menschen mit klingenden Namen. Ihre Großmutter, Margarete Domrich, war eine Enkelin des evangelischen Theologen Karl August von Hase. Der lehrte, nachdem Johann Wolfgang von Goethe ihm eine Professur angeboten hatte, an der Universität Jena. Von Hase engagierte sich in der damals höchst fortschrittlichen Burschenschaftsbewegung, wurde später zum Geheimen Kirchenrat ernannt und zum Rektor der Universität Jena. Emeritiert hat man diesen herausragenden Intellektuellen der deutschen Theologie des 19. Jahrhunderts nach einer fast 60-jährigen Lehrtätigkeit, in der er auch etliche Werke zur Geschichte der Kirche vorlegte. Die Redewendung „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts“, ist allerdings auf Karl August von Hases Sohn Karl Victor zurückzuführen. Der bekundete mit genau diesen Worten einmal vor einem Gericht in Heidelberg seine Unwissenheit.

In der breiten Nachkommenschaft der Familie tauchen etliche Pfarrer und auch viele Militärs auf, manche von landesweiter Bekanntheit. Da ist Paul von Hase, Generalleutnant und im Zweiten Weltkrieg Stadtkommandant von Berlin, zugleich einer der Widerstandskämpfer, die das Hitler-Attentat vom

20. Juli 1944 planten. Karl-Günther von Hase wurde Regierungssprecher unter Konrad Adenauer, später Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium und schließlich Intendant des ZDF. Der evangelische Theologe und Widerstandskämpfer Friedrich Bonhoeffer, hingerichtet 1945, zählte ebenfalls zur Familie. Ein anderer von Hase, Hans Jürgen mit Vornamen und weniger bekannt, wanderte 1933 nach Namibia aus.

1957 gründete sich ein Familienbund mit eigenem Wappen, ein eingetragener Verein, dem auch wir angehören. Er verfügt bis heute über ein Studentenwohnhaus in Jena und richtet auch alle paar Jahre ein Familientreffen aus. Dort kommen dann etwa 100 Hasen und Karnickel (so nennen wir die Familien der drei Töchter Karl August von Hases) zusammen.

Meine Urgroßmutter Margarete Domrich heiratete dann einen Karl Eduard Brückner. Die beiden bekamen 1886 ihre Tochter Helene Brückner, Leni, die Mutter meiner Mutter. Helene Brückner heiratete 1908 in Meiningen im Thüringer Wald den Soldaten Paul Küstermann.

Mein Großvater Paul Küstermann

Über meinen Großvater Paul Küstermann, geboren ebenfalls 1886, wäre viel zu erzählen. Sein Leben verlief abwechslungsreich und turbulent. Als Soldat kam er mit meiner Großmutter vor dem Ersten Weltkrieg aus Meiningen nach Berlin. Die beiden brachten bereits zwei Töchter mit und bekamen 1916 ein drittes Kind – meine Mutter. Da war mein Großvater schon aus dem Feld zurückgekehrt, als Kriegsversehrter. Er hatte seinen rechten Unterarm verloren. Dass er Offizier gewesen war, zuletzt im Rang eines Majors, nützte ihm nun nichts mehr.

Er fand eine Anstellung bei einer Berliner Privatbank und dann, da war der Weltkrieg vorüber und die erste deutsche Republik erfolgreich gegründet, auch ein Gspusi. 1920 zog er zu Hause aus, so entschieden, das Richtige zu tun, dass er auch seinem Schwiegervater in Meiningen mitteilte, die Trennung sei endgültig. 1922 wurde die Ehe dann in der Tat geschieden. Mein Großvater lernte eine andere Frau kennen, sie hieß Edith Baumann. Mit Edith, die jüdischen Glaubens war, bekam er eine weitere Tochter.

Die genauen Motive kennen wir bis heute nicht, doch in den politisch eher ruhigen mittleren Zwanzigerjahren verließ Paul Küstermann Deutschland. Er hatte eine Bekannte, die bei der Überseegesellschaft in Hamburg arbeitete und Arbeitsplätze in der früheren deutschen Kolonie Tansania vermittelte. Die Überseegesellschaft verschaffte deutschen Farmern, die sich in Tansania niederlassen wollten, auch Kredite.

Mein Großvater, kriegsversehrt und inzwischen immerhin fast 40 Jahre alt, ging mit seiner zweiten Frau Edith, mit der gemeinsamen Tochter Anne und einem Kindermädchen namens Else Paschelke in Cuxhaven an Bord eines Dampfers. Das Schiff nahm Kurs auf das ehemalige Deutsch-Ostafrika, das nach dem Krieg Belgien und Großbritannien unter sich aufgeteilt hatten. Rund sieben Wochen sollte die Überfahrt dauern. Danach, auf afrikanischem Boden, stießen die Auswanderer tief ins Landesinnere vor und ließen sich rund 500 Kilometer südwestlich des heutigen Daressalam im Hochland nieder.

In dem Örtchen Mufindi, mehr als 1800 Meter über dem Meeresspiegel, betrieben sie wie andere Deutsche fortan eine Farm. Wie es Paul Küstermann dort erging, wissen wir aus

seinen Briefen, die er nach Deutschland schickte und die mein Bruder Steffen aufbewahrt. Diesen hier verfasste er 1929:

„Livalonge, den 12.5.29. 8.45 Uhr Abds, Sonntag vor Pfingsten.

Ihr Lieben!

Heute sollt Ihr mal wieder einen kleinen Bericht von mir haben. (...) Im Kamin prasselt das Feuer. Draußen sterneklare Nacht, der Wind heult. Ein prachtvoller Sonnentag – im wahren Sinne des Wortes – ist zur Neige gegangen. Ein Feiertag Himmels und der Erde. So sind sie jetzt alle, die Tage, sonnig u. hell wie im deutschen Sommer, dunkelblau der Himmel. Nur die Sonne brennt mörderisch! So intensiv ist die Bestrahlung, daß der weiße Mensch ohne doppelten Filzhut unweigerlich Sonnenstich bekommt. Wir alle, auch das Kind, sind an das ständige Tragen der schweren Kopfbedeckung im Freien gewöhnt, daß uns etwas fehlt, wenn der Doppelhut nicht auf dem Schädel sitzt.

Seit 3 Wochen schon hat der Regen aufgehört – eine ganz ungewöhnliche Erscheinung hier, wo die Regenzeit sonst bis Anfang Juni dauert. Alle Kreatur seufzt unter der Glut am Tage, auch der Kaffee, den mit Schattendächern zu versehen jetzt die Hauptarbeit auf der Pflanzung ist.

Dafür wird es nach Sonnenuntergang kühl, ja kalt. Und wie wir uns abends am Kaminfeuer behaglich wärmen, so sitzt fröstelnd unser dem Stamm der Wakinga angehörender Nachtwächter Shandipwani in seiner als Schilderhaus drapierten Kiste von der Speditionsfirma Meyer-Berlin vor einem gewaltigen Holzfeuer. Er behauptet, er wacht. Rufe

ich ihn nachher aber mal an, so antwortet er immer erst auf den dritten Aufruf. (...)

Schön ist ja die Trockenzeit, wunderschön. Eigentlich ewiger Frühling, nach deutschen Begriffen. Aber für Pflanze und Farmer voller Sorgen u. Kummer. Die Sonne dörft den Boden derart aus u. macht ihn so hart u. trocken, daß nicht nur der Kaffee – soweit er jung ist – dichte Beschattung verlangt, sondern auch Gemüse u. Blumen ständiger Pflege durch Beschattung und Gießen (trotz taureicher Nächte) bedürfen. Und wehe dem Landwirt, dessen Getreide u. Mais jetzt noch nicht wurzeltief genug stehen. Er geht pleite.“

Als Farmer in Afrika lernte mein Großvater die einheimische Bevölkerung zwangsläufig besser kennen. Wie wohl jeder Mensch, der ein neues Land kennenlernt, war er mit gewissen Vorstellungen von den Menschen dort angereist. Nun lag es ihm am Herzen weiterzugeben, wie er die Wirklichkeit tatsächlich erlebte:

„65 Arbeiter sind jetzt auf der Pflanzung tätig, täglich strömen neue hinzu, viele Kinder darunter. Pünktlich 7.15 Uhr morgens traben sie auf meinem Hofe an. Ein Teil wohnt in meinen Leutehäusern, ein anderer kommt z.T. eine Stunde weit her. Mit ganz geringen Ausnahmen fleißige arbeitswillige Leute. Eine Menge sind Trockenzeitarbeiter, meist Wakinga, die aus der Steppe weit hergezogen kommen. Sie haben sich auf unserem Grund u. Boden selbst ein Camp aus Grashäusern gebaut. Es ist eine Lüge, zu behaupten, der Neger kenne nur Essen, Schlafen u. Weiber. Die Bedürfnis- u. Anspruchslosigkeit der Schwarzen ist enorm. Ich möchte

den Weißen sehen, der ohne Essen u. Trinken von 7 Uhr früh bis 4 Uhr nachm. u. ohne Pause arbeitet – u. der in dieser Glut sich mit einer einfachen Mahlzeit aus Maiskolben oder Maismehl u. Quellwasser begnügt. Nein, Ihr europäischen Kulturträger, da könnt Ihr Euch verstecken, einschließlich der vereinigten Proletarier aller Kulturländer! Im Übrigen ist eine derartige Fülle von Arbeitern auf einer Pflanzung hier eine Seltenheit. Nicht ohne Stolz u. Genugtuung stelle ich fest, daß sie mir zulaufen. Grund: Richtige Behandlung, feste rannehmen, aber gerecht u. gütig sein. Eine Cigarette für besonders gute Arbeit wirkt Wunder. Ebenso ein richtiger Anschauzer zur richtigen Zeit.“

Mein Großvater schrieb auch, wie viel Schillinge seine Leute verdienten und wie ihre Arbeitstage auf seiner Farm abliefen. Jeden Morgen erhielten die Arbeiter Körbe, Buschmesser, Hacken, Spaten und weiteres Arbeitsgerät, dann gehe es „lustig an die Arbeit“:

„Hier wird im Gemüsegarten gearbeitet, dort ein Zaun gemacht; hier werden Kaffeesaatbeete beschattet, dort Gras u. Bäume gehauen. Die Mehrheit der Arbeiter stiefelt zur Kaffeepflanzung, wo täglich 22 Leute Kaffeeschattendächer bauen, d.h. Häuschen, die aus 3 Stöcken mit Gras oder Farnkrautumkleidung bestehen u. die Kaffeepflanzen gegen die Sonnenglut schützen sollen. Durchschnittslohn der Arbeiter 11 Sh. pro Monat!! Also noch sehr billig. Wer weiß, wie lange das noch dauert! (...)

Nach Einteilung der Arbeit öffne ich den Taubenschlag, der in Form einer Kiste (ebenfalls von Meyer-Berlin) mit

Schilfdach darüber hoch oben in einem Baum angebracht ist, u. den Hühnerstall u. gehe zum gemeinsamen Familienfrühstück: Tee oder Kaffee mit Milch, Toast, Butter, Fett, Marmelade, Käse oder Eier. Anschließend hinaus zur Arbeit, teils inspizierend, anordnend, teils selbst grabend, säend, pflanzend. Der Schweiß rinnt unaufhörlich.

12 Uhr Mittagessen: Je nachdem, was da ist, Suppe, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, saure Milch oder Eierkuchen mit Kompott (Stachelbeeren, die täglich Kinder in großen Körben bringen u. die vorzüglich schmecken, sowohl roh wie gekocht) oder Kartoffelpuffer u.s.f.

Nach Tisch legen sich Edith, Anne u. Else zur Ruhe. Ich gehe wieder zur Arbeit.

4 Uhr Arbeitsschluß u. Kaffee oder Tee wie morgens. Anschließend Rundgang durch Hof u. Garten, manchmal noch Gießen. Sodann Waschung oder Bad u. Umziehen. Um 6 Uhr Eintragen der Arbeitstage (...), Führung der Pflanzungsbücher, Auszahlung von Löhnen u. Vorschüssen, Verkauf von Maismehl, Salz, Cigaretten, Tee an die Schwarzen.

6 Uhr Abendessen, warm oder kalt. Jonas, der erste Hausboy, serviert in weißem Kanzu (Hemd) u. weißer Mütze wie bei jeder Mahlzeit. Sind Gäste da – was manchmal der Fall ist, wenn Nachbarsleute zu Besuch kommen oder eingeladen sind –, assistiert Selem, der 2. Hausboy u. vorzügliche Wäscher u. Plätter. Was die Jungen verstehen, ist fabelhaft. (Und das vielbesungene Klauen der Neger habe ich auch noch nicht entdecken können!) Auch der Koch ist ein Meister in seinem Fach. Leider werde ich ihn über kurz oder lang absetzen müssen, um die 45 Sh. monatlich

zu sparen. Edith will dann selbst kochen. Vorbedingung ist aber: Anbau einer Küche ans Haus.

Nach Tisch sitzen wir meist im Herrenzimmer am Kamin u. plaudern oder lesen: Berliner Lokalanzeiger, Ullstein-Magazin u.s.f. Frl. Herbst bekommt mit jeder Post soviel Zeitschriften u. Bücher, daß wir reichlich Lesestoff haben.“ So vergeht ein Tag wie der andere (...). Für Unterhaltung ist allerdings immer gesorgt. Bald kommen neue Arbeiter, bald der Herr Jumba Metima (der Landrat der Schwarzen), dem ich meinen Bürorock als Gastgeschenk gemacht habe, während er mir seinen Mist (...) billig verkauft hat (Kognak säuft er wie Woesner), bald der englische Landmesser zum Tee (...). Letztere haben uns bereits 2 x von selbsterlegten Buschböcken Keulen geschickt.“

Die Familie empfing und besuchte auch andere deutsche Farmer, in der Regel zu Fuß und dabei immer mit der Tierwelt Ostafrikas rechnend:

„Dann geht's mit Büchse und Stock (zurück mit Boy u. Laterne) durch den hohen Busch. Der Rückweg wird jetzt meist noch vor Dunkelheit angetreten, da sich öfter Leoparden gezeigt haben. Vorgestern Abend hat sich sogar einer dicht bei unserem Hause unter mörderischem Geschrei mit unserer Katze duelliert. Und vor ca. 8 Tagen saß er 20 m vor unserer Tür, abends um halb 11, als ich noch mal aus dem Hause sah. Ehe ich meine Büchse zur Hand hatte, war er weg. Wie 2 große elektrische Birnen glühten seine Augen. Er ist wohl auf unsere Hühner u. Tauben versessen. Sonst ist von Raubzeug wenig zu spüren. Bis jetzt habe ich nur 3

kleine Schlangen gesehen u. getötet. Es ist alles halb so wild. Die Leoparden begrüßen wir sogar, weil sie die Wildschweine u. Affen vertreiben, die übel in unserem Mais hausen. Ein Schweinefuß lag gestern auf unserer Kaffeepflanzung als Rest der Leopardenmahlzeit.“

Seine Tochter Anne Küstermann nannte mein Großvater „mopsfidel“. Insgesamt wirkte er nach etwa einem Jahr zufrieden, benannte aber auch die Risiken eines neuen Lebens fern der deutschen Heimat:

„So seht Ihr, wie schön sich's hier leben lässt. Es ist köstlich in dieser Weite und Breite. Der heutige Sonntag war besonders schön. Früh ein Spaziergang mit Frä. Herbst, Anne u. Else zur Quelle mitten im Urwald unter hohen Farnbäumen, steil den Weg hinab; zwischen fleißigen Lieschen u. Frauenhaar rauscht der Bom aus dem Fels. Dann bergauf zurück u. mit Edith Spaziergang durch den Wald. Anschließend mit Else Kontrolle des Gemüsegartens. Nachmittag Schießen nach der Scheibe. Alles in diesem herrlichen Sonnenschein.

Aber das Hiersein hat auch erste Schattenseiten. So einfach ist das Vorwärtskommen nicht, wie man in Europa immer denkt. Nötig vor allem ist einwandfreie Gesundheit und e. Herz, was sich dem Höhenklima (2000 m) anpasst. Viele Weiße, besonders Damen, leiden unter der dünnen Luft. Gottlob wir alle so gesund, daß wir keine Beschwerden haben.

Sodann sind erforderlich: Eiserner Fleiß, Energie, Fähigkeit, Leute zu behandeln, aber auch Leute zu bekommen,

u. Wissen, was man will. Schließlich Geld zum Investieren u. Leben für 3–4 Jahre, ganz gleich, ob man nun Kaffee anbaut oder Landwirtschaft betreibt oder beides. Man muß immer bedenken, daß Kaffeeanbau und Landwirtschaft hier erst seit 2 Jahren versucht werden u. daß abschließende Erfahrungen in keiner Weise vorliegen.

Die Erfolge beim Kaffeepflanzen sind hier ganz verschieden ausgefallen, sehr gut, mittelmäßig, sehr schlecht, wobei merkwürdigerweise gute Pflege und Düngung für die Güte durchaus nicht ausschlaggebend waren, sondern meist der Boden. Und der ist hier sehr unterschiedlich. (...) Keiner soll in Deutschland schon kaufen. Erst hier an Ort u. Stelle bekommt man den Blick für bestes Land. Solch Schwein wie ich hat nicht jeder. Also bloß Vorsicht!“

Mit den Jahren geriet dann die landwirtschaftliche Unternehmung meines Großvaters ebenso unter Druck wie seine zweite Ehe mit Edith. Letzteres berichtete er – was wohl etwas merkwürdig wirkt – seiner ersten Frau Leni. Die Beziehung mit Edith sei über die Jahre zum „Martyrium“ geworden, Edith selbst sei „geisteskrank“ und habe einen „sittlichen Defekt“. Mein Großvater fand gegenüber meiner Großmutter harte Worte über die Frau, die an ihre Stelle getreten war. Er, dem Sparsamkeit innewohnte, warf ihr „Verschwendungssucht“ vor. Ediths jüdischer Glaube, mutmaßte er, habe sie nun, Anfang 1939, zu einer übereilten Flucht nach Nairobi veranlasst. „Sicherlich war die Rassenfrage für sie und Anne eine schwere Belastung (für mich erst recht) und ihr Aufenthalt hier unter den vielen Deutschen keine Annehmlichkeit“, konzidierte mein Großvater, ärgerte sich aber dennoch darüber, plötzlich

verlassen worden zu sein. Was in seinen Worten mitschwingt: Hass und Verachtung gegenüber Juden, die im Deutschen Reich seit sechs Jahren zur Staatsdoktrin gehörten, wurden auch von deutschen Siedlern südlich des Äquators gelebt.

Edith und Tochter Anne kehrten nicht mehr zu ihrem Mann beziehungsweise Vater zurück. Sie blieben in Nairobi, der Hauptstadt des britischen Protektorats Ostafrika. Dort heiratete Anne einen norwegischen Mühlenbesitzer und bekam mit ihm zwei Kinder, Katharina und Norman. Anne zog später mit ihren Kindern nach Großbritannien. Sie starb 2003.

Mein Großvater wiederum ging eine Beziehung mit dem mitgereisten Kindermädchen Else Paschelke ein. „Ohne Else hätte ich mein schweres Geschick mit Edith gar nicht ertragen“, schrieb er seiner ersten Ehefrau Leni und berichtet später, dass er mit Else nun „in köstlichem Frieden“ lebe.

Mein Großvater wurde noch zweimal Vater. 1941 brachte Else Magdalena und 1943 Heinrich Paul zur Welt. 1947, da war er 61 Jahre alt, gab Paul Küstermann die Farm in Mufindi auf. Offenbar konnte er die Kredite, die er einst für die Ländereien aufgenommen hatte, nicht mehr bedienen. Else hatte da schon eine Anstellung in einem Hotel in Mbeya angenommen, einer größeren Stadt 250 Kilometer weiter im Landesinneren. Paul Küstermann kam nach und leitete das Hotel, das drei Bekannten von ihm gehörte. Er starb 1956 an einem Schlaganfall, seine dritte Frau Else drei Jahre später.

Mein Großvater führte ein wildes, aber auch sehr hartes Leben, als Farmer in Ostafrika ohne rechten Unterarm. Die letzten Jahre in dem Hotel in Mbeya haben ihn wohl ein wenig versöhnt. Heimweh nach Deutschland hatte er nämlich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, immer verspürt. Er las

jede deutsche Zeitung, die er bekommen konnte. Seinen drei Töchtern aus erster Ehe schrieb er ein Gedicht, aus dem eine tiefe Sehnsucht nach ihnen spricht.

Paul Küstermann hat in seinem Leben manche Entscheidung von größerer Tragweite getroffen. Sein folgenreichster Entschluss war zweifellos, seine Heimat zu verlassen und als Farmer nach Afrika zu gehen. Ob er 1922 das Richtige getan hat, können wir aus heutiger Sicht nicht beurteilen. Was mir aber wichtig ist: Mein Großvater unternahm etwas. Er war körperlich eingeschränkt und hatte für die Arbeit eines Farmers alles andere als gute Voraussetzungen. Mit bescheidenen Mitteln hat er dennoch sehr viel erlebt – eben weil er sein Schicksal selbst in die Hand genommen hat.

Aus heutiger Sicht lässt sich aus seinem Lebensweg lernen, welchen Wert Selbstbestimmung hat. Paul Küstermann hatte als Soldat für den Staat seine Gesundheit riskiert und zum Teil eingebüßt. Er hat anschließend aber nicht nach dem Staat gerufen, als ihm sein Beruf bei der Bank aus welchen Gründen auch immer nicht mehr gefiel. Der Sozialstaat heutiger Form bestand in der Weimarer Republik ohnehin noch nicht. Aber womöglich hätte mein Großvater sich auch sonst auf eine Reise ins Ungewisse begeben.

Es muss um Himmels willen nicht immer das große Abenteuer sein, darum geht es mir nicht. Aber Verantwortung für sein Leben zu empfinden und das Beste daraus zu machen, dafür ist Paul Küstermann ein hervorragendes Beispiel. War er erfolgreich? Wirtschaftlich wohl kaum. Wenn man aber die Zufriedenheit als Maßstab nimmt, die er immer mal wieder und dann am Ende seines Lebens offenbar dauerhaft verspürt hat, so wirkt es jedenfalls so, als bereue er seine Entscheidung

nicht. Mein Großvater hat – bei allen Fehlern, bei allen Härten, bei allen Verletzungen auch, die er mit seinen Entscheidungen anderen zugefügt hat – in seinem Leben selbst die Richtung bestimmt. Das ist nicht wenig.

Meine Mutter

Meine Mutter hat über die Scheidung ihrer Eltern und die Auswanderung ihres Vaters nach Afrika niemals groß geredet. Sie war ein Vaterkind gewesen, den Eindruck erwecken zumindest viele Fotos, die sie auf seinem Schoß zeigen. Dass ihr Vater jäh aus ihrem Leben verschwand – meine Mutter war gerade sieben Jahre alt, als er nach Afrika ging –, kann sie nur als starken Verlust empfunden haben. Diese Erfahrung wird auch manche Ängste und Unsicherheiten in ihr gespeist haben.

Dass mein Großvater während seiner Zeit in Afrika in regem Briefkontakt mit meiner Großmutter stand, hat diese meiner Mutter verheimlicht. Wahrscheinlich hat auch meine Großmutter ihre Scheidung als gesellschaftlichen Makel empfunden. Das Ganze geschah ja in einer Familie, in deren Stammbaum sich Männer finden, die große gesellschaftliche Anerkennung genossen. Meine Mutter musste gar nicht bis zu Karl August von Hase zurückdenken – ihr Großvater hatte in Meiningen als Leibarzt des Herzogs direkt am Hofe gewirkt. Nachdem ihr Vater sich getrennt hatte, kehrte ihre Mutter, nun alleinerziehend, mit ihr von Berlin nach Meiningen zurück. Sie waren nicht arm, werden sich aber von der kleinstädtischen Gesellschaft auch nicht sonderlich geachtet gefühlt haben.

In Neheim dann, wo sie selbst und auch mein Vater nicht verwurzelt waren, zeigte man meiner Mutter gleich zu Beginn die Grenzen auf. Als Protestantin dürfe sie hier nicht arbeiten, befand die katholische Kirche und berief sich auf eine Anweisung des Erzbistums Paderborn. Meiner Mutter hat solch einer Herabstufung durch eine gesellschaftliche Autorität, wie sie die katholische Kirche in Neheim darstellte, nicht mit Stolz oder gar Souveränität begegnen können. Eher hat die Tatsache, dass sie von außen kam, zu Komplexen geführt. Andere Familien sind besser als wir – ich vermute, dass sie das oft gedacht hat. In Wirklichkeit werden viele andere Familien die unsere als vorbildlich angesehen haben.

Das Bild, das wir als Familie oder einzeln abgaben, war ihr immens wichtig. Schlechte Schulleistungen empfand sie folglich als Schande. Beim Sonntagsspaziergang mussten wir Kinder uns immer adrett anziehen.

Wir wuchsen behütet auf in Neheim, erlebten die Ängste meiner Mutter aber durchaus mit. So sorgte sie sich, dass ihre älteste Tochter keinen Mann finden würde. Im Alltag, beim Autofahren etwa – ich habe sie mal nach Barcelona gefahren –, lauerten ihrer Wahrnehmung nach überall Gefahren. Später, als ich selbst kleine Kinder hatte, war ich viel beruflich unterwegs. Meine Frau hat bei der Erziehung von Leoni und Quirin mit Sicherheit nicht so viele Bedenken transportiert, wie ich das getan hätte. Ich bin deshalb dankbar, dass die Rollen bei uns in jener Zeit so verteilt waren.

Meine Mutter lebte uns nicht vor, sich mit Konflikten auseinanderzusetzen. Kurz zurückzutreten und die Dinge objektiv zu betrachten und nicht emotional, das gelang ihr nicht.

Diskussionen lagen ihr auch nicht. Im Zweifel schwieg sie und behielt ihre Meinung für sich.

Man darf sich meine Mutter gleichwohl nicht als verhuschte Person vorstellen. Ich habe sie als Frau der Tat erlebt und als fantastische Organisatorin, Eigenschaften übrigens, die sie ihren Kindern vermittelt und weitergegeben hat. Sie schmiss Feste mit bis zu 200 Gästen, immer wieder. Gekonnt füllte sie die Rolle der präsenten und charmanten Gastgeberin aus. Weil sie sich allerdings nicht schonte und zugleich schlecht delegieren konnte, übernahm sie sich mitunter. Ich habe in meiner Kindheit und Jugend wunderschöne Weihnachtsfeste erlebt, mit reichlich Verwandtschaftsbesuch und langer Tafel. Meine Mutter strebte dabei einen Grad nahe der Perfektion an, den zu erreichen sie nur überfordern konnte. Die Feiern gingen in der Regel gut, danach aber sackte sie zusammen. Sie konnte dann auch laut und ungerecht werden und ließ ihren Emotionen freien Lauf. Das war aus gesundheitlicher Sicht wohl nicht falsch für sie, und einen Herzinfarkt hat sie nicht erlitten. Aber wir Kinder verzogen uns in solchen Momenten lieber. Mein Vater verstand sie zu nehmen, und irgendwann hatte sie sich dann auch wieder beruhigt.

Ich würde die Stimmung in unserem Elternhaus als intensiv bezeichnen. Meine Geschwister und ich erlebten Höhen und Tiefen und hatten dabei aber immer auch uns selbst. Drei Töchter und drei Söhne waren für meine Mutter vielleicht zu viele Kinder. Als wir alle aus dem Haus waren und mein Vater irgendwann die Geschäftsführung abgegeben und seine Anteile verkauft hatte, hielt er übrigens Wort. Meine Eltern verließen Neheim, wenn auch nicht in Richtung

Berlin. Weil einige alte Freunde meiner Mutter inzwischen in München lebten, zogen die beiden ebenfalls an die Isar.

Eine Jugend in Neheim

Meine Kindheit hat mir gefallen, das kann ich heute ehrlich behaupten, auch wenn ich mich an manches nicht mehr erinnere. Dass es mir gut erging, zeigt wohl auch, dass ich offenbar meistens bester Dinge war. Bruder Immerfroh nannte man mich in unserer Familie.

Bruder Immerfroh war kein guter Schüler. Als Erstklässler hatte es in der Grundschule in Langscheid noch für ein Gut in Rechnen, Lesen und auch in Rechtschreibung gereicht. Später kam ich auf ein Gymnasium, das in der Goethestraße lag und 1961 den Namen des Neheimer Priesters Franz Stock erhielt. Franz Stock wirkte im Zweiten Weltkrieg als Militärpfarrer in Paris in einer Hinrichtungsstätte, begegnete den französischen Strafgefangenen dabei mit Menschlichkeit und rettete manchen das Leben. Er gilt als Wegbereiter der deutsch-französischen Freundschaft, und sowohl die Kirche als auch die Politik hält ihn in ehrendem Gedenken.

Auf dem Gymnasium wurde ich zum klassischen Dreierschüler. In der Obertertia stand ich schlechter, wiederholte dann aber ja ein Jahr. Ich war nicht fleißig, kam aber durch.

Mehr Einsatz und Herzblut zeigte ich beim Sport. Bei Fußball brauchte es noch einen Trick, damit ich in die Mannschaft aufgenommen wurde, wie eine Erinnerung meiner Schwester Kiki zeigt. Demnach kam ich eines Samstagnachmittags zu ihr, sagte „Eile, Eile“ und dass wir losmüssten. Kiki fragte sich, was ich im Sinn hätte, und kam tatsächlich mit. An einer

Mauer trafen wir auf ein knappes Dutzend Jungen in meinem Alter. „Hier ist meine Schwester, und jetzt los, damit wir Fußball spielen können“, habe ich laut Kiki gesagt. Dann kam ein Junge nach dem anderen zu ihr und gab ihr einen Kuss. Ich hatte offenbar abgesprochen, dass ich in die Mannschaft aufgenommen würde, wenn jeder einmal meine Schwester küssen dürfe.

Beim Schwimmen bedurfte es solcher Deals nicht. Meine Brüder Axel und Steffen nahmen mich mit. Ich hatte schon im Alter von vier Jahren schwimmen gelernt, weil meiner Mutter das wichtig war. 1954 erwarb ich mein Freischwimmer-Abzeichen. Schwimmen stand dann auch auf dem Stundenplan am Gymnasium. Und im Sommer 1957 im Kindererholungsheim am Chiemsee hat mir die Wasserwacht des Bayerischen Roten Kreuzes die Prüfung zum Leistungsschwimmer abgenommen. Gefordert war dafür unter anderem laut Urkunde „50 Meter Schwimmen in Rückenlage ohne Armbewegung, 10 Meter Streckentauchen, 2 Meter Tieftauchen (ohne Reinspringen), 10 Meter Retten eines Jugendlichen, der den Ertrinkenden darstellt“.

In Neheim besuchten wir nicht nur im Hochsommer das Freibad. Die Stadtmeisterschaften in dem unbeheizten Becken haben wir mal bei 13 Grad Wassertemperatur ausgetragen. 1964 öffnete ein Hallenbad. Vorher schon, 1960, als ich 14 Jahre alt war, gründete man den Verein SV Neptun Neheim-Hüsten. Ich trat sofort bei. Im selben Jahr ging ich auch zum DLRG, machte meinen Grund- und später auch meinen Leistungsschein.

Meine Brüder schwammen gut. Ich maß mich mit ihnen, versuchte mitzuhalten und erzielte auf Dauer tatsächlich

bessere Zeiten als sie. 1958, zwei Jahre bevor ich zum SV Neptun kam, holte ich in der Knabenklasse II über 50 Meter Brust meinen ersten Stadtmeistertitel.

Mit dem regelmäßigen Training im Verein wuchs meine Begeisterung fürs Schwimmen. Für nichts habe ich in meiner Jugend solche Begeisterung und Motivation aufgebracht wie für diesen Sport. Nichts habe ich mit solcher Ernsthaftigkeit betrieben. Vor wichtigen Wettkämpfen ging es zweimal täglich ins Wasser, das erste Mal schon morgens vor der Schule. Unsere Trainer wussten, was sie taten, die Einheiten liefen professionell ab und nicht nur für eine Kleinstadt auf hohem Niveau.

Den ersten Sieg bei einem Auswärtswettkampf holte ich 1962 auf der 50-Meter-Bahn des Dortmunder Südbads. Danach startete ich regelmäßig bei Wettbewerben, in Hemer und Hagen, Witten und Erwitte, in Köln auch und sogar beim Nationalen Jugend- und Juniorenschwimmfest in Mannheim. Zu meiner Spezialstrecke wurden die 100 Meter Rücken. Meine Zeiten bei den verschiedenen Wettkämpfen notierte ich. 1964/65 habe ich mir auf grünem Millimeterpapier eine Leistungskurve gezeichnet.

Die Urkunden aus der Zeit habe ich noch. Meine Pokale allerdings, auch jene, die ich später beim Schwimmen und auf dem Pferd gewann, hat Marion irgendwann entsorgt.

Die stärkste Schwimmerin unserer Familie war allerdings meine jüngere Schwester Kiki. Genau wie ich trat sie bei den Westfalenmeisterschaften an. Kiki wäre eine außerordentlich gute Athletin geworden, wenn meine Mutter das nicht verhindert hätte. Meine Mutter befürchtete, dass die Kraftgymnastik, die zu unserem Trainingsprogramm zählte, Kiki zu maskulin

erscheinen ließe. Ihre Jüngste, so sorgte sie sich, könnte derart gestählt keinen Mann bekommen. Absurd klingt das aus heutiger Sicht. Damals fügte Kiki sich und verließ den SV Neptun.

Im Sommer habe ich manches Jahr mit dem Schwimmtraining aussetzen müssen. Das lag nicht an Familienurlaube, die wir Dittmanns in größerer Besetzung so gut wie nie gemacht haben. Wir waren dafür auch schlicht zu viele. Zur achtköpfigen Kernfamilie zählten zweitweise noch meine Großtante Agnes Cosack, die unverheiratet geblieben war und bei uns lebenslanges Wohnrecht genoss, und meine Großmutter Leni. Die hatte meine Mutter 1954 aus Meiningen, nun in der DDR, nach Neheim geholt. Meine Eltern waren der nachvollziehbaren Meinung, dass man eine Familie solcher Dimensionen nicht auch noch in einen Urlaub verpflanze.

Uns Kinder aber wollten sie gleichwohl nicht die ganzen Ferien lang zu Hause haben. So bin ich in meiner Kindheit und frühen Jugend genau wie Kiki und Steffen in verschiedene Kindererholungsheime gereist. Die Ziele waren Bad Salzuflen in Ostwestfalen, Prien am Chiemsee und Rütte bei Todtmoos im Südschwarzwald.

Bei den Aufenthalten hielt man sich einige Wochen lang in einer großen Gruppe und vor allem in der Natur auf. Gewisse Regeln hatten wir einzuhalten, und man darf sich die pädagogische Haltung in solchen Heimen in den Fünfzigerjahren auch nicht antiautoritär vorstellen. Ich habe meine Aufenthalte dort nicht als negativ oder gar problematisch in Erinnerung.

Dass man aber auch nicht jubilierend von zu Hause weggefahren ist, zeigen die Erinnerungen meiner Geschwister.

Von „Heimweh und Verlassenheitsgefühlen gepeinigt“ erlebte mich meine Schwester Beate, die meinen Vater beim Wegbringen von uns Kleinen begleitete. Steffen notierte für den Erinnerungsband zu meinem 60. Geburtstag:

„Du warst mit Annette in den Fünfziger Jahren im Kinderheim in Rütte. Das gefiel Dir zunächst nicht. Heimweg plagte Euch beiden, und Du hast beschlossen, durch harte Maßnahmen Eure Rückkehr nach Hause zu erzwingen. Deshalb hast Du abends Deine Kleidung auf den Kronleuchter des Schlafraums geworfen. Sie mussten dann vom Hausmeister mittels Leiter wieder heruntergeholt werden. Das freute Dich, obwohl Du entsprechende Maßregelungen durch die Leiterin erfahren hast. Du hast nur das Ziel im Auge gehabt.“

Ich wehrte mich also, weil mir mein Zuhause fehlte, allerdings, wie Steffen weiter schrieb, ohne Erfolg. Mein Bruder konnte dem Scheitern aber auch etwas Gutes abgewinnen:

„Deine Gegenüber hielten durch. Aus der Ab- bzw. Rückreise wurde nichts. Du hast Dich an das Heim gewöhnt und von der Stund’ an darüber nachgedacht, wie Du Meinungsbilder und Anführer der Jungengruppe werden könntest. (...) Dein Umdenken hat schon früh Deine Kompromissfähigkeit aufleuchten lassen. Diese ist auch in ganz frühen Jahren sichtbar gewesen.“

Unsere Eltern werden gedacht haben, dass uns Kindern solche Aufenthalte nicht schaden würden. Bei allem Heimweh

teile ich diese Ansicht – auch wenn ich immer ein wenig länger brauchte, um mich auf die neue Situation einzustellen.

Wenn es wirklich schlimm gewesen wäre in den Erholungsheimen, hätten meine Eltern uns nicht dorthin geschickt. Da bin ich sicher. Mein Vater war kein Liberaler, aber auch kein Reaktionär. Als ich sonntags nicht mehr in die Kirche gehen wollte, hat er das akzeptiert. Leben und leben lassen, dieses Prinzip hat sein Denken und Handeln geprägt. So selbstverständlich war das in jener Zeit nicht im katholisch-konservativen Milieu.

Anfang 1958 sind wir auf den Wiedenberg gezogen, eine Anhöhe am nördlichen Rand der Stadt. Hier standen damals schon einige wenige Villen, und meine Eltern ließen am Rande der Siedlung ebenfalls ein stattliches Gebäude errichten. Unsere Nachbarn wurden nun Neheimer Fabrikanten, die Inhaber von Brökelmann, Jäger & Busse etwa und die Familie Kaiser von der Leuchtenfabrik. Für mich bedeutete der Umzug, dass ich ab sofort sehr viel länger zur Schule brauchte, dass ich nachmittags aber auch durch die Felder streifte und mit meinen Freunden Buden im Wald baute. Womöglich habe ich auch unsere Boxerhündin Cola mitgenommen. Hunde hatten wir ja immer, und Cola brachte sogar einmal Welpen zur Welt.

Meine älteste Schwester Gabriele zog dann bald aus. Sie heiratete bereits Ende der Fünfzigerjahre den Wuppertaler Pfarrerssohn Bernd-Günther Wichelhaus. Bernd-Günther arbeitete für die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken, die Kunstseide produzierten. Die beiden gingen nach kurzer Zeit in Wuppertal für etwa zwei Jahre nach São Paulo, wo mein Schwager das

Verkaufsbüro von Glanzstoff leitete und wo auch meine älteste Nichte Ilka geboren wurde.

Das war 1960, und mein Vater nahm Ilkas Geburt zum Anlass, nach Brasilien zu fliegen und das erste Enkelkind persönlich willkommen zu heißen. Flüge über größere Distanzen forderten damals durchaus einen gewissen Mut. Das Gefühl völliger Sicherheit konnte die Luftfahrt noch nicht vermitteln. Mein Vater flog mit einer viermotorigen Super Constellation von Lockheed, dem damals modernsten Verkehrsflugzeug. Dennoch sagte man: Wenn du in der Super Constellation mit vier Propellern startest und mit zwei funktionierenden Propellern ankommst, hast du Glück gehabt. Meine Mutter bestand darauf, dass er vor der Reise sein Testament machte. Das machte er auch, kehrte aber wohlbehalten aus Südamerika zurück.

Zurück in Wuppertal bekamen Gabriele und Bernd-Günther dann noch zwei weitere Mädchen, Susanne und Frederike. Die Ehe meiner Schwester und meines Schwagers entwickelte sich danach nicht so glücklich. Bernd-Günther wurde nach Paris versetzt. Gabriele blieb mit den drei Kindern in Wuppertal. Es kam, so mein Eindruck, zu einer gewissen Entfremdung. Gabriele ist in Wuppertal durch einen tragischen Unfall gestorben.

Wir jüngeren Geschwister hatten zu Gabriele aufgrund des ja doch beträchtlichen Altersunterschieds nicht so viele Berührungspunkte. Gabriele war acht Jahre vor mir und elf Jahre vor Annette geboren worden. Ich habe sie trotzdem in sehr guter Erinnerung behalten, als die Älteste von uns, die eben in ihrem Leben schon weiter vorangeschritten war.

Mein Bruder Axel verließ unser Haus auf dem Wiedenberg 1959, ging zur Bundeswehr und studierte dann Technische Betriebswirtschaftslehre in Karlsruhe. Später kehrte er

zurück, stieg in die Geschäftsführung der Cosack-Werke ein und übernahm die Firmenanteile unseres Vaters.

Wir vier Jüngeren haben noch einige Jahre auf dem Wiedenberg gewohnt. Nicht immer gingen wir dort glimpflich miteinander um. Man suchte eben auch mal seinen eigenen Vorteil und neigte, wie meine Schwester Beate es ausgerechnet an meinem Beispiel aufschrieb, auch mal „zu kriminellen Handlungen“:

„Bruder Steffen unterwarf sich schon frühzeitig, besonders in der Fastenzeit, asketischen Übungen. Er sammelte alle beim Karnevalssingen geschenkten Süßigkeiten in einem Glas, das er in seinem Spielschrank verschloß. Bei seiner Abwesenheit rückten Frank und ich das Möbel von der Wand, montierten die Rückwand ab und genossen die Beute. Anschließend wurden alle Spuren des Einbruchs beseitigt. Bruder Steffen heulte später fürchterlich.“

Insgesamt verstanden wir uns wunderbar – zu Hause. Draußen lebten zumindest wir Jungen hierarchisch getrennt. Bei den großen Karnevalsbällen im Rodelhaus feierten wir zwangsläufig miteinander. Doch im Alltag traf Axel sich mit seiner Clique im Café Wiese, während Steffen mit seinen Freunden im Café Schnettler oder in der Kneipe Michael Meier saß. Das Revier von mir und meinen Leuten war eine Eisdiele. Wir mischten uns nicht, wurden aber mitunter dennoch als Dittmanns verortet. „Bist du nicht der Bruder von Steffen?“ Diese Frage habe ich manches Mal gehört, wenn ich in Neheim neue Leute kennenlernte. Später habe ich auch manchen Freund von ihm übernommen.

Bis heute sind wir vier jüngeren Geschwister erfreulich eng miteinander verbandelt. Wir treffen uns, telefonieren, erfahren voneinander. Mein Bruder Axel ist leider ebenfalls nicht mehr unter uns. Bei der Galvanisierung von Zweispitznieten und Polsternägeln hat er über die Jahre Gifte in einer Menge abbekommen, die sein Körper nicht mehr abbauen konnte. Er erkrankte an Knochenschwund und starb 2012.

Von den vier Cosack-Firmen gingen zwei in den Neunzigerjahren in die Insolvenz. Die dritte, die Leuchtenfabrik Gebrüder Cosack, hatte Axel an seinen Vetter Horst-Egon Cosack abgegeben, die vierte, Kartonagen, an seinen Vetter Peter Kleine-Cosack. Cosack Druck und Verpackung ist das einzige Werk, das heute noch besteht. Peters Sohn Patrick führte es in Vosswinkel bei Neheim in sechster Generation.

Am 14. Februar 1966 habe ich am Franz-Stock-Gymnasium die Allgemeine Hochschulreife erlangt. Ich hatte den naturwissenschaftlichen Zweig gewählt. Der bewahrte mich allerdings nicht vor Fächern wie Deutsch oder Englisch. Mein Abiturzeugnis weist eine Zwei in Biologie und eine Zwei in Sport auf und ansonsten keine Fünf. Bestanden ist bestanden.

Mitschüler, Freunde, Schwimmkollegen.

Meine Geschwister.

Meine Eltern.

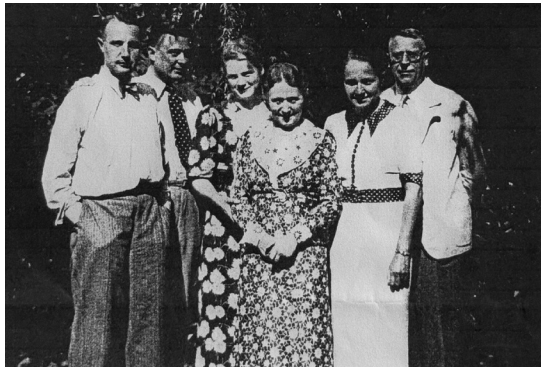
Die unterschiedlichen Zweige unserer Vorfahren.

Und eine Stadt von einer gewissen Übersichtlichkeit.

All das macht meine Herkunft aus. Ich blicke glücklich und dankbar darauf zurück. Ja, mit 18 Jahren mussten wir zum Feiern nach Soest fahren, weil wir fanden, in unserem Industriestädtchen sei zu wenig los. Aber ich möchte nirgendwo anders aufgewachsen sein.

Das Sauerland habe ich dann mit 19 Jahren verlassen und lebe inzwischen seit 60 Jahren nicht mehr dort. Mundartlich bestehe ich als Sauerländer fort, trotz stärkster bayerischer Einflüsse. Was die angeblichen Charakterzüge der Menschen dort betrifft, ihre Standfestigkeit und Hartnäckigkeit bis hin zur Sturheit – ich weiß nicht, wie stark mich derlei Einflüsse erreicht haben.

Das Sauerland verbinde ich mit einer hügeligen Landschaft, in der man als Radfahrer keine Angst vor einem Berg hatte, und mit vergleichsweise rauem Klima. Die Temperaturen stiegen auch im Sommer kaum mal über 25 Grad. Dafür konnten wir im Winter Ski fahren. Die Mentalität der Sauerländer ist mir nah, verständlich und nicht unsympathisch. Doch mein Vater war Rheinländer und meine Mutter in Berlin aufgewachsen. Und geprägt hat mich vor allem mein Elternhaus. Was ich dort erfahren habe, war eine starke Zugabe für mein weiteres Leben. Ich lernte dort Ehrlichkeit und Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Respekt gegenüber anderen, vor allem Toleranz. Werte, die ich auch zu den meinen gemacht habe.



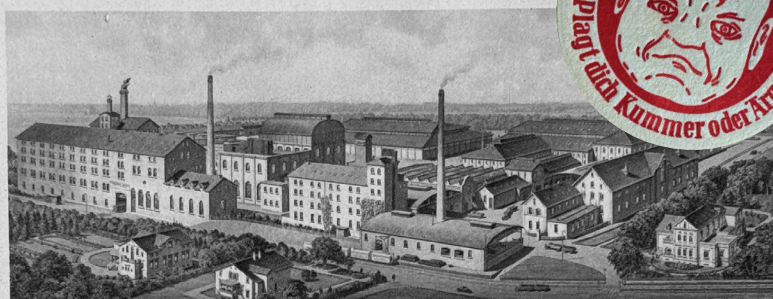
Der Brauer Caspar Dittmann. Unten: meine Großeltern Hermine und Paul Dittmann

Mein Onkel Carl-Heinz Dittmann, mein Vater Werner, meine Mutter Ingeborg, meine Großmutter Hermine, meine Tante Anneliese und meine Großvater Paul (von links). Unten: Hauptstraße 8, Neheim; die sechs Dittmann-Geschwister





Oben: meine Großmutter Helene Küstermann (rechts hinter der Sektflasche) mit ihren drei Töchtern und deren Familien im Wohnzimmer des Hauses Hauptstraße 8; links: meine Eltern; unten: die Brauerei und ihr Werbespruch.



LANGENBERGER-BRAUEREI

GEBR. DITTMANN, LANGENBERG I. WESTF.

1. Militär und Marion

Mein erster Beruf macht mich zum Bayern, die Liebe zum Zivilisten

Nach dem Zeugnis war vor dem Zeugnis, als ich mich gleich nach dem Abitur im März 1966 zum Praktikum im St. Johannes-Hospital einfand. Einen Monat später bescheinigte mir das Katholische Krankenhaus eine erfolgreiche Teilnahme am „Krankenpflegedienst“. Die Arbeiten versah ich laut Zeugnis „mit außerordentlich großem Fleiß u. absoluter Zuverlässigkeit“. Mein Vorgesetzter schrieb auch, dass ich aufgrund meines „hilfsbereiten Wesens“ bei allen „sehr beliebt“ gewesen sei, und: „Er verriet in seiner Anlage gute Eignung für den ärztlichen Beruf.“

Um den letzten Satz war es mir gegangen.

Ich wollte Arzt werden, hatte aber im Abitur nicht im Entferntesten einen Notendurchschnitt erzielt, der mir einen Studienplatz in Medizin ermöglichte. Nun versuchte ich, anderweitig zum Ziel zu kommen. Der Pflegedienstkurs bescheinigte mir eine gewisse Praxiserfahrung. Und in Baden-Württemberg konnte man sich an zwei Universitäten für ein Lehramtsstudium in Physik und Biologie einschreiben und dann den Schwerpunkt „Naturwissenschaften und Anatomie“ wählen. Genau das tat ich und zog zum Sommersemester 1966 in eine Parterre-Wohnung in einem Hinterhof in Karlsruhe. Nach dem dritten Semester konnte ich nämlich das Vorphysikum machen. Weil diese Prüfung dem Vorphysikum des

Medizinstudiums entsprach, konnte und wollte ich danach in die medizinische Fakultät wechseln.

In Karlsruhe lebte mein Bruder Axel. Er steckte gerade im Examen seines Studiengangs Technische Betriebswirtschaftslehre. Seine Frau Monika und er hatten bereits meinen Neffen Markus bekommen. Nun wurde der Onkel zum Spaziergehen abkommandiert. Ich schob also den etwa einjährigen Markus im Kinderwagen durch die Stadt der hohen Gerichte und ließ mich, wenn mein Neffe schlief, auch mal auf einer Bank nieder. „Wohl Pech gehabt, junger Mann!“, kommentierte einmal ein älterer Herr die Situation, ich der er mich glaubte.

Hatte ich nicht, und den Stolz des jungen Onkelseins konnten mir Sprüche wie dieser schon gar nicht nehmen. Ich war weiterhin ab und an mit Markus unterwegs. Ansonsten verbrachte ich auch in Karlsruhe viel Zeit im Wasser. Im Karlsruher Schwimmverein trainierte ich regelmäßig und fand schnell Anschluss. Ich nahm auch an Wettkämpfen wie den Gesamtbadischen Meisterschaften teil. Und ich lernte Teile des Südwestens Deutschlands kennen, den Kaiserstuhl etwa, wo wir Obstwein probierten.

Studiert habe ich in, nun ja, dezentem Maße. Auf meinem Semesterwochenplan standen nur „Experimentalphysik B“, drei Stunden „Allgemeine Botanik II“ und eine Stunde „Biologie des Menschen“. Mein Leben fern der Heimat verlief nicht unangenehm und hätte gern so weitergehen können. Doch dann warf mir die Post einen Einberufungsbescheid in den Briefkasten. Trotz Pflegedienstkurs und meinem Studienschwerpunkt wollte die Bundeswehr nicht auf mich verzichten. Das Schreiben kam im Sommer und setzte mich davon in Kenntnis, dass mein Wehrdienst am 1. Oktober 1966 beginne.

Das Militärische

Meine Grundausbildung erhielt ich tief in der Eifel in Lissingen bei Gerolstein. Nach sechs Wochen in der Fernmeldeausbildungskompanie 762 nahm mir der Zugführer den Gruß ab. Die erste Etappe hatte ich damit geschafft, und ich durfte die Kaserne nach Feierabend und – sofern ich keinen Wachdienst hatte – auch für das Wochenende verlassen. Um sich am Freitag abzumelden, musste der diensthabende Unteroffizier allerdings noch die Stube abnehmen. Wir teilten uns einen Raum mit sechs oder acht Personen. Hinterließen wir ihn freitagmittags nicht im ersten Versuch einwandfrei, durfte an dem Tag niemand mehr los. Entsprechend aufgeräumt und gesäubert präsentierten wir unsere Stube.

Ich fuhr an den Wochenenden oft nach Köln. Die Stadt war von der Eifel aus gut erreichbar, und dort lebte meine Schwester Beate mit ihrem Mann Hans Henrici. Beate hat sich Jahre später zu meinem 60. Geburtstag an meine Besuche erinnert:

„Bruder Frank liebte schon immer die Geselligkeit. Als er beim Militär war, also die Uniform liebte, brach er freitags abends in meine junge Ehe ein und bezog Quartier. Nach seiner Devise ‚Wein, Weib, Gesang‘ zechte er mit meinem damaligen Mann Hans und mit unseren Freunden bis tief in die Nacht. Wenn ich samstagsmittags nach Schulschluss erschöpft nach Hause kam, waren die Rollläden noch runtergelassen, lagen Mann und Bruder immer noch im Ehebett. Nach meinem ersten Donnerwetter kam Frank in seiner herzlichen und beschwichtigenden Art auf mich zu: ‚Schwesterchen, wie geht es Dir? Kann ich was tun?‘“

Ich konnte wenig tun, außer mich für die herzliche Aufnahme und die kurzweiligen Stunden zu bedanken. Das habe ich dann hoffentlich auch getan.

Allzu lang währte meine Wochenendzeit in Köln allerdings nicht. Noch vor Weihnachten ging ich zur Spezialgrundausbildung als Funker ins Fernmeldeverbindungs-bataillon 794 nach Clausthal-Zellerfeld. Damit war ich im Harz angekommen, nach Sauerland und Eifel nun das dritte deutsche Mittelgebirge.

Das Militärische lag mir, so wie es manch einem meiner Vorfahren gelegen haben muss. Ich mochte den geregelten Tagesablauf in der Grundausbildung, auch wenn ich ihn als durchaus fordernd erlebte, weil so vieles neu war und ich mir zum Beispiel die Genauigkeit, mit der man als Soldat sein Hemd zusammenlegt, erst einmal aneignen musste. An die plötzlich sehr große Gemeinschaft – auch in den Nächten mit acht oder zehn Personen auf der Stube – musste ich mich gewöhnen. Doch es hat seine Reize, sich in einer großen Gruppe mit vielen unterschiedlichen Menschen zu bewegen.

Sehr gefallen hat mir von Beginn an die physische Ebene der militärischen Ausbildung. 30-Kilometer-Märsche mit Gepäck habe ich als willkommene Trainingseinheit genommen. Und nicht nur bei solchen gemeinsam zu bestehenden Herausforderungen habe ich Kameradschaft gespürt. Füreinander einzustehen, Rücksicht auf den anderen zu nehmen, ihm zu helfen, sich umgekehrt auch auf ihn verlassen zu können – all das entsprach ebenso meinem Naturell wie Verhältnisse, die man gerne als Zucht und Ordnung bezeichnen kann.

Zucht und Ordnung halte ich bis heute für erstrebenswert und habe das in meinem späteren Leben meinen Mitmenschen immer wieder zu vermitteln versucht. Sich in einem

gewissen Rahmen zu bewegen, darin seinen Platz zu suchen und zu finden, sich im Sinne des Wortes einzuordnen – das gehört für mich zum Leben. Ich würde sogar behaupten, dass es den allermeisten Menschen ein Bedürfnis ist. Der Geist des Antiautoritären, das just in meiner Militärzeit von den Universitäten aus durch die Bundesrepublik wehte, macht den Alltag aus meiner Sicht nicht leichter lebbar. Toleranz halte ich für fundamental, das schon. Andere Lebensentwürfe zu akzeptieren, ist die Grundlage des Zusammenlebens. Zu viel Freigeistigkeit und permanenter Regelverstoß aber machen den Alltag schwieriger.

Auch mit Hierarchien, bei der Bundeswehr von Beginn an präsent, hatte ich keinerlei Probleme. Ich habe mich im Gegenteil hineinbegeben, Führung erlebt und dann auch Führungsaufgaben übernommen. Im Grunde erhielt ich so eine Schulung für das spätere Leben. Führung findet ja nicht nur im Militär statt und auch nicht nur in der Berufswelt. Jeder Verein hat Leute, die vorangehen, jeder Freundeskreis, eine Familie. Führung ist nichts Negatives.

Ich verpflichtete mich für drei Jahre bei der Bundeswehr und schlug die Offizierslaufbahn ein. Im Harz wurde ich Gefreiter und absolvierte dann in Maxhof bei Starnberg in der General-Fellgiebel-Kaserne einen halbjährigen Lehrgang zum Fahnenjunker. Anfang 1968 wurde ich aus Clausthal-Zellerfeld nach Oberbayern versetzt, erneut an den Starnberger See, diesmal ans Westufer in die Fernmeldeschule des Heeres in Feldafing. Dort nahm ich erfolgreich an einem ebenfalls halbjährigen Lehrgang zum Fähnrich teil.

„Man muss das Ganze stets von seinen Teilen sehen.“

Dieser Satz, der dem preußischen General Scharnhorst zugeschrieben wird, stand auf der Urkunde der Fernmeldeschule des Heeres, die mich als Fähnrich auswies. Weiter stand dort:

„FÄHNRICH, wir erwarten, daß Du hier Deine Pflicht bis ins Kleinste erfüllst, auch wenn Du es nicht immer einsehen solltest!

VERTRAUEN bringen Dir Deine Vorgesetzten entgegen, sei auch Du dazu bereit!

MANNESZUCHT ist besonders eines zukünftigen militärischen Führers nicht unwürdig!

VERANTWORTUNG und persönliches Engagement sind Eigenschaften, die Du spätestens hier beweisen mußt!

PERSÖNLICHKEIT begreifst Du am besten, wenn Du daran denkst, daß die Ausstrahlungskraft des militärischen Führers für den Kampferfolg ausschlaggebend ist.

KAMERADSCHAFT darfst Du nie vergessen, ohne sie bist Du hier – und erst recht im Einsatz – verloren.

OFFIZIER wirst Du erst dann werden können, wenn Du Dir dies täglich immer wieder vor Augen führst und danach handelst.“

Ich wollte Offizier werden. Den entsprechenden Lehrgang, der mir das ermöglichte, absolvierte ich im Sommer und Frühherbst 1968. Im Oktober versetzte die Bundeswehr mich ins Fernmeldebataillon 776 nach München. Dort wurde ich zum Oberfähnrich und dann, im März 1969, zum Leutnant befördert. Die Urkunde unterschrieb der CDU-Politiker Gerhard Schröder, damals Verteidigungsminister in der ersten Großen Koalition in Bonn.

Mit den Menschen, die mir in meinen Positionen anvertraut waren, setzte ich mich mit jedem Dienstgrad intensiver auseinander. Oft ging es nicht nur um Handlungen in der Kaserne. In Gesprächen lernte ich meine Leute kennen, manchmal samt einem Schicksal, das im militärischen Alltag gewöhnlich verborgen blieb. Andere Soldaten zu führen, das war jedenfalls mein Eindruck, ging mir gut von der Hand. Und ich spürte, dass ich laufend dazulernte.

Das Sportliche

Das Schwimmen habe ich bei der Bundeswehr nicht aufgeben müssen. Ich habe den Sport sogar auf Leistungsniveau betreiben können. So hat er mein Leben weiterhin geprägt.

Die Zeiten, die ich im Becken erzielte, waren gut. Ich trat den Wasserfreunden München bei und erlebte so die große Rivalität meines Klubs und der Wasserfreunde Wuppertal, der beiden führenden Schwimmvereine der Sechzigerjahre. Wer für diese Vereine antrat, durfte sich als Teil der westdeutschen Schwimmelite fühlen, und ich gestattete mir, von Olympia zu träumen. Die nächsten Spiele fanden 1968 in Mexiko statt.

1967, während der Vorbereitung, nahmen wir an einem Kurs in Neubiberg bei München teil. Dort ließ der Deutsche Schwimmverband testen, ob man durch Massagen die Anzahl der roten Blutkörperchen erhöhen und so den Punkt der Erschöpfung hinausschieben konnte. Wir Schwimmer waren die Versuchskaninchen für diese Art von Doping, das nicht verboten war. Ob und inwieweit die Massagen einen leistungssteigernden Effekt hatten, haben wir allerdings nie erfahren – ein traditionelles Höhentraining hatte dieselbe Wirkung.

Als Leistungskader schickte die Bundeswehr mich auch auf einen Lehrgang in Sonthofen. Dort sollten wir uns auf die Weltmeisterschaft der Soldaten vorbereiten, die der Conseil International du Sport Militaire (CISM) ausrichtete. Wir reisten ins Allgäu, strengten uns mächtig an und hatten an dem militärischen Standort mit Schwerpunkt Sport auch beste Bedingungen. Leider wurde die Meisterschaft dann aus irgendwelchen Gründen abgesagt.

Es gab zu jener Zeit noch keine Sportkompanien in der Bundeswehr, doch mein Arbeitgeber hat das Leistungsschwimmen stets gefördert. Ich legte meinen Ernährungsplan vor, den ich vom Schwimmverband bekommen hatte, und erhielt entsprechend – und für ein paar Wochen, danach mochte ich nicht mehr – ein Steak zum Frühstück. Den entscheidenden Qualifikationswettkampf für die Olympischen Spiele stellte dann die Deutsche Meisterschaft 1968 dar. Um nach Mexiko zu fahren, musste ich Dritter über 100 Meter Rücken werden. Die Chancen dafür standen nicht überaus gut, und am Ende wurde ich siebter. Zu Olympischen Spielen bin ich ein paar Jahre später gleichwohl gekommen, allerdings nicht als Athlet.

Meiner Freude am Wettkampfsport mit meinem Verein hat die gescheiterte Qualifikation nicht schaden können. Ich schwamm unverdrossen weiter, gut, motiviert und von der Sache überzeugt. Im Dezember 1968 verlieh die Stadt München verdienten Sportlern den Ehrenbrief. Als Staffel hatten wir in dem Jahr den deutschen Rekord über 10 x 100 Meter aufgestellt. Nun saßen wir im alten Rathausaal, lauschten dem Richard-Strauss-Konservatorium der Landeshauptstadt München, das „Eine kleine Nachtmusik“ von Mozart spielte, und

später der Tanzkapelle Toni Witt. Der Sportmediziner und ehemalige Leichtathlet Dr. Adolf Metzner hielt eine Festansprache, der Münchner Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel begrüßte. An Festlichkeit hat es an dem Abend nicht gemangelt.

Mich hat das Schwimmen in meinen Jahren als Soldat stets zufrieden gemacht, ebenso wie mir unsere regelmäßigen Sporteinheiten in der Kaserne gutgetan haben. Unsere Kompanie stellte zum Beispiel eine Fußball- und eine Handballmannschaft. Das Fernschreiben und Fernsprechen mochte unsere Funkertruppe inhaltlich fordern. Auch mal an seine physischen Grenzen zu gehen, hat einen zusätzlichen Wert gehabt, da bin ich mir sicher. Der Sport trug nicht nur zur körperlichen, sondern auch zur mentalen Fitness bei.

Das Bayerische

Unser Bataillonskommandeur Oberstleutnant Reichenwallner ließ die Soldaten des Fernmeldelehrbataillons 776 antreten. Er hatte etwas mitzuteilen. Auf dem Oberwiesenfeld, genau auf dem Gelände, wo wir uns gerade aufhielten, würden die Teilnehmer der Olympischen Spiele in München untergebracht. Damit verlören wir genau wie die Feldjäger und die Luftlandetruppe unser Zuhause. Die Kaserne sei demnächst zu räumen.

Was der Oberstleutnant nicht unerwähnt ließ: Für die Feldjäger wie auch für die Luftlandetruppe stand bereits eine neue Bleibe bereit. Für uns Fernmelder nicht. Er wisse im Moment auch nicht weiter.

Im Anschluss an das Antreten des gesamten Bataillons versammelte der Kommandeur seine Offiziere im Kasino. Ich

kam im Range eines Leutnants zu dem Treffen. Meine Karriere war zügig fortgeschritten, und vielleicht dachte ich deshalb, dass mir eine Wortmeldung zustünde, die nicht ernsthaft zur Lösung beitragen würde. Jedenfalls ergriff ich das Wort und schlug etwas vorwitzig vor, unser Bataillon doch einfach aufzulösen. Damit erübrige sich dann ja die Suche nach einem neuen Standort.

Inhaltlich ging der Kommandeur nicht weiter auf mich ein. Er nahm aber mit, dass nicht nur waschechte Bayern zu den Offizieren seines Bataillons zählten, sondern auch ein Preuße.

Am Ende zogen wir weit in den Norden der Stadt, in die Henry-Kaserne in den Stadtteil Freimann. Dort hatten die Amerikaner ein Gelände geräumt, auf dem 3000 GIs stationiert gewesen waren. Vorher, in den Dreißigerjahren, hatte die Reichswehr dort einen Stützpunkt für die Luftwaffe eingerichtet.

Wir kamen nun mit der vergleichsweise geringen Zahl von 420 Soldaten und benötigten auch nur einen Teil der Kaserne. Weil es an Geld für eine Renovierung mangelte, packten wir kurzerhand selbst an. Die handwerkliche Kompetenz hatten wir in unseren Reihen. Insgesamt 65.000 Arbeitsstunden steckten wir in unseren Teil der Bayern-Kaserne.

Das letzte Wort in der Staatsaffäre Unterwanderung bayerischer Bataillone durch Preußen sprach Oberstleutnant Reichenwallner einige Jahre später. Für den 20. Juni 1974 ließ er mich in sein Büro bestellen und überreichte mir eine Urkunde, die von der Bayerischen Staatskanzlei erstellt worden war. Den Text trug er in Landessprache vor. „Damit Du Saupreiß das auch verstehst“, sagte er vorher und reichte mir die Übersetzung des Originaltextes. Dann sprach der

Oberstleutnant feierlich und sicherlich in einem Akt größter Großzügigkeit eine sogenannte Begnadung aus. Er machte mich zu einem Bayern.

Auf der Urkunde, die er mir anschließend überreichte, steht:

„Begnadung und Privilegia

*Bekenne hiermit diesem offenen Brieff und thue kund aller-
menigrlich, in Gnadt und Freyheit allergnedigest mitge-
thailt, daß folgennt dessen würdig erachtet würdt*

Dittmann Frank

*dem Landt Bayern als Bürger allain ohne sein ehelaibliche
Erben dazue tauglich, geschicklich und guet zu sein. Zum
Schimpf und Ernst, bei Streutten und Gestecken gezimbt
und gebührt den bairischen Nammens nit schmellern und
von Recht und Gewohnhait unverhindert.*

*Dies bei Ungnadt und Straff und darzu ain Jeder, so offt er
fräventlich darwider thäte, unachlessig verloren.*

Mit aigner Handt und beifollgend Insigl confirmirt.

Monachia, 20. Juli 1974“

Übersetzt bedeutet das:

„Begnadung und Privilegia

*Ich bestätige hiermit durch diese öffentliche Urkunde, tue
kund und teile in allerhöchster Gnade und Freiheit jeder-
mann mit, dass der nachfolgend genannte*

Frank Dittmann

*für würdig erachtet wird, einen tauglichen, charakterfes-
ten und guten Bayerischen Staatsbürger abzugeben. Dieses
Privileg ist nicht auf Familienangehörige übertragbar.*

Schande komme über ihn, falls er bei echtem Streit und bei Raufereien nicht verhindert, daß der bayerische Name geschmäht wird. Bayerisches Recht und Gewohnheit hat er zu verteidigen. Jeder fällt in Ungnade und wird mit Strafe des unwiderruflichen Verlusts der Bayerischen Staatsangehörigkeit belegt, der freventlich sich eines obigen Verbrechens schuldig macht.

Mit der Unterschrift bestätigt und mit Siegel beglaubigt“

Meine Zeit bei der Bundeswehr hat mir also eine zweite Staatsbürgerschaft gebracht. Ich habe dieses kleine Detail meiner Biografie noch manches Mal angeführt. Ein Bayer muss nicht Ober-, Unter- oder Mittelfränkisch sprechen, nicht Nord-, Mittel- oder Südbairisch und auch nicht Ost-Schwäbisch. Eine Begnadung zu haben, reicht auch.

Eine Münchnerin

Meine besten Freunde in München kannte ich von den Wasserfreunden. Wir bildeten eine Lagenstaffel. Manfred Zetsche schwamm Brust, Helmut Brettner Delphin, ich selbst Rücken. Der vierte Schwimmer, Josephski, kralute.

Mit Manfred und Helmut unternahm ich auch außerhalb unserer Trainingsbecken einiges. Und irgendwann, wahrscheinlich im Juni 1967, schlug Manfred Helmut und mir vor, abends mit drei jungen Frauen auszugehen. Eines der Mädels hieß Edith Auerhammer, Manfred kannte sie aus dem Müller'schen Volksbad, und seit ein paar Wochen gingen die beiden miteinander. Edith werde noch ihre kleine Schwester und eine Freundin mitbringen, sagte Manfred.

Helmut und ich hatten an dem Abend nichts anderes vor und fanden uns pünktlich am Treffpunkt ein, dem Lokal Jazzkränzchen Immergrün gleich neben dem Volksbad. Dort lernten wir Ediths Schwester Marion und deren Freundin Helga kennen.

In meiner Erinnerung hatten wir zu sechst einen lustigen Abend. Was ebenfalls unstrittig ist, zumindest zwischen mir und Helmut: Wir haben uns an diesem Abend mit Ediths Schwester Marion verabredet, allerdings jeder für sich und ohne es den anderen wissen zu lassen. So kam es, dass wir beide uns am Samstagmorgen am Holzkirchner Bahnhof einfanden, um mit Marion einen Tagesausflug zum Vereinsheim der Wasserfreunde München am Wörthsee zu unternehmen. Überrascht bis verdutzt trafen Helmut und ich aufeinander. Nur Marion Auerhammer erschien nicht.

Hier geschieht gerade eine Sauerei, da waren Helmut und ich uns einig. Erstens versetzte man zwei Leistungsschwimmer nicht einfach so. Zweitens verabredete man sich auch nicht mit jedem von uns parallel. Wir schimpften ein wenig vor uns hin, wollten die Sache damit aber nicht auf sich beruhen lassen. Deshalb ging Helmut zu einem Münzfernsprecher und wählte die Nummer der Auerhammers. Jemand nahm ab. Es war eine weibliche Stimme und nicht die Mutter, sondern Edith.

Helmut schilderte der Schwester die Lage, und Edith begab sich daraufhin gern in das Zimmer ihrer Schwester.

„Schönen Gruß von Marion“, hörte Helmut kurz darauf Edith ins Telefon sprechen, „sie sagt, mit den blöden Schwimmern will sie nichts zu tun haben.“

Damit war zwar unsere Nachforschung aus der Telefonzelle heraus gelungen. Unsere Verabredungsversuche hingegen

konnten wir nur als grausam gescheitert verbuchen. Das taten wir, nicht ohne die Schuld daran jener Marion zu geben. Während wir einander versicherten, dass die kleine Schwester ein blödes Weib sein müsse und wir da zum Glück noch mal davongekommen seien, fuhren wir ins Vereinsheim am See. Am nächsten Tag in München nahmen wir unseren Freund Manfred ins Gebet und warfen ihm vor, dass er uns überhaupt mit solch einem Mädels in Kontakt gebracht hatte.

Jene Marion Auerhammer hingegen stellt die Sache etwas anders dar. Unser Auftritt als Meisterschwimmer im Jazzlokal habe sie nicht überzeugt. Als dann zuerst der eine und dann der andere zum Ausflug lud, habe sie gerne zugesagt, jedoch schon in dem Moment gedacht, dass sie da ohnehin nicht mitfahren werde.

Wie Ediths kleine Schwester darüber dachte, weiß ich, weil ich einige Wochen später allein in das In-Lokal „Wiener Rutschn“ ging. Der Gastraum lag im Keller, man konnte tatsächlich hinunterrutschen. In der Kneipe sah ich Manfred mit Edith, Marion und Helga sitzen. Ich hockte mich dazu und erinnerte mich sehr schnell, warum ich mich ein paar Monate zuvor mit Marion verabredet hatte.

Beim Rausgehen schlug ich Marion vor, zusammen das Oktoberfest zu besuchen. „Damit du mich nicht noch mal sitzen lässt, hol ich dich diesmal aber von zu Hause ab.“

Wir gingen aufs Oktoberfest. Leichtsinnigerweise hatte ich am Vorabend gesagt, ich führe auf keinen Fall mit Karussells, die sich überschlagen. Genau solch ein Fahrgeschäft steuerte Marion nun auf der Theresienwiese vergnügt an. Doch diese 19-Jährige sollte mir, der ich doch schon 21 Jahre alt war, nicht meine Grenzen aufzeigen. Ich stieg ein, verlor meinen

Geldbeutel, als wir kopfüber zum Stehen kamen, hielt aber durch. Mein Entschluss stand längst fest: Ich wollte diese junge Göre von der Straße wegbringen – und mich gleich mit.

Marion stammte aus einer Münchner Familie, wie sie Mitte der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts eben entstand in Deutschland: Zwei Menschen wurden ein Paar, die der Zweite Weltkrieg auf unterschiedliche Weise aus ihrem vorher gekannten Leben gerissen hatte.

Marions Mutter Anneliese Auerhammer, geborene Grimm, Jahrgang 1921, stammte aus gutem Hause. Ihr Vater betrieb auf der Nymphenburger Straße die Buchbinderei Grimm + Bleicher, der auch noch ein kleiner Verlag angeschlossen war. Sie lebte in Schwabing und hatte eigentlich nie gedacht, einmal selbst Geld verdienen zu müssen. Doch dann musste ihr Verlobter, ein Arzt, in den Krieg. Dort fiel er. Anneliese Grimm selbst wurde 1939 zu einem Pflichtjahr auf einen Bauernhof geschickt. Durch die Feldzüge der Wehrmacht fehlte es fast überall an Arbeitskräften. Nach einem Jahr ging sie in einem bürgerlichen Haushalt in Potsdam in Stellung. So nannte man damals die Tätigkeit eines Hausmädchens. Später, zurück in München, arbeitete sie in einer Rüstungsfabrik und erhielt dort eine Einführung ins technische Zeichnen. Als die alliierten Mächte Bomben auf München warfen, verlor Anneliese Grimm ihre Wohnung in Schwabing und kam bei einer Frau auf dem Land östlich von München unter. Deren Mann, ein Schreiner, hatte auch in den Krieg ziehen müssen.

Die neue Bleibe in dem Ort Olching erwies sich für Marions Mutter als Glücksfall. Hier flogen die Briten und Amerikaner keine Luftangriffe. Und hier legten Hühner Eier, wuchsen

Kartoffeln, Obst und Gemüse. Wirklichen Hunger musste sie nicht erleiden.

Marions Vater Edmund Auerhammer, Jahrgang 1911, wurde früh zum Halbwaisen. Als er neun Jahre alt war, verlor er seinen Vater. In der Schule schrieb Edmund trotzdem lauter Einsen. Statt allerdings das Abitur zu machen, absolvierte er eine Ausbildung zum Kaufmann und unterstützte mit dem Lehrgeld seine Mutter. Die starb dann am Ende der Weimarer Republik, als ihr Sohn 21 Jahre alt war.

Wir wissen von Edmund Auerhammer, dass er in den Krieg musste, nach Russland, jedoch nicht direkt an die Front, sondern in ein Nachschubbataillon. 1945 geriet er in russische Gefangenschaft. Als er wieder heimkehrte, wahrscheinlich 1946, hatten Krieg und Gefangenschaft ihn gezeichnet. Er litt an Ruhr und an Wassersucht. Sein Haar war weiß, der Körper aufgedunsen. Er muss einiges erlitten haben. Über die russische Bevölkerung sprach er gleichwohl niemals schlecht.

Edmund Auerhammer schlug sich beruflich in den Nachkriegsjahren irgendwie durch und baute dann eine Vermögensverwaltung auf. Sein Haar nahm wieder die ursprüngliche schwarze Farbe an. 1970 starb Marions Vater im Alter von 59 Jahren.

Wie genau er ihre Mutter kennengelernt hatte, ist uns nicht bekannt. Die Familie bewohnte ein großes Haus in Gräfel-fing, anfangs noch gemeinsam mit den Großeltern und einem Dienstmädchen. Marion hat ihre Mutter als streng in Erinnerung. Später erst sah sie, dass die Mutter die Erziehung mehr oder weniger im Alleingang stemmen musste. Vom Vater war keine Unterstützung zu erwarten, er sagte allenfalls, sie sollte die Mädchen doch machen lassen.

Marion wurde noch in Gräfelfing eingeschult und wechselte dann, weil ihre Eltern in eine Doppelhaushälfte am Neuperlacher Forst zogen, auf eine Grundschule in München. Wirtschaftlich ging es mal auf und mal ab in der Familie. Mit ihrer fast gleichaltrigen Schwester wuchs sie zu einer Einheit zusammen. Beide besuchten später zusammen die Tanzschule und fuhren ohne ihre Eltern in den Sommerurlaub in das damalige Jugoslawien. Als Edith nach ihrer Ausbildung zur Sekretärin ein Jahr nach Südengland ging und in Bournemouth in einem Haushalt arbeitete, besuchte Marion sie dort.

Edith ging später für zwei Jahre für den Deutschen Entwicklungsdienst nach Indien. Danach studierte sie, arbeitete bei einer Volkshochschule in Deggendorf, kaufte die Schule später und brachte dort mit ihrem Team Einwanderern Deutsch bei. Man konnte bei ihr auch auf dem zweiten Bildungsweg sein Abitur erwerben.

Ihre Schwester Marion ging nun mit mir aus. Vor unserem gemeinsamen Oktoberfestbesuch hatte sie eine Lehre zur Schneiderin bei dem Modellhaus Binder-Werle („Kleider-Mäntel, Sportmoden“) in der Theatinerstraße gemacht. Von 40 Mark im ersten auf bis zu 65 Mark im dritten Lehrjahr stieg ihr Lohn, der damals als „monatliche Erziehungsbeihilfe“ bezeichnet wurde. Danach arbeitete Marion als Gesellin bei Binder-Werle. Nun, Anfang Oktober 1967, begann sie auf der Deutschen Meisterschule für Mode in München. Diese Ausbildung finanzierte sie mit einem Stipendium, das sie erhielt, weil sie ihre Gesellenprüfung mit der Note „sehr gut“ bestanden hatte.

Marion war in einer anderen Welt als ich unterwegs gewesen, erfolgreiche Schwimmer waren für sie keine Helden.

Doch wir verstanden uns trotzdem gut. Ans Heiraten allerdings dachte dieses stets mehr als adrett gekleidete Mädchen zu dieser Zeit nicht. Marion war jung, attraktiv und angenehm frech. Das Leben lag vor ihr. Da reizte es mich erst recht, ihr einen Antrag zu machen.

Wer ins Risiko geht, wird nicht immer sofort belohnt. Marion und ich waren erst wenige Monate zusammen, als ich ihr darlegte, dass ich sie gern heiraten wolle. Sie reagierte auf den Vorstoß, indem sie sich Bedenkzeit erbat. Einige Wochen später willigte sie ein. Das war Anfang des Jahres 1968, und ich rief in einem Hotel in Igls bei Innsbruck an, wo meine Eltern Winterurlaub machten. Meine Mutter nahm ab.

„Ich will euch meine zukünftige Frau vorstellen“, sagte ich.

Meine Mutter war völlig perplex. Ich hatte ihr überhaupt noch nie ein Mädchen vorgestellt. Und nun wollte ich gleich mit der künftigen Frau anrücken. Gefreut hat sie sich dennoch. Dass all ihre Kinder in einer Ehe ankämen, hatte für sie eine nicht zu überschätzende Bedeutung. Sofort buchte sie in dem Hotel in Igls, in dem sie und mein Vater abgestiegen waren, eine Unterkunft für uns – zwei Einzelzimmer in verschiedenen Stockwerken. Damit tat sie ihren moralischen Vorstellungen offenbar genüge.

14 Tage nach dem schönen Wochenende in Tirol rief meine Mutter mich an und teilte mir mit, das Hotel aus Igls habe ein Paket mit den Schuhen meiner Freundin geschickt. Die Schuhe seien allerdings in meinem Zimmer gefunden worden.

Wir feierten unsere Verlobung im Haus meiner Eltern auf dem Wiedenbergr in Neheim. Ich trug ein hellblaues Hemd, weil das damals modern war und weiß als spießig galt. An einem gewöhnlichen Sonntag hatten wir Kinder früher am

Mittagstisch keine Jeans tragen dürfen. Und jetzt wollte ich zur Verlobung allen Ernstes in Blau auflaufen? Mein Vater regte sich mächtig auf. Aus seiner Sicht verstieß die Farbe gegen jede Etikette.

Das Fest in unserem großen Haus habe ich trotzdem als schön und ausgelassen in Erinnerung. Viele Verwandte erschienen, Geschäftsfreunde gratulierten, natürlich kamen auch meine Freunde aus Neheim. Meine Schwiegereltern musste für unsere Verlobung den Weißwurstäquator überqueren und weiter bis nach Westfalen fahren. Sie reisten mit ihrem alten BMW V8 an. Leider blieben sie unterwegs liegen und mussten abgeschleppt werden. Sie erreichten Neheim aber noch pünktlich.

Unser Leben

Einige meiner Freundschaften in München habe ich der Bundeswehr zu verdanken. Die Verbindung zu Peter Dinse hat meine Militärzeit sogar um viele Jahrzehnte überdauert. Peter stand in der Bayernkaserne als Hauptmann der 4. Kompanie vor. Mit ihm und seiner Frau Heidi haben wir viel unternommen. Ich lernte Peter auf der Kegelbahn unserer Kaserne kennen. Diesen schönen Ort haben wir eine Zeit lang sehr regelmäßig aufgesucht. Es handelte sich – eine Ausnahme für Bayern, wo man damals fast nur auf Beton warf – um eine Holzscherenbahn. Peter, ein Norddeutscher, und ich kannten es nicht anders.

Dass wir nicht ewig zusammen kegeln konnten, haben wir akzeptiert. Unsere beruflichen Wege trennten sich. Peter wurde nach Bergzabern an der Weinstraße versetzt. Dort aber

haben wir ihn seitdem immer wieder und manchmal auch mit Quirin besucht. Heide Dinse ist Quirins Patentante.

In meiner Bundeswehrzeit, auch während der Ausbildungsmonate in Maxhof und Feldafing, habe ich viel in München trainieren müssen. An manchem Wochenende schwamm ich auch auf Wettkämpfen. 1968 habe ich deshalb ein Zimmer gemietet, im Münchner Süden in der Oberbiburger Straße. Marion wohnte in der Balanstraße, so hatten wir es nicht allzu weit zueinander.

Anfang 1969 wechselte ich dann in die Ainmillerstraße in Schwabing. Mein Zimmer gehörte zu einer Dreizimmerwohnung, die eine ältere Dame an drei junge Männer vermietete. Die Zimmer hatten Holzöfen. Waschen konnte man sich mit kaltem Wasser in einer verrosteten Badewanne, in der zuweilen auch gespült wurde. Die Vermieterin selbst lebte und schlief in der Küche. Für ihr Auskommen musste sie alle drei Zimmer vermieten.

Als ich an einem Wochenende im Winter von einem Wettkampf zurückkehrte und meinen Ofen einheizen wollte, stellte ich fest, dass mein Holzvorrat verschwunden war. Ich wunderte mich und fragte die Wirtin. Sie wand sich nicht lange und gestand mir, dass sie selbst während meiner Abwesenheit in das Zimmer gezogen sei. In der Küche sei es einfach zu kalt gewesen, erklärte mir die Frau, und so habe sie bei mir eingeheizt und sich auch in mein Bett gelegt.

Einen Moment lang war ich schockiert, nahm die Erklärung dann aber hin. So waren die Zustände eben, und was hätte die arme Frau auch tun sollen? Ich bat sie allerdings, mir künftig wenigstens etwas Ofenholz übrig zu lassen.

Die Vermieterin war damals vielleicht 65 Jahre alt, womöglich auch älter. Ich jedenfalls war jung genug, um mir über die unerwartete Nähe keine großen Gedanken zu machen. Es ging uns doch gut. Ich hatte Freunde. Und wir waren in meiner Erinnerung ständig unterwegs.

Mit der Wettkampfmannschaft der Wasserfreunde München besuchte ich das Oktoberfest. Nach ein bis zwei Maß Bier kamen wir auf die Idee, doch mal beim „Hau den Lukas“ Verwirrung zu stiften. Wir verteilten uns unauffällig rund um den Burschen, der gerade antrat, um mit dem schweren Vorschlaghammer so fest wie möglich auf einen abgefederten Knopf zu schlagen. Als der nun ansetzte, um die Zuschauer von seiner unbändigen Kraft zu überzeugen, weit ausholte und den Vorschlaghammer gerade über seinem Kopf kreisen ließ, trat ihm jemand von uns scheinbar versehentlich auf den Fuß. Der Typ, etwa in unserem Alter, brach ab und schaute wütend drein. Sehr zu Recht fühlte er sich sabotiert. Bei seinem nächsten Versuch erging es ihm genauso.

Was wir nicht bedacht hatten: Auch der Hau-den-Lukas-Kunde war nicht allein auf der Wiesen unterwegs. Als er und seine Freunde die Lage verstanden hatten, gingen sie uns sofort an. Es kam zu einer saftigen Schlägerei, vor der ich keineswegs weggelaufen bin.

Am nächsten Tag erschien der Zugführer Dittmann mit einer gut sichtbaren Gesichtsverletzung zum Dienst. In der Schreibstube fragte mich mein Spieß: „Herr Leutnant, so wollen Sie doch wohl nicht vor den Zug treten?“

„Wieso, sieht man so viel?“, fragte ich zurück.

„Haben Sie noch nicht in den Spiegel geschaut?“

„Nicht so richtig.“

Als ich das getan hatte, pflichtete ich meinem Spieß bei und wies den stellvertretenden Zugführer an, den Morgenappell abzunehmen. Ich selbst begab mich auf mein Zimmer und pflegte mein Gesicht mit Salben und Puder.

Schon beim Fahnenjunkerlehrgang in Maxhof 1967 habe ich mich mit Hans Seger angefreundet, einem Oberpfälzer aus Regensburg, der einen Teil seiner Jugend in München verbracht hatte. Dort führten seine Eltern ein Elektrofachgeschäft. Ich bildete mir in der Zeit ein, dass ich durchaus Ski fahren könne, und aus Sicht eines Sauerländers – der höchste Gipfel in diesem Mittelgebirge ist 843 Meter hoch – mochte das auch zutreffen. Im Winter 1967/68 fuhr ich nun mit Hans und Marion in Richtung Innsbruck. Unser Ziel war das Hafelekar, ein Gipfel der Nordkette, der sich aus der Landeshauptstadt Tirols heraus majestätisch erhebt.

Hans kannte sich aus. Er besorgte die Karten für die Bergbahn und beantwortete dabei auch nach bestem Wissen und Gewissen die Frage der Kassiererin, ob wir denn auch erfahrene Skifahrer seien.

„Ja“, sagte Hans.

Als wir hochfuhren, machte ich mir allerdings meine Gedanken. Diesen Hängen hier, steil und felsig, mochte ein Hans Seger gewachsen sein. Aber ich? Als wir oben ankamen, war mir das Herz ein gutes Stück weit in die Hose gerutscht.

Hans fuhr los, gekonnt, wahrscheinlich auch elegant. Ich habe ihn nicht groß beobachtet. Dafür hatte ich zu viel mit mir selbst zu tun. Mit Spitzkehren, eine nach der anderen, versuchte ich, die Piste hinunterzukommen. Das gelang,

Stück für Stück und mit ungezählten Stürzen. Hans überholte mich drei Mal bei dieser Abfahrt, die eher einem Abstieg gleichkam.

Marion hatte aufgrund einer leichten Verletzung nicht auf die Bretter gewollt und unten gewartet. Als ich endlich vor ihr stand, nach der gefühlt längsten und anstrengendsten Abfahrt meines Lebens, konnte ich mir nicht mal mehr allein die Skistiefel ausziehen.

An diesem Tag hat es mir an Technik, Übung und vor allem an Erfahrung gefehlt. Nur an Spott herrschte kein Mangel. Wir blieben über Nacht, und abends in der Pension schwor ich mir, so schnell wie möglich Ski fahren zu lernen – allein schon um es Hans irgendwann zu zeigen. Für die Bayern war ich ein Flachländer, nun gut. Doch das sollte man mir künftig am Hang nicht mehr ansehen.

Während ich 1968 die Heeresoffiziersschule in München besuchte, lernte ich auf meiner Stube Götz Köhler kennen. Götz war an der Pionierkaserne am Frankfurter Ring stationiert und, wie sich bald herausstellte, ein Trickskifahrer. Ich witterte meine Chance.

Sobald im kommenden Winter ausreichend Schnee gefallen war, fuhren Götz und ich in meinem Käfer in die Berge. „Ich stelle das Auto, zahle das Benzin und die Tageskarte für den Lift, außerdem das Essen“, hatte ich Götz angeboten. Er sollte mir im Gegenzug Einzelunterricht erteilen.

In Christlum, nicht weit vom am Achensee gelegen, erwies sich der Soldat dann tatsächlich als guter Lehrer. Wir fuhren einige Samstage in das Ski-Areal. Götz schonte mich nicht, aber das sollte er auch nicht. Im Laufe des Winters wurde ein passabler Skifahrer aus mir.

Mit Götz blieb ich noch einige Jahre in Kontakt, bis zu seiner Scheidung. Hans Seger trat sogar als mein Trauzeuge auf. Von Marions Seite übernahm das Christel, eine Klassenkameradin von der Meisterschule für Mode. Mit Christel, ihrem Freund Fons und ebenfalls mit Hans fuhren wir zwischen 1969 und 1971 an einigen Winterwochenenden in die Alpen. Die Berge liegen so nah, wenn man in München lebt. Wir hatten sicher nicht die größten finanziellen Möglichkeiten und haben es trotzdem regelmäßig in die Alpen geschafft.

Damals wurden gerade an etlichen Bergen in Tirol Liftanlagen errichtet. Fons hatte ein Auto mit sechs Sitzen, und so sind wir mehrfach in die Kitzbüheler Alpen nach Söll gefahren. An der Hohen Salve versuchten wir dann, mit dem Wagen bis zur Mittelstation zu gelangen. So wollten wir uns eine Fahrt sparen. Wenn es dann allerdings arg rutschte auf der Straße, kam es vor, dass Marion und Christel ausstiegen und sich hinten auf die wuchtige Stoßstange stellten. Die anderen saßen auf der Rückbank, um auch unser Gewicht auf den Hinterradantrieb des Autos zu geben. Meistens ging es so voran, und wenn nicht, kam irgendein Bergbauer mit seinem Traktor. Die Leute halfen uns gern. Die Stimmung war entspannter damals.

Auf dem Weg zurück machten wir manchmal im Aura-cher Löchel Station. Die Tiroler und Wiener Spezialitäten, mit denen das Restaurant in Kufstein heute wirbt, haben wir uns damals nicht leisten können. Einen Grünen Veltliner der Sorte Kremser Sandgrube haben wir uns in der urigen Weinkneipe allerdings geleistet. Jahrzehnte später, 2024, bin ich auf genau diesem Weingut in Krems gewesen – und konnte den Winzer immerhin damit beeindrucken, dass ich den

Wein von seinen Hängen schon 1969 im Auracher Löchel getrunken hätte.

Marion und ich sind auch mit meinem Bruder Steffen und seiner damaligen Frau Monika Ski gefahren, für mehrere Tage und über Silvester. 1970 und 1971 war das, es ging nach Brixen im Tale auf einen Bauernhof. Die Unterbringung: standesgemäß. Wir bezogen Zimmer, die noch mit Kohleöfen ausgestattet und von uns zu beheizen waren. Das stille Örtchen hatte ein Herz in der Tür und befand sich mitten im Kuhstall.

Von solch erlauchten Adressen (das Frühstück war immer üppig) erfuhren wir über Mund-zu-Mund-Propaganda. Einen teuren Auslandsanruf beim Fremdenverkehrsbüro hätte niemand bezahlen wollen, und Internet gab es schon gar nicht.

Bei einer Abfahrt vom Kitzbüheler Horn ins damals noch vollständig verschneite Tal brach Marion sich das obere Sprunggelenk. Sie wurde umgehend mit dem Akja, einem Rettungs- und Transportschlitten, ins Tal und dann in die Praxis Dr. Waidlaner gebracht. Der Orthopäde galt als bester Skiarzt der Region. Er verpasste Marion einen Gips, und wir holten sie dann anschließend mit dem Auto wieder ab. Nun mussten wir zurück zu unserem Bauernhof. Der lag allerdings deutlich erhöht am Berg.

Tagsüber taute es in diesem Winterurlaub immer etwas, und so kamen wir nachmittags mit unserer Patientin gut hin- auf. Abends fuhren wir dann aber noch mal ins Tal, um dort zu essen. Auf dem Rückweg hatten die Temperaturen rapide angezogen. Der Frost machte den Weg zu unserer Unterkunft spiegelglatt. Die Sommerreifen unseres Wagens stießen

irgendwann schlicht an ihre Grenzen. Wir mussten das Auto auf etwa halber Strecke stehen lassen und zu Fuß zum Hof hinauf. Marion allerdings konnte mit ihrem gebrochenen Gelenk nicht auftreten.

Einer musste sie auf den Händen tragen, und diese Aufgabe übernahm mein Bruder Steffen. Marion war nun keinesfalls ein Schwergewicht, doch sie bergauf zu schleppen, erwies sich als ziemlich beschwerlich. Bald keuchte Steffen kräftig, und wir alle, die wir dabei waren, hören seine Frau Monika noch rufen: „Lass sie fallen! Lass sie fallen!“

Wir hatten die Toilette im Stall und kein warmes Wasser. Aber wir verlebten auf diese einfache Art wunderschöne Urlaube. Meine Ski-Karriere ging noch etwas weiter, etwa mit meiner Schwester Beate und ihrem Mann Hans Henrici in Seefeld. Mit in diesen recht großen Tiroler Wintersportort, wo wir uns auch im Eisstockschießen ausprobierten, kamen auch Steffen und Monika sowie einige Reiterfreunde. Im Jahr drauf sind wir noch einmal mit drei Ehepaaren in die Schweiz gefahren und haben in Verbier im Wallis ein schönes Chalet bezogen.

Danach mussten die Berge im Winter einige Jahre ohne uns auskommen. Erst im Winter 1982/83 fuhren wir, dann bereits zu viert und gemeinsam mit den Familien des Architekten Wilfried Vogel und seines Bruders Rudi Vogel, wieder in den Schnee. Es ging in eine Pension in Mathon. Das Dorf liegt im Paznauntal im Westen Tirols, seine Hänge gehören zum Skigebiet Galtür. Unsere beiden Kinder besuchten dort vier Winter lang die Skischule. Im ersten Jahr trug Quirin noch Windeln.

Die Entscheidung

Früher heiratete ein Mann, wenn er seine Auserwählte ernähren konnte. Meine Eltern kamen so auf einen Altersunterschied von neun Jahren, bei meinen Schwiegereltern waren es zehn Jahre. Marion und ich liegen gerade mal zwei Jahre auseinander. Was uns außerdem von unseren Eltern unterschied: Wir waren mit der Ehe vergleichsweise früh dran. Kein Weltkrieg hatte sich in unseren Lebenslauf geschoben oder drohte das zu tun. Wir lebten in Zeiten des Friedens und des wachsenden Wohlstands.

Marion hatte berufliche Ambitionen und wollte nicht gleich Kinder bekommen. Ich fühlte mich beruflich ebenfalls ausgefüllt und erfolgreich – und hatte dennoch einen guten Grund, meine Karriere bei der Bundeswehr zu kappen: Marion. Meine Verlobte hielt nicht allzu viel vom Militärischen. Sie würde, das machte sie mir schnell klar, nicht frohgemut mehrfach umziehen, wenn meine Offizierslaufbahn das erfordern sollte. Entsprechend würde ich, wenn ich beim Bund bliebe, unsere Ehe auf Dauer gefährden. Nichts lag mir ferner.

Damit stellte sich aber auch die Frage, die sich die vorherigen Generationen kaum bis gar nicht gestellt haben dürften: Worin würde ich meine berufliche Erfüllung finden? Es ging, fand ich, nicht nur darum, Geld zu verdienen und eine soziale Absicherung zu schaffen.

Heute ist der Anspruch noch weiter verbreitet, dass sein Beruf den Menschen nicht nur aufgrund des finanziellen Verdienstes zufrieden machen soll. Drum prüfe, wer sich ewig bindet ... – dieses Sprichwort gilt letztlich auch bei der Entscheidung für eine Branche und konkrete Tätigkeit. Das Ziel

lautet, die Arbeit nicht nur als finanziellen Zwang zu empfinden. Ich hatte dieses Ziel damals schon vor Augen: Die Arbeit sollte mir auch Freude machen. Bis heute bedauere ich jeden, der sagt, zur Arbeit zu müssen.

In meiner Familie konnten viele Menschen von sich behaupten, dass ihr Beruf ihnen mehr als nur ein Einkommen gebracht habe. All die Pfarrer, Soldaten, Unternehmer werden – jeder in seiner Angelegenheit – etwas erreicht haben. Sie haben, auch als Angestellte, etwas unternommen. Und genau das war mir auch bei der Bundeswehr geglückt. Ich hatte mich nicht in die Organisation hineinfallen lassen und abgewartet, was nun wohl mit mir geschehen würde. Lieber hatte ich, soweit das möglich war, meinen Weg selbst bestimmt.

Jahrzehnte später, in der Lokalpolitik, habe ich oft von älteren Leuten gehört, sie würden vereinsamen. „Warum?“, habe ich gefragt. Es kam dann meistens heraus, dass sie die sozialen Möglichkeiten, die eine Gesellschaft wie die unsere bietet, nicht nutzten. Im Seniorenheim lebten Menschen, die noch geistig klar, aber nicht mehr beweglich waren. Warum gingen die Leute nicht zu ihnen? Spielten mit ihnen, tauschten sich aus, luden sie in ihr Auto und machten einen Ausflug?

Ich komme fast ins Schwärmen bei dem Thema, denn an Gelegenheiten, mit anderen Menschen zu interagieren, fehlt es nun wirklich nicht. Sportvereine brauchen ehrenamtliche Unterstützung, Wohltätigkeitsorganisationen ebenfalls. Parteien bieten beste Bedingungen, sich zu engagieren und dabei mit Menschen zusammenzukommen. Man kann auch Kindern bei den Hausaufgaben helfen oder Asylbewerbern mit der Bürokratie. Hauptsache, man unternimmt etwas. Das ist das beste Mittel gegen Langeweile und Vereinsamung.

„Dafür müssen wir uns ja aber verpflichten“, hat mir mal ein älterer Mann geantwortet, der auch zu viel Tagesfreizeit hatte.

„Ja und?“, habe ich zurückgefragt. „Was ist daran so schlimm? Wenn die äußeren Umstände uns keine Pflichten auferlegen, so wie sie das in früheren, wirtschaftlich härteren Zeiten taten, dann können wir uns doch selbst unsere Verpflichtungen suchen.“

Und wenn man sich entschieden hat, in eine bestimmte Richtung zu gehen, dann sollte man das meiner Erfahrung nach auch mit einiger Entschiedenheit tun. Ich hatte das beim Militär getan und viel früher schon beim Schwimmen – und habe es auch später fast immer so gehalten.

Mit Blick auf meine künftige Ehe brauchte ich nun eine berufliche Alternative. Ich beschloss, meinen beiden Brüdern zu folgen, und schrieb mich an der Ludwig-Maximilians-Universität für das Fach Betriebswirtschaftslehre ein. Im Wintersemester 1969/70 wollte ich mein Studium beginnen. Vorher, im Sommer, sollte unsere Hochzeit stattfinden.

Einen Pfarrer kannte ich nicht, doch mein Spieß in der Kompanie gab mir den Tipp, unsere Militärpfarrer zu fragen. Wir hatten für jede Konfession einen. Ich bat beide zusammen in mein Dienstzimmer und sagte, dass Marion und ich uns ökumenisch trauen lassen wollten.

„Da muss ich erst im Bistum Augsburg nachfragen“, sagte der katholische Militärpfarrer.

„Sonst müssen wir eben evangelisch heiraten“, entgegnete ich.

Der protestantische Pfarrer sah für sich und seine Kirche keinen Klärungsbedarf.

Nach zwei Wochen sagte mir der katholische Pfarrer ab. Das Bistum erlaube ihm nicht, eine ökumenische Trauung vorzunehmen. Ich ging zu seinem evangelischen Kollegen und fragte ihn, ob er dann übernehmen würde. „Es ist mir ein Vergnügen, Herr Leutnant“, antwortete der Geistliche.

Am 30. Juli 1969 hat uns zuerst ein Beamter am Standesamt München 5 an der der Auer Dult getraut. Ich erschien, so gehörte sich das, in Uniform. Mein Kompaniechef, Hauptmann Wild, mit dem ich mich sehr gut verstand, war zugegen. Mein Soldatenkamerad Hans Seger und Marions Schulfreundin Christel bezeugten die Trauung. Kirchlich haben wir dann in der evangelischen Kapelle in Dietramszell geheiratet und das anschließend in der dortigen Schlossgaststätte gefeiert.

Wir zogen in die Fuststraße in den Münchner Stadtteil Nymphenburg. Meine Eltern hatten dort ein Haus für sich selbst gekauft, und im zweiten Stock war Platz für ein junges Ehepaar. Und dann, am 30. September 1969, erhielt ich meine Entlassungsurkunde. Der Leutnant Frank Dittmann habe „treu und brav sein dienstlich Obliegenheit erfüllt“, steht darin und dass mein Wirken im Fernmeldebataillon 776 nicht „ohn Einfluß auf die Geschicke unserer stolzen Waffenfarbe geblieben“ sei. „Dieser Taten bleibt ein ehrend Gedenken“, heißt es weiter und am Schluss: „Dem Dahinziehenden viel Glück itzo und allezeit.“

Meine Entscheidung, meine Laufbahn bei der Bundeswehr zu beenden, habe ich getroffen und danach nicht mehr hinterfragt. Sie stand. Und sie war richtig. Beim Militär wäre ich sicher noch Major geworden, vielleicht auch Oberstleutnant und Oberst. Vielleicht hätte ich es auch in den Generalstab geschafft. Vielleicht.

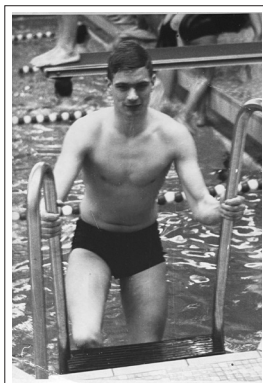
Auch meine Entscheidung, BWL zu studieren und einen zivilen Beruf zu ergreifen, habe ich niemals bereut. Außerdem musste ich nicht völlig vom Militärischen lassen. Ich war ja noch begeisterter Soldat und meldete mich für die Semesterferien meines Studiums regelmäßig zu Wehrübungen an.

1970 setzte man mich im Fernmeldelehrbataillon als stellvertretenden Kompaniechef ein. Ende 1971 wurde ich zum Oberleutnant der Reserve, 1974 sogar zum Hauptmann der Reserve ernannt. Zu unserem früheren Bataillonskommandeur Reichenwallner hatte ich weiterhin eine enge Bindung. Er war in der Zwischenzeit Bereichsfernmelführer BWK6 München geworden. Als solchem unterstand ihm 1972 bei den Olympischen Spielen in München die gesamte interne Fernmeldekommunikation. Weil ich mich in der Zeit wieder für eine Wehrübung angemeldet hatte, holte er mich in sein Team.

Während dieser Wehrübung war ich dann auch zwangsläufig mit dem Olympia-Attentat konfrontiert, bei dem palästinensische Terroristen elf Israelis ermordeten. Während der dramatischen Stunden zwischen Überfall, Geiselnahme und Geiselbefreiung leiteten wir höchst dezent alle Informationen und Nachrichten weiter – um dann festzustellen, dass aufgrund einer katastrophalen Öffentlichkeitsarbeit doch alle Interna die Öffentlichkeit erreichten.

Mit meinem Abschied als Berufssoldat und dem Beginn meiner Studienzeit 1969 ging auch meine Schwimmkarriere vorbei. Der Sport hatte mir viele Jahre lang unglaublich viel bedeutet. Doch jetzt begannen neue Zeiten. Mit meinem damaligen Lungenvolumen von 8200 Kubikmillimetern und einem um 30 Prozent vergrößerten Herzvolumen konnte ich nicht einfach

aufhören, ernsthaft Sport zu treiben. Im Winter würde ich regelmäßig Ski fahren. Für Frühjahr, Sommer und Herbst brauchte ich eine neue Sportart, am besten eine, die ich auch gemeinsam mit Marion betreiben konnte.



Als Schwimmer in Neheim und bei den Wasserfreunden München; oben: Marion mit Dackel Bepperl

Als Fähnrich in Feldafing



Mit meiner Braut Marion am 30.9.1969



Mit Marion bei ihrem ersten Treffen mit meinen Eltern in einem Hotel in Igls, Tirol

3. Unbeschwerte Zwanziger

Studieren und Arbeiten, Reiten, Feiern. Der Ernst des Lebens lässt noch auf sich warten

Die Ludwig-Maximilians-Universität in München hatte auch damals schon eine Größe, die insbesondere Studienanfänger beeindruckte. Man konnte sich, allemal am riesigen Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, schon etwas verloren fühlen. Mir ist es so allerdings nicht ergangen. Ich hatte bereits drei Jahre Berufserfahrung beim Militär gesammelt, als mein erstes Semester begann. Der hohe Ort der Wissenschaftsvermittlung am Geschwister-Scholl-Platz beeindruckte mich nicht mehr als nötig.

Ich kam auch nicht neu nach München. Zum einen war ich verheiratet. Zum anderen hatte ich Freunde. Nachmittags war ich weiterhin regelmäßig in der Schwimmhalle zu finden. Unser Cheftrainer Horst Heinkes hatte mich in seinen Stab aufgenommen, und so stand ich am Beckenrand und trainierte Kindermannschaften und Jugendliche. Das hat mir immer Freude bereitet, und ich blieb so, wenn auch auf andere Art, weiterhin in meinem Verein aktiv.

Mein Studienbuch habe ich aufbewahrt. Darin stehen Mathe I und II, Privatrecht I und II, Volkswirtschaftliche und Betriebswirtschaftliche Pflichtübungen und Rechnungswesen. Von Statistik ist zu lesen, von den Grundzügen der wirtschaftlich relevanten Teile des Öffentlichen Rechts und des Privatrechts. Ich habe mich mit Werbung und Marktforschung

auseinandergesetzt, mit Bankbetriebslehre und Betriebswirtschaftlicher Steuerlehre. Erstaunlich, wie viel Inhalt hineinpasst in gut vier Jahre. Klingt gut.

Tatsächlich bin ich meiner Anwesenheitspflicht die meiste Zeit nachgekommen und habe die notwendigen Scheine gemacht. Es blieb auch noch Zeit für manche Runde Skat. Besonders viel habe ich mit meinen Kommilitonen Ansgar Poischen und Klaus Goldack gespielt. Wir trafen uns auch mal tagsüber, gern im Hirschgarten, einem der größten Biergärten in München. Wirklich gelernt habe ich dann in den letzten fünf Monaten. Da saß ich brav in der Staatsbibliothek und bereitete mich auf mein Examen vor.

Andere haben mit höherem Einsatz studiert. Ich habe während meiner Studienzeit auch dem Reiten manche Stunde und manches Wochenende gewidmet. Außerdem habe ich immer wieder Studentenjobs übernommen, eine Zeit lang für einen Händler in München-Laim zweimal die Woche Büromöbel und Bürobedarf ausgeliefert. Ebenfalls habe ich 36 Kaugummi-automaten im Münchner Westen angemietet und mit runden Kaugummis und kleinem Spielzeug befüllt. Vorher musste ich eine große Menge an Kaugummikugeln und Spielzeug käuflich erwerben – und damit ein unternehmerisches Risiko eingehen. Nur wenn ich meine Ware über die Automaten auch loswürde, könnte ich als Selbstständiger Geld verdienen.

Die Pflege und Kontrolle der kleinen roten Automaten, die in der Regel an Häusern oder Mauern angebracht waren, war das Wichtigste. Mitunter hatten irgendwelche Jugendliche die Geldschlitze für die Zehn-Pfennig-Stücke mit benutzten Kaugummis zugeklebt und dadurch den mechanischen Drehverschluss für den Auswurf der Kugeln blockiert. Ein schöner

Nebeneffekt meiner ersten unternehmerischen Aktivität war, dass ich meine Nichten und Neffen stets mit Kaugummis beschenken konnte, wenn ich sie besuchte. „Da kommt der Onkel mit den Kaugummis“, hieß es dann.

Gearbeitet hatte ich auch früher in Neheim, damals in den Ferien beim Landschaftsgärtner Meinolf Driller. Ich fand nichts dabei und finde es aus heutiger Sicht sogar gut. Meine Kinder haben später auch gejobbt. Auch meine Enkelin Clara, die noch zur Schule geht, verdient sich gerade in einer Bäckerei in München ihr eigenes Geld.

Hoch zu Ross

Unser erstes Mal dauerte 20 Minuten, jeweils. Marion erhielt den Vortritt. Das Pferd lief dann mit ihr auf dem Rücken im Kreis, geleitet vom Rittmeister Mechlem mithilfe einer langen Leine, der Longe. Pulling, mehr als 1000 Einwohner, ein kleines Dorf nördlich von München: Hier begann 1969 unsere Zeit als Reiter.

Unser Freund Gunnar Schilling hatte den Rittmeister gekannt, und so kamen wir zu dritt auf den Hof. Nach dreimaligem Reiten an der Longe durften wir dann auf einem Schulpferd im Unterricht mitreiten. Es machte Spaß, ging dabei aber auch einigermaßen militärisch zu. Ohne Kommandos geht es im Reitsport nicht, doch der Rittmeister verfiel oft in einem scharfen Ton, wenn er seine Schüler in der Reithalle oder auf dem Platz mit lauter Stimme anwies. Marion störte das ein wenig.

Einmal machten wir Urlaub hinter Rosenheim und lernten Gut Apfelkam kennen. Ein Pächter betrieb dort einen Reitstall

mit Schulpferden. Zu dem Hof gehörten Ländereien, und nicht weit entfernt vermietete der Bauer Schauer Zimmer. Wir kamen fortan regelmäßig am Wochenende her und tauchten hier, am Rande des Chiemgauer Voralpenlandes, in das Milieu der Freizeitreiter ein.

Auf dem Hof standen etwa 20, später sogar 35 Schul- und Pensionspferde. So herrschte immer Betrieb, und man lernte die Leute schnell kennen. Die Menschen, die Tiere, die Stimmung und das Alpenvorland vor der Tür – Marion und ich mochten diesen Ort sehr. Bald fuhr ich auch während der Woche einmal nach Apfelkam.

Den Dackel meiner Eltern, er hieß Michel, nahmen wir an manchen Wochenenden mit. Wir ließen ihn morgens beim Bauer Schaller raus. Michel spazierte dann stets auf den Pferdehof und strich dort durch die Ställe. Manch einem galten wir dadurch als disziplinierte Zeitgenossen – trotz langer Feier am Vorabend schienen wir schon wieder im Stall zu sein. Tatsächlich war unser Hund allein vor Ort und wir derweil noch einmal eingeschlafen.

Der Reitlehrer Volker Oehme vermittelte uns 1970 ein Pferd aus Norddeutschland, das sich allerdings als Fehlkauf herausstellte. Im zweiten Versuch erwarben wir die Holsteiner-Stute Blume, einen kräftigen Apfelschimmel, der mit der Zeit immer weißer wurde. Blume stand erst einmal ein Jahr lang, weil sie noch zu jung zum Einreiten war. In der Zeit vertraute uns ein anderer Reiter, der nur sonntags zum Musikreiten kam, sein Pferd an.

Mit Blume haben wir dann beste Erfahrungen gemacht. Wir ritten aus und streiften durch die Umgebung. Wenn es zeitlich passte, ritt ich mit meinem Freund Gerd Gieschen aus. Am

Stall wunderte man sich, dass wir vier bis fünf, manchmal gar sechs Stunden unterwegs waren. Niemand wusste, dass wir in zwei Wirtschaften einkehrten, wo Blume und Gerds Pferd Bandit auf uns warteten. Irgendwann stellte Marion bei einem Ausritt fest, dass Blume wie automatisch vor zwei Wirtschaften stehen blieb. So kam unser kleines Geheimnis raus.

Wir nahmen auch an Reitturnieren in der Gegend teil, starteten bei A-Dressuren und auch A-Springen, dann auch in der nächsthöheren Kategorie L. Später, da hatte der Reitverein mich bereits zum Zweiten Vorsitzenden gewählt, veranstalteten wir eine Fuchsjagd.

Ich kam auch in Kontakt mit Einheimischen, die nichts übrig hatten für die Reiterei. Als wir die Fuchsjagd planten und einen Kurs festgelegt hatten, ging ich von Hof zu Hof und fragte die Bauern, ob wir ein Stück ihrer Wiese abmähen und bereiten dürften. Einer dieser Landwirte redete nicht einmal mit mir. Ich war für ihn ein Preuße, und der Gedanke der Integration hatte sich hier auf dem bayerischen Land noch nicht allzu sehr verbreitet.

„Ich bin Sauerländer“, sagte ich dann zu ihm. „Ich setze mich jetzt hier draußen hin, und wir schauen, wer den dickeren Kopf hat.“

Nach zweieinhalb Stunden kam er raus. Ich war noch da.

„Du Saupreiß, du greislicher, du hockst ja allewei noch da“, schimpfte er in tiefstem Bayerisch.

„Ja, wir brauchen ja deine Wiese“, antwortete ich auf Hochdeutsch.

Dass er mich angesprochen hatte, wenn auch einigermaßen grantig, durfte ich im Grunde schon als Einwilligung verstehen. Er stellte uns seine Wiese zur Verfügung. Wenn man

von anderen erwartet, dass sie sich bewegen, darf man auch selbst nicht so zimperlich sein.

Auf Gut Apfelkam richtete unser Verein dann auch ein eigenes Reitturnier aus. Das war keine kleine Sache. Wir bauten ein Zelt auf und luden mit gezapftem Bier zu einem Eröffnungsabend. Dass etwas los sein würde an der Reithalle, sprach sich in der Gegend herum. Der Gastwirt aus dem nahe gelegenen Dorf Törwang, den ich von meinen Ausritten mit Gerd kannte und mit dem ich mich gut verstand, berichtete, dass wohl auch ein paar Schläger vorbeischaun wollten. Mit denen werden wir aber fertig, sagte der Wirt und bot sich an, dazuzukommen. Ich selbst hatte auch keine Bedenken. Körperlich war ich sehr gut beieinander, drückte 100 Liegestütze einarmig.

Als der Eröffnungsabend lief, erschien der Schlägertrupp tatsächlich. Wir erkannten die Jungs sofort. Sie betraten das Zelt, stänkerten und machten klar, dass es ihnen nicht ums Diskutieren ging. Ich gab Marion noch schnell meine Brille, und dann stellten der Wirt von Törwang und ich uns der Herausforderung.

Die Klopperei begann, ich war mittendrin und bekam aus dem Augenwinkel noch mit, wie einer, der hinter mir auf einer Bierbank stand, mit einem Maßkrug auf mich zielte. Später erfuhr ich, dass Marion ihn noch an den Haaren gezogen hatte. Ich selbst stand Augenblicke später in einer roten Lache. Der Typ hatte mich am Hinterkopf getroffen, und am Kopf verliert man ja sehr schnell Blut. Ich wurde im Krankenhaus in Rosenheim genäht. Der Bierkrug hatte mein Kleinhirn knapp verfehlt, sagte der Arzt.

Als wir zurück zum Zelt kamen, hatte der Wirt mit einigen Freunden ganze Arbeit geleistet. Die Jungs aus der Gegend

lagen mehr oder weniger k. o. geschlagen auf der Deichsel des Bierwagens. Dort hatte der Wirt sie platziert. Dann erschien die Polizei und nahm die Schläger mit, zur Aufnahme ihrer Daten, hieß es. Zwischenfälle wie dieser kamen vor, die jungen Männer wollten raufen. Dass dabei einer einen Krug als Waffe einsetzte, war damals absolut ungewöhnlich. Ich habe sehr viel Glück gehabt.

An einem Mittwoch im Sommer 1971 feierte der Wirt in Apfelkam seinen Geburtstag. Es ging sehr feuchtfröhlich zu. Das war nicht ungewöhnlich, nur musste Marion am kommenden Morgen arbeiten. Um ein Uhr in der Frühe beschloss sie, mit mir nach München zurückzufahren. Ich verstand das natürlich, wollte ihr gerade zum Auto folgen, als sich zeigte, dass der Wirt schneller war. Er sprang zur Eingangstür und schloss sie ab. Wenn ich so früh loswolle, müsse ich mich erst einmal freikaufen und noch eine Runde ausgeben, teilte er mir mit. Was blieb mir anderes übrig, als zu bestellen, anzustoßen und eher zügig auszutrinken. Als ich dann aber nach draußen gelassen wurde, stellte ich fest, dass sowohl Marion als auch unser Käfer verschwunden waren.

Ich kehrte zur allgemeinen Erheiterung zurück in den Schankraum. Ob mich vielleicht jemand nach München fahren könne, fragte ich in die verbliebene Festgesellschaft. Einer der Gäste sagte mir das dann tatsächlich zu, und wir einigten uns auch problemlos auf den Preis. Er würde mich allerdings nur bis Ramersdorf bringen. Dort, am südöstlichen Stadtrand, endete damals die Autobahn.

In dieser Nacht überlegte ich mir für Marion, mit der ich mich im zweiten Ehejahr befand, etliche Arten, es ihr

heimzuzahlen. Zeit dafür hatte ich ja, denn ich musste von Ramersdorf aus quer durch die Stadt bis nach Nymphenburg laufen. München mag ein Dorf sein, aber groß genug für einen knapp dreistündigen Fußmarsch ist die Stadt allemal. Immerhin baute ich unterwegs den Alkohol ab, und meine Rachedgedanken verflogen ebenfalls. Bei Ankunft in unserem Schlafzimmer stellte ich sie nicht mehr zur Rede.

Wir blieben mit Blume bis 1974 auf Gut Apfelkam und verbrachten wunderbare Reiterjahre im Chiemgau. Sehr viel Zeit und doch keine Minute zu viel haben wir auf dem Pferdehof und drum herum verbracht. Auf Gut Apfelkam lernte ich auch Werner Birmes kennen, einen Hessen aus Bickenbach bei Frankfurt. Werner machte Urlaub in der Gegend. Er war etwas älter als ich, geschieden und Vater zweier Kinder, die in Internaten lebten. Aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich eine Freundschaft, die weit mehr als 50 Jahre und bis zu seinem Tod anhielt. Werner Birmes wurde auch Patenonkel unserer Tochter Leoni.

Beim Schwimmen waren wir alle gleichaltrig gewesen, Studenten oder Soldaten, auch Leute in Ausbildung, Menschen in derselben oder in ähnlicher Lebensphase. Zusammengehalten hatte uns der Sport. Der stand beim Reiten weitaus weniger im Vordergrund. Auf Gut Apfelkam hatte ich manchmal fast den Eindruck, dass der Reitsport nur der Anlass war, Zeit miteinander zu verbringen. Das Gesellschaftliche bedeutete den Menschen, die herkamen, viel. Sie gingen nicht nur reiten. Sie gingen auf den Reiterhof.

Vor diesem Hintergrund kann man auch verstehen, dass ich mein Diplom auf Gut Apfelkam feierte. Ich hatte mich

mithilfe von BMW – der Vater meines Reiterfreundes Gerd Gieschen war dort Technischer Vorstand – mit einem aktuellen Thema befasst und im Werk in Milbertshofen etliche Manager befragen können. Heraus kam eine Abschlussarbeit auf dem Fachgebiet der Betriebswirtschaftlichen Steuerlehre. Das Thema: „Der Einfluß des Entwicklungshilfesteuergesetzes und der Doppelbesteuerungsabkommen auf die Investitionspolitik der Unternehmung“. Am 17. Dezember 1973 hielt ich mein Diplom in den Händen. Darauf stand als Note ein „Ausreichend“. Wie das Wort schon sagt – das reicht aus.

Anfang 1974 lud ich dann die Bauern aus der Umgebung samt Frauen zur Examensfeier ins Reiterstüberl von Gut Apfelkam ein. Viele von ihnen kamen auch, allerdings allesamt ohne Frau. Das gehörte sich offenbar so, missfiel mir aber, und so fuhr ich mit meinem silberlackierten Käfer noch schnell die Höfe ab und lud die Frauen noch mal persönlich ein. Einige zierten sich, andere kamen gerne mit.

Die Direktrice

Noten wie „Ausreichend“ sucht man in Marions Zeugnissen vergeblich. Man findet, sofern ich nichts übersehen habe, nicht einmal ein „Gut“. Ich zitiere aus einer Urkunde von 1969, die ihr den Titel „Damenhandwerk Schneidermeisterin“ bescheinigt:

„Praktischer Hauptteil: sehr gut“

„Fachtheoretischer Hauptteil: sehr gut“

„Geschäfts- und rechtskundlicher Hauptteil: sehr gut“

„Berufserzieherischer Hauptteil: sehr gut“

Mehr Hauptteile gab es nicht.

Ihre Bestbenotung hat allerdings nicht dazu geführt, dass Marion sich irgendwie nach vorn geschoben hätte – im Gegenteil. Als sie kurz darauf in den Herkulesaal des Deutschen Museums eingeladen wurde, wo die Jahresbesten aller bayerischen Handwerker ausgezeichnet wurden, verweigerte sie die Reihe drei. Dorthin sollten sich die Jahresbestmeister eigentlich setzen. Meiner Frau hingegen war das in dem großen Saal viel zu weit vorne. Sie suchte sich einen Stuhl weiter hinten aus. Als sie dann als Jahresbestmeisterin der Damenhandwerksmeister aufgerufen wurde und nach vorne kommen sollte, hatte sie eine so lange Strecke zu bewältigen, dass die Regie schon gar nicht mehr mit ihrem Eintreffen rechnete und einfach weitermachte. Just in dem Augenblick, als über Mikrofon der Jahresbestmeister der Metzgerinnung nach vorne gebeten wurde, betrat eine zarte, 48 Kilo schwere Marion Dittmann vorsichtig die Bühne. Der Saal johlte. So hatte man sich den Meistermetzger nicht vorgestellt.

Mit ihrer Berufswahl hat Marion, dafür sprechen nicht nur ihre Belobigungen, ins Schwarze getroffen. Ihre erste Stelle trat sie nun im August 1970 in der Leopoldstraße bei Mode Hirt an. Das Geschäft im Stadtteil Schwabing galt durchaus als feine Adresse. Weil Hirt sich auf Tegernseer Dirndl spezialisiert hatte, fiel der Arbeitsalltag allerdings etwas eintönig aus. Marion wechselte deshalb nach gut einem Jahr zu dem Fabrikanten Henrik Kuszner, der im Stadtteil Berg am Laim in einer großen Fabrik Hemden, Blusen und Röcke herstellte. Die Produktion bei Kuszner, der in Weißrussland geboren und jüdischen Glaubens war, die Verbrechen der Wehrmacht in der Sowjetunion überlebt hatte und nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Frau nach Deutschland gekommen war, lief effektiv

und damit arbeitsteilig ab. Marion hatte dann allerdings das Pech, bei einem Sprung vom Pferd zu fallen. Sie renkte sich das Ellbogengelenk aus und fiel bei der Arbeit gleich mehrere Monate aus. Da die Tätigkeit bei Kuszner ihr ohnehin zu industriell gewesen war, ging sie zurück ins Handwerk. Im Januar 1973 begann sie als Direktrice bei einem Modesalon in der Grünwalder Straße. Dort zeichnete sie Einzelstücke, wählte die Stoffe aus, machte die ersten Schnitte und organisierte bei den regelmäßigen Modenschauen die Anprobe der Mannequins. Weil sie immer wieder auch Kundenkontakt hatte, agierte sie auch nicht im stillen Kämmerlein.

Die Arbeit in der Modeboutique erfüllte Marion. Ihre Kreativität war gefordert, inhaltlich konnte sie sich austoben. Die Tätigkeiten wechselten. Sie konnte all ihre Fachkompetenz einbringen und spürte Wertschätzung. Als der Inhaber die Inhaberin ver- und mit der Firma alleinließ, stemmte Marion das Geschäft gemeinsam mit den beiden anderen Direktorinnen weitgehend allein. Die eine Kollegin schmiss das Büro, die andere den Zuschnitt. Marion übernahm den Einkauf.

Meine Frau arbeitete viel in dieser Zeit, doch das belastete sie nicht. Es fühlte sich für sie nicht einmal wie Arbeit an. Als sie einige Jahre später unsere Tochter Leoni zur Welt brachte, kehrte sie bald nach der Geburt an ihren Arbeitsplatz zurück.

Meine Eltern

Mit dem Ende meines Studiums zogen wir um, nach mehr als vier Jahren im zweiten Obergeschoss des Hauses meiner Eltern im Stadtteil Nymphenburg. Mein Vater hatte Wort gehalten und mit meiner Mutter die Kleinstadt Neheim verlassen.

Dass meine Eltern noch einmal in einer anderen Stadt neu anfangen, konnte ich nicht nur aufgrund des Versprechens nachvollziehen. Letztlich waren mein Vater und meine Mutter nicht in Neheim verwurzelt. Meinem Vater war außerdem klar, dass er mit dem Ausstieg aus den Firmen dort auch keinen Platz mehr haben würde. Gleichzeitig verspürte er Lust, den letzten Lebensabschnitt an einem anderen, neuen Ort zu verbringen. Er war neugierig auf den Alltag in München. Meine Mutter musste ohnehin nicht überzeugt werden, Neheim zu verlassen.

Das Haus Fuststraße 23, das nur ein paar Meter entfernt vom Nymphenburg-Biedersteiner Kanal liegt, hatten meine Eltern von unserer Tante Lotte gekauft, einer Cousine meines Vaters. Tante Lotte hatte ihren Mann, einen Professor für Asiatische Kunstgeschichte, früh verloren und nun das stattliche Haus loswerden wollen. Sie zog mit ihrer Haushälterin in zwei Neubauwohnungen. Lotte Fischer, geborene Steinhoff, war 1889 geboren und in wohlhabendem Hause in Gütersloh aufgewachsen. Ihren 100. Geburtstag feierte sie in größerer Runde im Bayerischen Hof, wo meine Kinder sie wie ein Weltwunder bestaunten. Gestorben ist sie dann 1993 im 104. Lebensjahr.

Marion und ich waren ein Jahr vor meinen Eltern in das stattliche Haus in der Fuststraße gezogen, nach oben in den zweiten Stock. Ich kümmerte mich – dabei halfen mir Kollegen von der Bundeswehr, die zuvor Maurer oder Tapezierer gelernt hatten – um die Umbauwünsche meiner Mutter. Mein Vater wollte in dem schönen Garten gern ein Schwimmbad haben. Das bekam er auch.

Von ihrem neuen Zuhause aus unternahmen meine Eltern viele Reisen, zuerst individuell, später mit einem Bus. Zu

Hause genoss mein Vater seinen Ruhestand. Er ging einkaufen bei Einzelhändlern, die er bald allesamt kannte und immer auch auf einen kurzen Plausch aufsuchte. Er schwamm in dem Schwimmbad im Garten. Auf der Terrasse trank er sein Weinchen.

Ende der Siebzigerjahre zogen meine Eltern in eine kleinere Wohnung, die gleich um die Ecke lag. Im Mai 1983, just an dem Abend, als der Hamburger SV das Finale des Cups der Landesmeister gegen Juventus Turin mit 1:0 gewann und zum besten Fußballverein Europas wurde, platzte meinem Vater vor lauter Freude über den Sieg die Aorta. Er schaffte es noch in die Notaufnahme eines Krankenhauses in Schwabing. Dort ist der Jurist, Fabrikant, sechsfache Vater und 16-fache Großvater Dr. Werner Dittmann gestorben. Er wurde 75 Jahre alt. Beerdigt haben wir ihn auf dem Mönchfriedhof in Neheim. Im Familiengrab hatten vorher schon seine Schwiegermutter Leni Küstermann und auch seine älteste Tochter Gabriele ihre Ruhe gefunden.

Meine Mutter stand nun mit gerade mal 67 Jahren allein da. Sie war bei bester Gesundheit und körperlich fit. Ihr Ehemann hatte zielgerichtet sein eigenes Leben gelebt und war dabei längst nicht immer auf die Wünsche seiner Ehefrau eingegangen. Doch hatte er ihr, wie sie bald bemerkte, gleichwohl Halt, Sicherheit und Beständigkeit gegeben. Für meine Mutter begann nun eine unstete Zeit. Über viele Jahre habe ich sie rastlos erlebt. Sie veräußerte die Wohnung in Nymphenburg und ging nach Bad Salzufen, wo eine Freundin von ihr lebte, der die Hotelkette Maritim gehörte. Dieser Freundin kaufte sie dann eine frühere Mitarbeiterwohnung in Timmendorfer Strand an

der Ostsee ab und zog dort ein. Später zog sie noch mehrfach innerhalb Norddeutschlands um. Weil sie nicht mehr laufen konnte, ging sie schließlich in ein Seniorenheim in Lübeck. Dort stürzte sie bei einem Spaziergang – und konnte durch diesen Sturz völlig unverhofft wieder gehen.

Meine Mutter war kommunikativ und kam allein schon wegen ihres Hundes stets schnell mit Menschen in Kontakt. Trotz ihrer vielen Umzüge vereinsamte sie nie. Aber sie fand auch keine Ruhe. Ihren Kindern machte sie es nicht immer leicht, weil sie sich zunehmend emotional und dabei auch ungerecht verhielt. So habe jedenfalls ich es empfunden.

Als sie in Schleswig-Holstein einen Schlaganfall erlitt und aufgrund dessen eine halbseitige Lähmung, begab sie sich in eine Rehaklinik in der Nähe von Köln. Ihre beiden Töchter Beate und Kiki, die in Köln lebten, behielten sie dann in ihrer Nähe und besorgten ihr einen Platz im St. Vincenz-Haus direkt am Rhein.

Als ich sie kurz danach dort besuchte und den Speisesaal betrat, rief meine Mutter laut: „Da kommt mein Fränkchen.“ Die Senioren schauten sich suchen um, konnten aber kein Fränkchen, sondern nur einen Mann Mitte 50 ausmachen. Sie konnten ja nicht wissen, dass ich auch in diesem Alter noch ihr Fränkchen war.

Einige Zeit später hat mein Bruder Steffen sie am Rhein besucht. Mutter, inzwischen 87 Jahre alt, klagte Steffen ihr Leid. Sie sei des Lebens überdrüssig und würde gern einfach für immer einschlafen, sagte sie.

Acht Tage nach Steffens Besuch, im August 2003, brach sie sich den Oberschenkelhals. „Wir können Sie operieren“, sagte ihr der Arzt, „allerdings mit dem Risiko, dass Sie nicht

wieder aus der OP erwachen würden. Die Alternative ist, dass Sie sechs Wochen streng auf dem Rücken liegen und der Knochen so zusammenwächst.“

„Ich wähle den ersten Weg“, antwortete meine Mutter dem Arzt. Laut Steffen tat sie das voller Überzeugung. Das Risiko, die Operation nicht mehr zu überstehen, ging sie wohl gerne ein.

Aus der Narkose ist Ingeborg Dittmann, geborene Küstermann und zu diesem Zeitpunkt 14-fache Urgroßmutter, dann nicht mehr aufgewacht.

Meine Mutter hat ein Leben geführt, das über viele Jahre von den Härten ihrer Kindheit geprägt war. Die schönsten Zeiten mit meinem Vater hatte sie wohl in Hannover und später in München, außerdem während ihrer gemeinsamen Urlaube. In Neheim und auch in den Jahren als Witwe war sie hingegen, glaube ich, nicht über längere Zeit glücklich. In die Kleinstadt im Sauerland, die sie lange als eine Zumutung begriffen hat, ist sie trotzdem zurückgekehrt – nach ihrem Tod. Auf dem Möhnfriedhof hat sie neben ihrem Mann ihre letzte Ruhe gefunden.

Nördlich von München

Im März 1974 zogen Marion und ich aus der Fuststraße in Nymphenburg in das Städtchen Garching, das außerhalb der nördlichen Stadtgrenze und heute unweit der Allianz Arena liegt. Wir hatten, sagen wir es so: lange genug mit meinen Eltern unter einem Dach gelebt. Dass wir in ihr Haus gezogen waren, hat viele Vorteile gebracht und uns auch manche schöne Stunde geschenkt. Gleichzeitig verstand ich mich mit zunehmender Zeit nicht unbedingt besser mit meiner Mutter.

Mitten in Garching mieteten wir eine ehemalige Werkstatt, die der Vermieter zu einem Bungalow umgebaut hatte. Für Blume fanden wir einige Kilometer weiter im Finsinger Moos den Reitstall Gut Eicherloh, den der damals schon bekannte Münchner Bauunternehmer Rolf Rossius gebaut hatte und unterhielt. Auf Gut Apfelkam hatte es gebrannt, deshalb standen dort ohnehin erst einmal Renovierungsarbeiten an. So holten wir unser Pferd in unsere Nähe.

Während Marion weiter in ihren Modsalon fuhr, musste ich mir meine Arbeitsstelle erst noch suchen. Ein Reiterkollege von Gut Apfelkam gab mir den Tipp, mich bei einer Möbelfirma nördlich von München zu bewerben – direkt als Leiter des Verkaufs. Das tat ich dann. Es mangelte mir an Branchenkenntnis, nicht aber an Selbstüberschätzung.

Zur selben Zeit lernte ich im Reitstall Gut Eicherloh Claus Czaika kennen, einen der beiden Inhaber von Piccolo-Film. Diese Firma mit Sitz in München-Oberschleißheim ließ bei der DEFA in Ost-Berlin Fernsehserien und Spielfilme in Schwarz-Weiß auf das Super-8-Format runterkopieren und handelte dann mit den Streifen. Die Farbfilme koptierte die Bavaria in München auf Super 8. Mit Super-8-Filmen konnte man sich damals mithilfe eines Vorführgeräts die Kinowelt nach Hause holen. Gerade hatte Piccolo-Film die Trickfilm-Serie „Speedy Gonzales – die schnellste Maus von Mexiko“ im Angebot. Videorekorder gab es zu der Zeit noch nicht.

Von Filmen hatte ich nun auch nicht weniger Ahnung als von Möbeln, und als meine Reitstallbekanntschaft Claus Czaika mir die Position des Verkaufsleiters bei Piccolo anbot, griff ich kurz entschlossen zu. Die Aufgabe war klar umrissen: Ich musste unsere Super-8-Filme an den Spielzeughandel, an

Großhändler und direkt an Waren- und Versandhäuser wie Neckermann verkaufen. Dafür war ich viel unterwegs und besuchte auch die Fachmesse Photokina in Köln. Dort präsentierten wir all die Filme, für die meine Firma die Rechte im deutschsprachigen Ausland besaß. Manchmal kamen die Einkäufer unserer Geschäftspartner auch nach Oberschleißheim.

Die Fußball-Weltmeisterschaft im Sommer 1974 sorgte bei Piccolo für Feststimmung. Nach dem Gewinn der Europameisterschaft 1972 interessierte sich die Bevölkerung sehr für die WM im eigenen Land. Die Nationalelf mit der Bayern-Achse Maier-Beckenbauer-Müller galt als Favorit auf den Titel. Bei Piccolo hielten wir aber nicht nur aus sportlichen Gründen zu den Deutschen.

„Jeder Sieg unserer Mannschaft macht uns reicher“, sagte Claus Czaika. Piccolo hatte dem Fußballweltverband nämlich die Super-8-Rechte an den einzelnen Spielen für den deutschsprachigen Raum abgekauft. Damals besaß längst nicht jede Familie einen Fernseher, und Kinder durften die Partien am Abend ohnehin oft nicht sehen. Das Geld für eine Aufzeichnung der Übertragung auf Super-8 kalkultierten Czaika und sein Kompagnon Heinz Neubert, würde locker sitzen, wenn durch Siege der westdeutschen Auswahl Euphorie entstand.

Die Bundesrepublik Deutschland siegte im Regenspiel gegen Polen, verlor im Bruderspiel gegen die DDR, siegte gegen Schweden und Jugoslawien und schließlich im Finale mit 2:1 gegen die Niederlande. Das Land feierte die zweite Weltmeisterschaft nach 1954. Und bei Piccolo in Oberschleißheim knallten die Korken.

Alles lief wunderbar, für Piccolo und auch für mich. Die Nähe zu einem der Inhaber half mir. Sie missfiel allerdings

einem Kollegen, dem Chefeinkäufer der Firma. Der Mann hieß Fuchs und war ein alter Hase, im Betrieb und im Beruf. Geschickt sorgte er dafür, dass mein Stern im Firmenhimmel wieder sank. Dabei half ihm, dass ich mich bei der ganzen Begeisterung nicht immer geschickt verhielt.

Im Reitstall lernte ich derweil Herbert Schmidt kennen, einen Mann von eher lautem Auftreten, der die Firma Neuberger in Penzberg besaß und außerdem das Ingenieurbüro Mulch in Unterföhring. Mulch plante Großküchen. Schmidt haute mächtig auf den Putz. Auf Gut Eicherloh hatte er Pferde untergebracht, die er gar nicht ritt. Er stellte sie anderen zur Verfügung, die dann bei Reitturnieren Siegerschleifen für ihn gewinnen sollten. Im Stall war Schmidt eine große Nummer.

Dass ich für Piccolo arbeitete, hatte der Unternehmer mitbekommen. Mich dort abzuwerben, machte ihm keine Kopfschmerzen, und so legte er mir bald ein Angebot als Leiter seines Planungsbüros für Großküchen vor. Weil ich aber das Filmgeschäft spannend fand, lehnte ich freundlich ab. Dass ich ihm absagte, stachelte Schmidt allerdings erst richtig an. Er steigerte sein Angebot laufend, bot mir Grünschnabel schließlich auch noch einen mehr als üppigen BMW 2500 als Dienstwagen an. Da konnte ich – auch weil meine Reputation bei Piccolo langsam litt – nur zusagen.

Ich habe meinen beruflichen Weg gewissermaßen am Reitstall Eicherloh begonnen. Dort ergaben sich – manchmal bei einem Apfelkorn, der damals das absolute Modegetränk war – für mich wertvolle Kontakte. Networking nannten wir das damals natürlich noch nicht. Wer sich nicht bewegt, fällt nicht auf. Wer nicht da ist, kann nicht angesprochen werden.

Marion und ich verbrachten einen geraumen Teil unserer Freizeit in Eicherloh. Und dort ritten damals eben einige Leute, die gesellschaftlich etwas darstellten. Das soziale Niveau lag wahrscheinlich höher als auf Gut Apfelkam. Verglichen mit einem Bauunternehmer wie Rolf Rossius war ich ein eher kleines Licht. Doch unwohl habe ich mich deshalb nie gefühlt in der etwas feineren, vielleicht auch nur finanziell stärkeren Gesellschaft. Ich wusste mich dort allein schon deshalb zu bewegen, weil mein Vater mich früher immer mal zu vermeintlich höheren Kreisen mitgenommen hatte.

Als Rolf Rossius zum Faschingsprinzen ernannt wurde, machten Marion und ich und einige andere Leute vom Reitstall den Inthronisationsball im Deutschen Theater mit. Wir lernten auch den Münchner Modezaren Rudolph Moshammer kennen, zusammen mit Hund und Mutter. Die Festgesellschaft erschien zu dieser Feier ausnahmslos in Schwarz-Weiß. Später tanzten wir auch auf Bällen im Haus der Kunst und im Hotel Regina – und mehrfach im Bayerischen Hof. Dort kreierten auch die Freizeitreiter Bayerns ihren Faschingsball. Dieser fiel einmal, einige Jahre später, auf den Vorabend der Münchner Sicherheitskonferenz. An diesem Tag hatten wir uns ein Zimmer im Bayerischen Hof genommen – das wir dann nach wenigen Stunden Schlaf schon um neun Uhr räumen mussten. Als wir das Hotel verließen, postierten sich auf den Dächern bereits Scharfschützen. Die Spitzenpolitiker waren offenbar im Anmarsch.

Bei der Eicherloher Herbstjagd 1975 ritt ich als Schlusspikör mit. In dieser Funktion hatte ich auf Verletzte und Abgehängte zu achten und das Teilnehmerfeld abzuschließen. Einer der Reiter hing ähnlich weit zurück. Er hieß Jürgen Kröll

und hatte seine Pferde in einem Stall in Icking stehen. An diesem Tag war er ohne Pferd erschienen, und so hatte ihm der Jagdherr Rolf Rossius eine trüchtige Stute ausgeliehen. Mit der ließ Jürgen Kröll die Hindernisse selbstverständlich aus. So ritten wir zusammen, langsam eher und selten im Galopp. Dafür kamen wir ins Gespräch. Aus unserem gemeinsamen Ritt am Ende des Teilnehmerfeldes wurde eine Freundschaft, die inzwischen 50 Jahre anhält.

Mein Job im Planungsbüro Mulch begann am 1. Januar 1975. Es verdankte seinen Namen der Frau des Inhabers Herbert Schmidt, die als Mädchen so geheißen hatte. Gut gelaunt und motiviert erschien ich am Firmensitz in Unterföhring, das zehn Kilometer von Garching entfernt liegt. In der kleinen Firma würden wir, das wusste ich schon, zu viert sein.

Mit Großküchen hatte ich mich bisher nicht beschäftigt. Ich bat deshalb die Sekretärin namens Erbe, mir doch bitte die beiden letzten Planungen zu bringen. So wollte ich mich dem Thema nähern. Ich wartete 20 Minuten. Ich wartete eine halbe Stunde. Dann ging ich zu ihr.

„Frau Erbe, womöglich haben Sie mich akustisch nicht verstanden. Ich hätte gern die letzten beiden Planungen.“

Da weinte Frau Erbe.

„Wir haben hier noch gar keine Planung gemacht“, sagte sie, als sie sich gefangen hatte.

Herbert Schmidt hatte mich – die Gründe dafür erschlossen sich mir erst einmal nicht – zum Chef eines Büros gemacht, das zwar existierte, aber nicht wirklich betrieben wurde. Unser technischer Zeichner arbeitete für Schmidts

Unternehmen in Penzberg. Und ein anderer Mitarbeiter, der die Möbel aufstellen sollte, war auch nur auf dem Papier im Planungsbüro angestellt.

Da saß ich nun, ausgestattet mit einem Arbeitsplatz, einer Sekretärin und einem flotten Firmenwagen. Aus dem Nichts sollte ich ein Planungsbüro für Großküchen ans Laufen bekommen. So hatte ich mir das nicht vorgestellt.

„Ich habe zwei Möglichkeiten“, sagte ich abends zu Hause zu Marion. „Entweder höre ich da sofort auf und erzähle im Stall, dass Schmidt ein Planungsbüro unterhält, das gar nichts plant. Oder ich arbeite mich ein und kämpfe.“

Aufzugeben ist für mich eigentlich nie eine Option gewesen, und deshalb saß ich am nächsten Morgen an meinem Schreibtisch und überlegte, wer eine Firma mit einer Kantine besaß oder in einer ebensolchen arbeitete. Ich fragte mich auch, wer solche Kantinen mit Essen beliefert. Damals konnte man so etwas nicht kurz im Internet nachschauen, bestimmte Dinge aber dennoch in Erfahrung bringen. Ich lernte, dass es in Deutschland drei Hersteller von Tiefkühlkost gab, die Firmen Apetito, Hanser und Hoffmann. Zu diesen Firmen musste ich Kontakt bekommen.

Herbert Schmidt traf ich im Reitstall weiterhin mit großer Klappe an. Wie es denn mit neuen Projekten laufe, fragte er mich. Ich ließ mich nicht provozieren.

Natürlich erfuhren auch meine Geschwister von meiner Lage. Mein Bruder Steffen arbeitete damals in gehobener Position bei den Metallwerken Schmöle in Menden im Sauerland. Das Unternehmen beschäftigte rund 2000 Mitarbeiter und plante für sein neues Verwaltungsgebäude auch eine Cafeteria. Den Bau organisierte Steffens Abteilung.

„Bewirb dich doch und mach uns ein Angebot“, riet mein Bruder mir.

Das war meine Chance. Ich legte dem technischen Zeichner in unserem Büro die Ausschreibung vor und bat ihn, eine Planung zu machen. Ich würde dann die Kalkulation übernehmen.

Mit einigen DIN-A4-Blättern in einer Mappe kam ich zu dem Metallbauunternehmen nach Menden. Mein Kollege in Unterföhring hatte Schnitt- und Installationszeichnungen erstellt. Im Besprechungsraum breitete ich meine Blätter auf dem Tisch aus. Als ich gerade beginnen wollte, sagte Steffen, ich solle mal kurz mitkommen. Er wolle mir etwas zeigen.

Wir gingen in einen Nebenraum. Dort hingen die Planungen der Wettbewerber, großformatige Zeichnungen, die allerlei Details aufwiesen und verschiedene Perspektiven zeigten. Ich spürte den Schweiß am Rücken. Was andere Büros eingereicht hatten, unterschied sich fundamental von meiner Loseblattsammlung.

„Ich geh da nicht mehr rein zu den Leuten“, sagte ich zu Steffen.

Völlig ahnungslos war ich angereist. Mein Ansinnen, mit unzureichender Vorarbeit einen großen Auftrag zu ergattern, konnte bei Steffen und seinen Kollegen allenfalls für Belustigung sorgen. Mein Rücken war nass vor lauter Angstschweiß. Ob ich der Runde noch höflich auf Wiedersehen sagte oder direkt abzog, wissen weder Steffen noch ich. Erinnert haben wir uns später aber noch oft an meinen allerersten Akquiseversuch.

Meine eigene Naivität bei der Aktion stand außer Frage. Aber mit dem technischen Zeichner, das gehörte auch zur

Wahrheit, war kein Start zu machen. Ich sage ihm, er könne ab jetzt ausschließlich in Penzberg arbeiten. Schmidt solle ihn dort weiterbeschäftigen. Ich bräuchte ihn hier nicht. Eine Viertelstunde später hatte ich Herbert Schmidt in der Telefonleitung.

Was mir einfiele, seine Leute zu entlassen, fragte er.

„Das ist doch mein Mann, denn ich bin Büroleiter. Und ich sage, dass der bei mir nicht mehr arbeitet“, entgegnete ich.

Das meinte ich auch so. Ich spürte Wut, auch weil ich auf Schmidts Angebot mit gutem Gehalt und dickem Dienstwagen hereingefallen war. Aber jetzt reichte es.

„Ich suche mir einen neuen Zeichner. Oder ich erzähle, dass du hier eine Show-Firma zum Angeben unterhältst.“

Ich fand einen technischen Zeichner, der sich mit Großküchen und Kantinen auskannte. Und dann machte ich mich daran, Leute anzurufen, die mir Türen in den Markt öffnen konnten. Mitarbeiter der drei großen Produzenten für Tiefkühlkost halfen mir ebenfalls.

Jedes Gespräch brachte mich ein Stück weiter, und mein Einsatz lohnte sich: Wir erhielten tatsächlich erste und dann auch weitere Aufträge. Der Umsatz stieg im Laufe des Jahres in Richtung eine Million Mark. Schwarze Zahlen deuteten sich allerdings nicht an.

Südlich von München

Im Herbst lud Herbert Schmidt die Mitarbeiter seiner beiden Firmen zur Betriebsfeier. Bei uns arbeiteten vier Kollegen, bei der Firma Neuberger in Penzberg rund 40 Leute. Während des Festes in Penzberg lernte ich den Geschäftsführer

der anderen Firma kennen. Er hieß Werner Schwarzbäcker, hatte an der Universität Maschinenbau studiert und gerade aufgrund einer Gelbsuchterkrankung ein halbes Jahr zu Hause sitzen müssen. Ich bat ihn um einen Termin und traf mich dann mit ihm in Penzberg.

„Herr Schwarzbäcker, ich mache zwar Umsatz, aber diese Firma werde ich nicht ins Plus bringen“, sagte ich ihm und legte meine Karten damit offen auf den Tisch. „Wir müssen zu viel Geld in Personal und Mieten investieren. Aus meiner Sicht ist das Planungsbüro Mulch ein totgeborenes Kind. Ich denke, die Firma Neuberger wird die Verluste noch lange ausgleichen müssen.“

Schwarzbäcker war vier Jahre älter als ich und als Geschäftsführer der Firma Neuberger eine Art Vorgesetzter, jedenfalls mein Ansprechpartner. Ich öffnete mich ihm, weil ich etwas ändern wollte. Mit den aktuellen Kosten hätte ich noch ewig weiterarbeiten können für Mulch – wir wären nicht ins Plus gekommen.

Der Neuberger-Geschäftsführer reagierte wenig überrascht. Er hatte das Problem schon auf sich zukommen sehen.

„Lassen Sie uns das Büro in Unterföhring doch auflösen“, schlug ich vor. „Die Arbeitsplätze von Mulch können nach Penzberg kommen, meiner auch.“

Werner Schwarzbäcker stimmte zu und trug unser Ansinnen dann Herbert Schmidt vor. Dem missfiel es gewaltig, dass er künftig für seine beiden Firmen nur noch einen Standort haben sollte. Doch nach einigem Murren ließ er sich darauf ein.

Einige Wochen später fuhr ich ins Fränkische. Herbert Schmidt unterhielt dort auf dem Land einen Karpfenteich und lud regelmäßig Freunde oder Bekannte zu Schafkopfrunden

ein. Diesmal durfte auch ich mitspielen. Das typisch bayerische Kartenspiel hatte ich beim Militär erlernt und über die Jahre auch ein gutes Niveau erreicht.

An diesem Tag saß neben Schmidt auch der Bürgermeister des Ortes in der Runde. Schmidt gab wie immer den großen Zampano. Es ging lustig zu, doch wir spielten auch nicht ohne Ehrgeiz. Ich setzte an dem Tag auf eine Strategie, die Schmidt, wie sich schnell herausstellte, nicht kannte. Als er sie verstand, empörte er sich. Das sei doch eine Perversion des Spiels, warf er mir vor. Gegen die Regeln verstieß ich aber nicht. Schmidt redete sich regelrecht in Rage und schmiss schließlich die Karten hin. Die Schuld an seinem Ausbruch trug aus seiner Sicht natürlich ich.

Mir war klar, dass er den Zwischenfall nicht einfach abhaken würde. Eine große Zukunft stand mir in Schmidts Firma nicht bevor. Dort teilte ich mir inzwischen ein Büro mit dem Geschäftsführer Werner Schwarzbäcker. Wir verstanden uns gut und sprachen weiterhin offen miteinander. Schwarzbäcker war ebenfalls unzufrieden.

Im Dezember 1975 fragte er mich, ob ich mir vorstellen könne, eine Firma mit ihm zu gründen. Er wolle ein Küchengerät, das Neuberger herstellte, fortentwickeln. Vor Augen hatte er einen Konvektionsofen, der die Luft zirkulieren ließ und auf mehreren Etagen tiefgekühlte Speisen erwärmen konnte, der ebenfalls noch backen, braten und grillen konnte. Solche Umluftöfen kamen zu der Zeit gerade im Gewerbebereich auf. Werner Schwarzbäcker kannte und verstand die Technik, die dahintersteckte.

Selbst eine Firma aufzumachen und dafür auch eigenes Geld einzusetzen, für mich war das schon eine andere

Nummer, als nur die Anstellung zu wechseln. Ich überlegte und sprach das Szenario mit Marion durch. Wollte ich Unternehmer werden, mit all den Chancen, aber auch mit der Verantwortung und dem Risiko zu scheitern?

Werner Schwarzbäcker schlug ein Treffen am zweiten Weihnachtstag bei sich zu Hause vor. Unsere Frauen sollten dabei sein und mitreden. Die Entscheidung würde ja auch ihr Leben betreffen. Die Schwarzbäckers wohnten in Eglfing, einem kleinen Dorf im Landkreis Weilheim-Schongau. Die Alpen lagen hier zum Greifen nahe, bis nach Garmisch waren es gerade noch 30 Kilometer.

Wir aßen zu Mittag, tranken Kaffee, unterhielten uns intensiv über das, was da kommen könnte. Wir wogen ab. Was konnte uns passieren? Was konnten wir gewinnen? Welchen Einsatz würden wir bringen müssen? Was würde eine eigene Firma für unsere Familien bedeuten?

Am Abend dieses zweiten Weihnachtstages 1975 haben wir beschlossen, das Risiko einzugehen. Wir steigen jetzt zu viert auf die Zugspitze, sagten wir uns, entweder erreichen wir den Gipfel, oder wir stürzen ab.

Es war eine Entscheidung von großer Tragweite. In Wirklichkeit war zumindest mir noch nicht vollständig bewusst, was wir da anstrebten.

Meine Zeit in Penzberg endete dann abrupt. Nachdem auf der Weihnachtsfeier noch einmal das Thema Schafkopfen hochkochte und Schmidt sich erneut unmöglich aufführte, kündigte ich zum 31. März 1976 und wurde bald darauf freigestellt.

In Werner Schwarzbäckers Geschäftsführervertrag stand eine längere Kündigungszeit und außerdem eine sechsmonatige Wettbewerbsklausel. Wir beschlossen trotzdem, unsere

Firma zum 1. Juli 1976 zu gründen. Offiziell würden erst einmal meine Frau und ich die Inhaber sein, zum 1. Oktober 1976 würde Werner dann Marions Anteile übernehmen.

Herbert Schmidt reagierte zutiefst beleidigt, als auch Werner kündigte. Er stellte ihn umgehend frei. Einen größeren Gefallen hätte er uns nicht tun können. Nach der Gründung unserer Firma wechselte auch der Konstrukteur Albert Eichner von Neuberger zu uns. Wir hatten inzwischen ein altes Molkereigebäude in Wolfratshausen angemietet. Büromöbel besaßen wir noch nicht, als Albert Eichner als erster Angestellter zu uns stieß. Dafür fanden wir bald einen Namen für unsere Firma: Convothem, zusammengesetzt aus den Wortstämmen convectio (lateinisch für Zusammenfinden) und thermos (altgriechisch für Wärme).

1976 stellt für Marion und mich nicht nur aufgrund der beruflichen Veränderung ein besonderes Jahr dar. Marion wurde auch schwanger. Da war sie 28 Jahre und nach damaligen Verhältnissen fast schon spätgebärend. Mit der Unternehmensgründung und Geburt unserer Tochter Leoni am 27. Januar 1977 endete eine Phase in unserem Leben, die Leichtigkeit und Sorglosigkeit prägten. Wir hatten wenig Verantwortung gespürt. Vielmehr fühlten Marion und ich uns frei, sie in ihrem Job, ich in meinem Studium, wir beide auf Gut Apfelkam und in Eicherloh und bei all den Bällen in München. Wir feierten viel und verbrachten viel Zeit mit Freunden. Zudem verdienten wir gut oder jedenfalls genug und gaben das Geld auch gern wieder aus. Verpflichtungen verspürten wir ebenso wenig wie irgendwelche Beeinflussungen von außen.

Alles hat seine Zeit, und Anfang 1977 zogen wir in den Münchner Süden nach Solln, einem ruhigen Stadtteil mit alten Villen und neueren Wohnhäusern. Auf der Isar-Anhöhe in der Großhesseloher Straße 10 mieteten wir eine Erdgeschosswohnung. Von hier aus konnte ich unsere Firma in Wolfratshausen flink erreichen. Unser Pferd Blume kam auf dem Reiterhof in Icking unter, einem Dörfchen an der Isar. Hier standen auch die Pferde meines Freundes Jürgen Kröll.

Mit Icking verbinde ich Ausritte entlang der Isar und Jagden durch leuchtende Herbstwälder. Mehrere Male spielten uns dabei Musiker eines Fanfarenzuges auf, den Jürgen auf dem Oktoberfest gehört, kennengelernt und dann für die Jagden engagiert hatte.

Jürgen Kröll zog leider bald mit seinen Pferden in einen Stall am Steinsee östlich von München um. Wir lernten auch im Reitstall in Icking interessante Menschen kennen. Einer war Benam Augustine, ein Armenier aus der Türkei. Benam war als Jugendlicher nach München gekommen, hatte hier viel Geld verdient und bestach vor allem durch seinen Humor und seine Schlitzohrigkeit. Der Münchner Architekt Wilfried Vogel hatte ebenfalls ein Pferd in Icking stehen. Mit ihm habe ich viele Ausritte unternommen und eine intensive Freundschaft gepflegt. Auch beruflich bekamen wir es später miteinander zu tun.

Mehrfach habe ich während der Ickinger Zeit auch an der Bayerischen Staatsjagd auf der Insel Herrenchiemsee teilgenommen. 1980, eine Woche vor der Staatsjagd, hatte ich auf einer anderen Jagd einen Reitunfall gehabt und war von Blume gestürzt. Mein roter Reitrock war dabei verdreckt, hatte zudem an einigen Stellen Risse abbekommen. Es blieb mir

deshalb nichts anderes übrig, als auf der feierlichen Staatsjagd am Wochenende drauf in einem schwarzen Rock anzutreten – obwohl ein roter Reitrock vorgeschrieben war.

Es war das Jahr, in dem der Schirmherr der Staatsjagd, Bayerns Ministerpräsident Franz Josef Strauß, als Kanzlerkandidat der Union angetreten war. Er hatte allerdings nicht gewonnen, die SPD stellte mit Helmut Schmidt weiterhin den Kanzler. Die Niederlage lag zum Zeitpunkt der Staatsjagd auf Herrenchiemsee gerade mal eine Woche zurück.

Mein Ritt in Schwarz hatte nun zur Folge, dass ich abends vor das Jagdgericht treten musste. Aufgrund meines Auftritts im falschfarbigen Rock sollte ich eine Strafe kassieren. In Anwesenheit von Franz Josef Strauß, Edmund Stoiber und weiteren CSU-Granden bat ich das Gericht nun, kurz persönlich Stellung beziehen zu dürfen. Vorher hatte ich allerdings meinen Freund Benam Augustine, der grundsätzlich auf Jagden eine Menge Pistazien mit sich führte, gebeten, diese doch bitte im Publikum zu verteilen. So wollte ich eine wohlwollende Stimmung erzeugen.

Ich äußerte mich also, Franz Josef Strauß direkt ansprechend: „Franz Josef, es ist eine Schande, dass auf einer Bayerischen Staatsjagd sich alle Reiter in einen roten Rock flüchten, nur weil unser Ministerpräsident nicht Bundeskanzler geworden ist. Ich bitte, zur Kenntnis zu nehmen, dass ich der Einzige in diesem erlauchten Jagdfeld bin, der heute durch einen schwarzen Rock zum Ausdruck gebracht hat, dass ich trotz dieser Wahlniederlage hinter meinem Ministerpräsidenten stehe, und das selbst auf die Gefahr hin, dass mich ein honoriges Jagdgericht für diese Sympathiekundgebung abstrafft.“

Die Zuschauer im Saal reagierten wie erhofft. Sie applaudierten. Strauß bot mir daraufhin die Mitgliedschaft in der CSU an. Das Gericht wieder traute sich nach dieser Geste nicht mehr, eine Strafe auszusprechen.

Mit unserer Zeit auf dem Hof in Icking verbinde ich Begebenheiten wie diese. Eine andere Erinnerung ist mir noch wichtiger. Auf dem Hof an der Isar kam es zu den ersten Kontakten unserer Tochter mit Pferden. Das war früh in ihrem Leben, doch tatsächlich saß Leoni bereits auf dem Pferderücken, bevor sie laufen konnte. Ein Foto aus dem Jahr 1978 zeigt sie mit Marion auf Blume. Meine drei Frauen glücklich vereint – das Bild ist eine meiner liebsten Aufnahmen.



*Meine drei
Frauen
Blume, Leoni und
Marion; bei einer
Treibjagd in
Icking mit Blume
überm Ochser*

4. Die Anfänge

Ein Unternehmen entsteht. Es bringt viel Arbeit und berufliche Erfüllung. Und hohes Risiko

Convotherm. Das klang erst mal gut. Am Namen, fanden wir, würde unsere Unternehmung nicht scheitern. Und auch sonst gingen wir nicht davon aus, Schiffbruch zu erleiden mit unserer Idee. Die sah vor, bei nur geringer Kapitalausstattung einen Produktionsbetrieb mit eigenem Geräteprogramm aufzubauen. Wir legten los. Wir unternahmen etwas.

Werner Schwarzbäcker brachte zuerst noch seine Anstellung bei Neuberger zu Ende, bevor er dann am 1. Oktober wie besprochen Marions Anteile übernahm. Derweil erstellten Marion und ich mithilfe eines Steuerberaters die „Eröffnungsbilanz per 1.7.1976“. Das erste offizielle Papier unserer Firma ging damit an das Finanzamt für Körperschaften München. Es liest sich heute in seiner Kleinteiligkeit fast schon niedlich. Vorhänge für 120 Mark sind aufgeführt und eine Bohrmaschine für 143,96 Mark. Die Kaffeemaschine kostete 99,10 Mark und kann bei dem Preis so schlecht nicht gewesen sein. In die Fabrikationsräume hatten wir knapp 3000 Mark gesteckt, für Fliesen, Tapeten und Malerarbeiten. Auch etliche Kleinausgaben sind in der Eröffnungsbilanz verzeichnet, eine Gesellschaftssteuer in Höhe von 50 Mark etwa und Portokosten von 25 Mark. Insgesamt beliefen sich die Kosten vor Geschäftseröffnung auf 1621 Mark und 88 Pfennig.

Das von uns angemietete alte Molkereigebäude in der Königsdorfer Straße 28 in Wolfratshausen bestand aus einem Stockwerk und einem Keller. Außen hatte man eine Laderampe

angebracht, innen auf dem Boden und an den Wänden Hunderte Fliesen gelegt. Marion war mit Leoni schwanger, doch das konnte ihre Tatkraft nicht verringern. Unermüdlich verlegte sie Teppichboden. Werner und ich gingen mit einer Flex die alten Milchrohre an. Die mussten raus, alle. Wir konnten unsere Fertigung nicht um das Rohrsystem herum aufbauen.

Die Blechverarbeitung wollten wir im Keller unterbringen, was uns allerdings vor ein Problem stellte: Unser Konstrukteur Albert Eichner und ich hatten gebraucht in Stuttgart eine Schenkbiegemaschine gekauft – die deutlich zu groß für den regulären Kellerzugang war. Wir mussten deshalb Hammer und Meißel zur Hand nehmen und ein zwei mal zwei Meter großes Loch in die Seitenwand brechen. Mithilfe eines Kranwagens bugsiierten wir das uralte Gerät vorsichtig ins Untergeschoss. Es passte so gerade durch die Öffnung.

Auf demselben Weg haben wir dann die Montagetische in den Keller bekommen. Darauf platzierten wir eine Handstanze, deren Betrieb Albert und Werner sogar einem handwerklich ungeschickten Kaufmann wie mir zutrauten. Ich durfte mich austoben. Jedes unserer Geräte würde 40 Löcher benötigen, und so stand ich morgens von sechs bis zehn Uhr vor der Stanze und löcherte Bleche. Danach ging ich nach oben ins Büro.

Ende 1976 hatten wir fast 40.000 Mark in unserer Produktionsstätte verbaut, darunter eine Heizung für 11.000 Mark. Weitere 40.000 Mark hatten die oftmals gebrauchten Maschinen gekostet, neben der Hebellochstanze und der Biegemaschine unter anderem eine Säulenbohrmaschine, ein Punktschweißgerät, ein Absaugtisch, eine Tafelschere, ein Heißluftautomat und ein Convectomat. Wir hatten auch zwei

Autos angeschafft, einen BMW und einen Audi, und für die Firma unter anderem ein Zeiterfassungsgerät, einen Kopierautomaten und eine Kugelkopfschreibmaschine. Die Halbjahresbilanz führt auch noch 74 „geringwertige Wirtschaftsgüter“ auf, vom Putzschrank bis zum Feuerlöscher und vom Seitenrollschrankchen bis zum Gabelhubwagen. Weniger geringwertig war mit 267.316 Mark der Bilanzverlust.

Bei dieser Viertelmillion minus blieb es nicht. 1977 machten wir weitere 230.000 Mark, im Jahr drauf erneut 33.000 Mark Verlust. 1979 erzielten wir den ersten schmalen Gewinn, 10.000 Mark, und verzeichneten 1980 sogar ein Plus von 153.000 Mark. Die angehäuften Schulden konnten wir damit natürlich längst nicht begleichen.

Aus heutiger Sicht muss ich sagen, dass ich mir über die Höhe der Investitionen damals nicht im Klaren war. Wir starteten unser Unternehmen nahezu aus dem Nichts heraus, ohne Produktionsmittel und ohne fertiges Produkt. Dadurch entstand ein Kostenblock von einer Dimension, die ich schlicht nicht erfasst habe. Es macht einen beträchtlichen Unterschied, ob man einen Handelsbetrieb aufbaut, der in der Regel bald nach den ersten Investitionen Einnahmen verzeichnet, oder ein produzierendes Gewerbe.

Heute würden wir uns hinsetzen, Zahlen erheben, einen Businessplan aufstellen. Darin würden wir die Kosten für die ersten Jahre recht hoch einschätzen müssen. Wir würden festhalten, dass letztlich ungewiss ist, ob sich das Produkt auch verkauft. Und dass noch nicht einmal klar ist, ob es überhaupt gelingt, das angestrebte Produkt zu erschaffen.

Schauten wir uns den Businessplan dann noch mal in Ruhe an, so kämen wir wohl zu dem Schluss, die Finger von

dem Vorhaben zu lassen. Das Unternehmen würde gar nicht erst gegründet.

Früher war das anders, nicht immer vielleicht, aber sicher nicht nur in unserem Fall. Bei unseren ersten Gesprächen mit den Banken konnten wir wenig vorlegen. Jeder von uns hatte ein bisschen Geld beschafft, das schon. Im Übrigen verfügten wir über technische Kompetenz und allererste Erfahrung in der Branche, in die wir drängten. Wir glaubten an uns. Mehr konnten wir nicht aufbieten. Doch die Banken verstanden sich wohl auch als Geburtshelfer. Vielleicht waren sie auch nur auf die Zinsen scharf. Jedenfalls engagierten sie sich und unterstützten uns bis an den Rand des Möglichen.

Anfang 1976, als der Entschluss zu unserer Unternehmung gerade gefallen war, hatte ich mit meinem Vater über mein Erbe gesprochen. Danach unterschrieb ich einen Erbverzichtsvertrag und erhielt eine Vorabauszahlung in Raten über insgesamt 250.000 Mark. Werner Schwarzbäcker organisierte seinerseits Kapital. Von dem beschafften Geld gewährten wir jetzt unserer Firma Convotherm jeweils zwei Darlehen. Das Papier liegt mir noch vor. Ich unterschrieb darin zweimal nebeneinander – einmal als Gläubiger und einmal als Schuldner.

Die Deutsche Bank und die Raiffeisenbank gaben uns ebenfalls Kredite. An die dauerhafte Verschuldung mussten wir uns erst einmal gewöhnen. Sie kam nicht überraschend, natürlich nicht, wir hatten ja investieren müssen. Und doch fühlt es sich nicht gut an, wenn man immer wieder mit den Außenständen konfrontiert wird.

In unserem Fall geschah das auch durch einen Gerichtsvollzieher. Der suchte uns fast schon regelmäßig auf. Unsere

Sekretärin Frau Schilling machte ihm dann erst mal einen Kaffee, und ich nahm mir die Zeit, mich mit ihm zu unterhalten. Sein Anliegen war ja verständlich, er vertrat die Interessen der Gläubiger. Gleichzeitig wollte er auch dazu beitragen, dass unsere Firma weiterexistierte. Wären wir bankrottgegangen, hätten ja auch die Schuldner kein Geld gesehen.

Ich habe dem Gerichtsvollzieher, der noch jung war, etwa in unserem Alter, und auch unseren beiden Banken nicht das Geringste vorzuwerfen. Sie haben uns ganz im Gegenteil unterstützt. Das hätten sie nicht tun müssen. Dass sie es gemacht haben, hat sich dann als richtig erwiesen. Wir konnten all unsere Schulden später zurückzahlen.

Erste Aufträge

Im September 1976 kam Werner Lehnert zu uns, der nach Albert Eichner zweite Neuzugang von der Firma Neuberger. Er begann als technischer Zeichner und wurde später Konstrukteur und danach Chefeinkäufer. Im selben Monat hatten wir bereits zwei Geräte fertig: das kleine Auftau- und Regenerationsgerät AR8 (für acht komplette Menüs) und das kleine Universalgerät UG605 (fürs Braten, Backen, Grillen sowie fürs Auftauen und Regenerieren). Mit diesen beiden Prototypen wagten wir uns in die Fachwelt, eine noch klitzekleine Firma südlich von München, die das Heißluftverfahren aus Amerika nach Deutschland bringen wollte.

Martin Sörgel, ein Reiterfreund, führte eine Handelsfirma für Großküchentechnik. Mit der stellte er auch auf den beiden Nahrungsmittelmessen in München aus. Die eine, die Internationale Kolonialwaren- und Feinkost-Ausstellung, kurz IKOFA,

fand just zur Oktoberfestzeit statt. Martin erlaubte uns, dass wir unsere beiden Maschinen an seinem Stand präsentierten. Das war unsere Chance. Bei den beiden Drehknöpfen für Zeit und Temperatur fehlten uns zwar noch die Skalen. Doch für diesen ersten Auftritt wussten wir uns zu helfen und legten den Knöpfen einfach eine Papierscheibe unter. In einer Halle auf der Münchner Theresienhöhe stand dann feierlich

„convotherm elektrogeräte gmbh

...die richtige Technik für bessere und wirtschaftlichere Verpflegung“

an der Wand hinter unseren beiden Geräten. Den Namen unserer Firma schrieben wir damals klein. Das c aber war schon knallrot. Und das sollte es auch bleiben.

Interesse haben unsere beiden Geräte durchaus geweckt auf der IKOFA. Mancher Händler sagte uns auch Bestellungen zu, allerdings nicht sofort. Die potenziellen Kunden wollten erst einmal abwarten, ob wir uns als Firma auch behaupten konnten. Es ist erschien ihnen offenbar als zu riskant, absoluten Anfängern einen größeren Auftrag zu erteilen.

Im Nachhinein kann ich diese Haltung sehr gut nachvollziehen. Wir selbst hatten uns nicht allzu viele Gedanken gemacht, was es uns kosten würde, unsere Produkte einzuführen – an Zeit und an Geld. Den Zeitpunkt des Return on Investment sahen wir nicht vorher. Wenn wir aber keine Idee davon hatten, wann wir rentabel sein würden, so blieb auch unklar, ob wir überhaupt überleben konnten.

So endete unser allererster Messeauftritt nicht mit einem zählbaren Erfolg. Doch die ersten Kontakte haben wir in München gemacht. Das lag auch an dem Messeabend, den wir veranstalteten und zu dem wir die Fachpresse einluden. Bei

dieser selbst geschaffenen Gelegenheit lernten wir auch Gretel Weiß und Axel Bohl kennen, Autoren und Herausgeber von „gvpraxis“ und „Fast-Food-Praxis“, zweier Zeitschriften des Deutschen Fachverlages Frankfurt. Diese beiden Branchenbeobachter sollten meine Wege in den nächsten Jahrzehnten immer wieder kreuzen und für manche menschlich und inhaltlich wertvolle Begegnung sorgen.

Die nächste Messe würde kein Heimspiel und zugleich von weitaus höherer Bedeutung sein. Die Internorga in Hamburg zog auch sehr viele Fachbesucher aus dem Ausland an. Wir hatten im Frühjahr 1977 immerhin schon ein Auftauchergerät in sechs verschiedenen Größen und ein Universalgerät in drei Größen vorzuzeigen. Einen Stand mieteten wir diesmal selbst, 50 Quadratmeter groß und alles andere als geschenkt: Für die sechs Messetage zahlten wir 30.000 Mark.

Frohgemut luden wir die Firmenverkleidung für den Messestand in Form aufgerollter Stoffbahnen auf unseren Lieferwagen VW LT, packten unsere Geräte samt Konsolen dazu und fuhren gen Norden. Damals haben wir uns solche Gedanken gar nicht gemacht, aber heute fällt mir das Risiko ins Auge, das wir allein an diesem Tag eingingen: Alles, was unsere Firma bis dahin produziert hatte, unsere gesamte Hardware – all das steckte in einem Bulli. Ein Unfall auf der Autobahn, bei dem unsere Geräte kaputtgegangen wären, hätte das Ende von Convotherm bedeutet.

Einen anderen, sichereren Weg von Bayern an die Elbe konnten wir uns allerdings damals nicht leisten. Von daher war es richtig, einfach zu machen und nicht lange zu überlegen.

Für den Ablauf der Internorga hatten wir alles organisiert. Besucher würden bei Convotherm auf Werner und mich treffen und auf den Inhaber der Kundendienstfirma Behrens, die künftig auch unsere Geräte warten sollte. Carolus Behrens brachte noch seine Frau und seine Tochter mit, die wir aufgrund des großen Andrangs am Stand gut gebrauchen konnten.

Ich habe meine erste Internorga als sehr intensive Zeit in Erinnerung. Von frühmorgens (den Stand staubsaugen) bis tief in die Nacht (Kundenkontakt) waren wir auf den Beinen, und das über mehrere Tage. Vertreter von Tiefkühlfirmen und Händler aus der Großküchenbranche reagierten leider auch in Hamburg mit einer Mischung aus Interesse und Zurückhaltung. „Wir schauen erst mal, ob ihr auch wirklich überlebensfähig seid“, sagte mir ein Händler ganz direkt.

Doch ich lernte auch Gunnar Bøe kennen. Gunnar kam aus Stavanger, und wie die meisten Norweger konnte er neben einigen anderen Sprachen auch Deutsch. Gunnar fand unsere Produkte richtig gut und unterschrieb noch in Hamburg einen Alleinvertretungsvertrag für Norwegen. Und dann bestellte er eine Lieferung im Wert von 30.000 Mark.

30.000 Mark!

Das war für uns zu diesem Zeitpunkt ein reiner Großauftrag. Was ebenfalls Mut machte: Wenn Gunnar in solch einem Volumen orderte, musste er auch davon überzeugt sein, dass er dieses Produkt auf dem norwegischen Markt loswürde. Mit ein bisschen Optimismus konnten wir davon ausgehen, dass die Einschätzung von Händlern in anderen Ländern ähnlich ausfallen würde.

Wir produzierten eifrig die Geräte, in Containern gelangten sie dann zur deutschen Nordseeküste und dort auf ein Schiff.

Mit Gunnar Bøe sollte ich noch lange Jahre in Kontakt bleiben. Wir trafen uns immer wieder, nicht nur auf Messen, und unsere Beziehung ging bald über eine Geschäftsfreundschaft hinaus. Was allerdings bei unserem ersten Geschäft geschah, war dramatisch und nicht vorherzusehen. Auf der Fahrt nach Norwegen versank das Containerschiff mitsamt seiner Ladung. Genaueres weiß ich nicht mehr und hoffe, dass die Besatzung sich retten konnte. Wir bekamen lediglich einen Anruf, in dem man uns mitteilte, das Schiff sei untergegangen.

Den Verlust der Geräte zahlte die Versicherung des Spediteurs, und wir erhielten den Auftrag, noch einmal zu liefern. Das Unglück auf hoher See wurde so zu unserem Glück, weil es unseren Umsatz verdoppelte.

Auf der Internorga in Hamburg lernte ich auch einen Händler kennen, der im Gegensatz zu Gunnar Bøe gleich um die Ecke wohnte – um die Ecke meiner alten Heimat. Von Neheim aus gesehen führte der Groß- und Gewerbeküchenhändler Karl Maiworm seine Firma 40 Kilometer die Ruhr hinauf. Gewerbetreibende, die im Sauerland eine Kucheneinrichtung oder einzelne neue Geräte dafür benötigten, kauften in der Regel bei Maiworm in Bigge-Olsberg.

Ich besuchte Karl Maiworm nach der Messe in seiner Firma und zeigte meine Prospekte vor. Wir vereinbarten einen Probeauftrag. Den ersten Kunden suchte ich dann auf und wies ihn kochtechnisch in die Geräte ein. Schließlich machten wir mit Maiworm einen Vertretervertrag, der ihm Gebietschutz zusicherte. Im Sauerland bot die Firma somit exklusiv Convotharm-Produkte an.

Eine stabile und lange währende Geschäftsbeziehung entstand. Karls Sohn Karl-Heinz volontierte Jahre später bei

Convotherm und übernahm nach dem recht frühen Tod seines Vaters das Unternehmen. Karl-Heinz Maiworm verkauft bis heute Geräte mit dem roten C. 2025 haben wir uns bei einer Verabschiedung in Herborn getroffen – Karl-Heinz war da nun auch schon 65 Jahre alt. In dritter Generation arbeiten längst zwei seiner drei Söhne bei Maiworm.

1977 stand die Anuga in Köln an. Die „Allgemeine Nahrungs- und Genussmittel-Ausstellung“ ist die größte ihrer Branche. Werner, Albert Eichner, Werner Lehnert und weitere Mitarbeiter hatten inzwischen in Wolfratshausen kräftig weiterentwickelt. An unserem Stand in Köln konnten wir deshalb unsere Auftau- und Regeneriergeräte in sieben und unsere Universalgeräte in fünf Größen zeigen. Bei der Anuga habe ich auch wieder am Stand gekocht. Die Idee war, die Fachwelt so von der Qualität und den Kompetenzen unserer Produkte zu überzeugen – und sie überhaupt erst einmal dafür zu interessieren.

Ich kaufte also jeden Morgen vor Messebeginn Hendl, Aufbackbrot und verschiedene Fleischsorten, um dann mit unseren Heißluftgeräten zu backen, zu braten und zu grillen. Convotherm mutierte damit fast schon zur Verpflegungsstation, doch dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Die Speisen, und das war entscheidend, holten die Besucher tatsächlich an unseren Stand.

Für dieses Konzept brauchte es einige helfende Hände, in der Küche und für die Bedienung. Zwei verlässliche Helferinnen fand ich direkt in der Familie: Ilka und Susanne, die Töchter meiner ältesten Schwester Gabriele, unterstützten uns mit hohem Eifer. Auch ein Händler packte am Messestand mit an, Hans Kanngießer. Er war bei der Großküchenfirma Lind

angestellt, die dann auch unsere Vertretung in Köln und Umgebung übernahm. Hans gefiel es gut bei uns, und so konnten wir alle zwei Jahre wieder auf ihn zählen, wenn wir zur Anuga kamen. Später brachte Hans zur Unterstützung auch noch seine Frau Thea und seine Tochter Petra mit.

Messen waren Hochtage des Vertriebs, extrem wichtige Gelegenheiten, bei denen unser Unternehmen viel gewinnen konnte. Dass wir in Köln genau wie in Hamburg immer eine schlagkräftige kleine Mannschaft aufstellen konnten, hat sehr geholfen. Entscheidend war nicht, dass die Helfer selbstverständlich auch alle Geld bekamen für den durchaus harten Einsatz am Messestand. Es ist gelungen, dass wir uns als Einheit verstanden, die motiviert zu Werke ging. So herrschte an unserem Stand stets eine gute Atmosphäre, unter uns Convothorn-Leuten und auch im Kontakt mit möglichen Kunden.

Den Begriff Teambuilding verwandte man in jener Zeit noch nicht in Deutschland. Aber ein Team haben wir tatsächlich gebildet, an den Messen und ebenso an unserer Produktionsstätte in Wolfratshausen. Ich habe dem Menschlichen immer eine hohe Bedeutung beigemessen in der Arbeitswelt, dem Umgang miteinander, dem Respekt und auch dem Interesse füreinander, und das tat ich gar nicht mal nur, weil bei guter Stimmung und Zufriedenheit im Normalfall auch eine höhere Leistung entsteht. Dort, wo ich arbeitete, wollte ich es einfach nett, angenehm und respektvoll haben. Die Kollegen und auch Geschäftspartner sollten sich genauso wohlfühlen wie ich selbst.

Die Besuche möglicher Kunden haben mich immer erfreut, auch wenn sie viel Zeit erforderten. In Deutschland fuhr ich

mit dem Auto los, packte die Geräte je nach Größe in den Kofferraum oder auf die Rückbank. Ich legte so bis zu hunderttausend Kilometer im Jahr zurück. Ich erinnere mich an eine Fahrt 1977 von Wolfratshausen nach Bünde in Ostwestfalen. Ich machte mich früh auf den Weg, wies dann vor Ort Mitarbeiter der Firma Imperial in eines unserer Geräte ein und fuhr umgehend wieder zurück. So legte ich 1300 Kilometer an einem Tag zurück.

Ein anderes Mal, an einem Sonntagabend im Februar 1977, als es schüttete, ließ mich ein Film aus Regenwasser die Kontrolle über meinen roten Passat verlieren. Das Phänomen heißt Aquaplaning, die Reifen haben kurzzeitig keinen Kontakt mehr zum Straßenbelag. Ich war auf der Autobahn 9 am Nürnberger Kreuz unterwegs und stieß wie eine Flipperkugel zuerst gegen die Mittelleitplanke und dann quer über die Fahrstreifen in die andere Richtung. Zwischen zwei Bäumen kam ich zum Stehen.

Der Passat erlitt einen Totalschaden, ich hingegen hatte enormes Glück im Unglück. Außer ein paar blauen Flecken trug ich nichts davon. Ebenfalls unversehrt blieb unser Vorführ-Heißluftgerät auf der Rückbank.

Die Polizei kam und sperrte den Unfallort ab. Ein Abschleppdienst brachte unseren schrottreifen Firmenwagen samt Fahrer von der Autobahn. Auf dem Betriebshof des Abschleppunternehmens rief ich Werner an. Telefongespräche waren damals teuer, ich sagte deshalb nur kurz, dass ich einen Unfall gehabt hätte und dass er mich bitte abholen solle.

„Kannst du nicht weiterfahren?“, fragte Werner. Das Ziel meiner Fahrt war eine Hausmesse in Bremen.

„Der Wagen ist im Eimer“, antwortete ich nur.

Als Werner zwei Stunden später eintraf, konnte er sich davon überzeugen. Die Klappe über dem Motorraum war an einer Stelle auf- und ansonsten halb aus ihrer Verankerung gerissen. Auch der linke Kotflügel hatte den Zusammenstoß mit dem Baum nicht überstanden und präsentierte sich völlig zerstört.

Meine Anreise zu einem Termin in einem kleinen Ort in Schwaben gestaltete sich vergleichsweise einfach. Ich erreichte das Dorf am Freitagnachmittag. In einem Hotel fand ein Vertriebsmeeting der Firma Apetito statt. Das Unternehmen aus Rheine im Münsterland produziert Tiefkühlkost. Ich hatte aus meiner Zeit beim Planungsbüro Mulch Kontakt zu Apetito – und nun gefragt, ob ich unsere neuen Geräte präsentieren dürfe. Ich durfte. Für den Samstagmorgen räumte man mir Zeit ein.

Die Vertreter von Apetito waren am Freitagabend besser Dinge. Ich hatte mich vorgestellt und unter sie gemischt. Die Stimmung: feuchtfrohlich. Nach Mitternacht gab es dann noch einen besonderen Grund anzustoßen – der Vertriebsleiter hatte Geburtstag. Man brauchte nicht viel Menschenkenntnis, um zu sehen, dass sich so schnell niemand aus der Runde schlafen legen würde. Entsprechend gering würde die Aufmerksamkeit der Vertreter bei meinem Vortrag am nächsten Morgen sein. Das konnte mir nicht gefallen.

Wir saßen am Tresen, und ich ging in die Offensive.

„Das geht hier ja wohl noch ein bisschen, und morgen wird dann eh keiner zuhören“, rief ich. „Ich schlag euch was vor.“

Damit hatte ich zumindest für den Moment die Aufmerksamkeit.

„Ich mache jetzt einen Kopfstand auf der Theke, und wenn ich das schaffe, kauft Apetito in Zukunft nur noch Auftaegeräte von Convotharm.“

Eine artistisch-sportliche Einlage, bei der es auch noch um etwas ging – die Stimmung stieg noch einmal an. Und der Vertriebsleiter willigte tatsächlich ein. Ich selbst war auch nicht mehr nüchtern, vergaß aber nicht, unsere Vereinbarung schriftlich festzuhalten. Der Vertriebsleiter unterschrieb. Das Papier ist heute noch irgendwo bei Convotherm zu finden. Ob es damals irgendeinen juristischen Wert hatte, weiß ich nicht. Den Kopfstand auf der Theke habe ich aber hinbekommen. Irgendjemand hielt ihn auch mit einer Kamera fest. Man sieht auf dem Foto, wie ich mich gerade auf der Thekenplatte aufrichte, in hellem Hemd und grauer Hose. An unseren Deal hat sich der Vertriebsleiter gehalten. Das Geschäft sollte über die Jahre ein Volumen von rund fünf Millionen Euro erlangen.

Monate vergingen, Jahre. Ich verbrachte weiterhin viel Zeit auf Dienstreisen und ebenso viel Zeit in Wolfratshausen. Immer wieder kam es zu Liquiditätsengpässen. Es zahlen ja nicht alle Kunden immer rechtzeitig. Im Mai 1978 konnten wir die Löhne und Gehälter nicht bezahlen. Jürgen Reichenberg, Direktor der WKV-Bank in Weilheim, damals ein Bekannter von Werner und heute auch ein Freund von mir, sprang uns mit einem Sofortkredit über 40.000 Mark zur Seite. So konnten wir unsere Leute bezahlen.

Marion gab ihre Stelle in der Modeboutique in München auf. Bei aller Pflegeleichtigkeit unserer Tochter Leoni war die Arbeit auf Dauer doch nicht vereinbar mit den Bedürfnissen eines Kleinkindes. Und am 19. November 1979 kam dann auch in der Frauenklinik in der Maistraße in München unser Sohn zur Welt. Wir nannten ihn Quirin, nach dem Heiligen

Quirinus, einem christlichen Märtyrer, der im zweiten Jahrhundert in Rom für seinen Glauben starb.

Manchmal kam Marion nun mit den Kindern in die alte Molkerei, das tat Werners Frau Renate mit ihren Kindern auch. „Unsere Kinder sollten ja sehen, wer ihre Väter waren“, sagt Marion heute. Das klingt, als sei sie eine alleinerziehende Mutter gewesen. Und das war sie im Grunde auch. Ich reiste ständig herum, und über Mobiltelefon und per Textnachricht konnte man mich nicht erreichen. Es gab noch keine Handys. Die Familie managte sie allein.

Marion ermöglichte, dass ich mich dem Unternehmen mit vollem Einsatz widmen konnte. Sie trug so einen entscheidenden Anteil zum Aufbau von Convotherm bei. Wir wirkten an unterschiedlichen Orten und haben in diesen Jahren doch eine Gemeinschaftsleistung erbracht.

Werner und ich hatten uns dem Aufbau unseres Unternehmens ganz und gar verschrieben. Zu tun gab es immer, die Tage hätten gern länger sein können. Die Energie für 70 und mehr Arbeitsstunden pro Woche brachten wir auf. Ehrlicherweise haben wir den hohen zeitlichen Einsatz auch gar nicht hinterfragt. Er schien uns genauso notwendig wie selbstverständlich zu sein. Die Idee einer Work-Life-Balance hatte damals noch niemand.

Auf Messers Schneide stand unsere Unternehmung trotz aller Leistungsbereitschaft immer wieder. 1979, es mangelte uns mal wieder an Liquidität, unterschrieben wir auf Wunsch der Banken eine Erklärung. Darin verpflichtete wir uns, im Zweifel auf Teile unseres Geschäftsführergehalts zu verzichten. Mein Bruder Axel, dessen Unternehmen zu dem Zeitpunkt gut lief, gewährte uns im selben Jahr einen Kredit über

120.000 Mark. Axel glaubte an unser Geschäft und verzichtete auf einen Blick in die Bücher. Es war ein gutes Gefühl zu erfahren, dass er uns vollständig vertraute.

Convotherm in den ersten Jahren, das war eine Kerntruppe, die sich um Werner und mich und unsere beiden Urgesteinen Albert Eichner und Werner Lehnert gebildet hatte. Im Sekretariat wusste Frau Schilling, eine zierliche Rheinländerin von über 50 Jahren, die beiden Geschäftsführer wunderbar zu handhaben. Die Verkäufe wickelte die Industriekauffrau Gisela Woydich ab, die in ihren Vierzigern und damit ebenfalls älter als die beiden Chefs war. Dieter Geyer kümmerte sich im Keller um die Blechverarbeitung. Für die Montageabteilung hatten wir den Elektriker Schönecker gewonnen. Der kam in unserem noch jungen Unternehmen zurecht und brauchte keine festen Strukturen, um sich zu entfalten.

Man unterstützte sich gegenseitig. Wenn zum Beispiel mal wieder eine Ladung Bleche aus Chromnickelstahl angeliefert wurde und jede Tafel einzeln in den Keller transportiert werden musste, traten sowohl die beiden Geschäftsführer als auch Werner Lehnert und Albert Eichner an. Gemeinsam trugen wir die schweren Tafeln in den Keller, wo Dieter Geyer sie entgegennahm. Eine Dreiviertelstunde dauerte das sicher, und wir kamen allesamt kräftig ins Schwitzen. Zur Belohnung gönnten wir uns dann einen Cognac der Marke Mariacron.

Ende 1981 hatte Convotherm bereits 30 Mitarbeiter. Die Gehälter summierten sich auf eine Million Mark. Der größere Teil, vor allem Anlernkräfte und ein ausgebildeter Maschinenführer, saßen in der Blechverarbeitung. In der Elektro- und Kleinteilemontage arbeiteten viele Frauen. Der Jahresumsatz stieg 1981 auf drei Millionen Mark. Dem Gewinn von 111.000

Mark stand allerdings mit 376.000 Mark ein hoher Verlustvortrag gegenüber. Wir hatten also weiterhin verschiedene Löcher zu stopfen. Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf unsere privaten Haushalte.

Um die Liquidität der Firma zu stärken, reduzierten Werner und ich unsere Gehälter stark. Bei mir zu Hause führte das dazu, dass wir nicht mehr alle Rechnungen begleichen konnten. Am 29. November 1978 klingelte deshalb in unserer Dreizimmerwohnung in der Großhesseloher Straße eine Gerichtsvollzieherin. Sie stellte sich als Frau Zeuner vom Zentralfinanzamt München vor. Frau Zeuner hatte Pfandsiegel dabei, kleine, zwei mal vier Zentimeter großen Marken. Sie sah sich nach Wertgegenständen um und blieb an einem antiken Schreibtisch im Wohnzimmer hängen. Wir baten sie, das Siegel wenigstens auf die Rückseite des Möbelstücks zu kleben. Den Gefallen tat sie uns.

Die Anekdote erzählt sich heute locker und leicht. So fühlte sich die Zeit damals allerdings nicht immer an. Monat um Monat kam schlicht nicht genug Geld aufs Konto. Marion drehte jede Mark dreimal um. Natürlich hätte sie arbeiten können, und sie war dazu grundsätzlich auch bereit. Doch die Großmütter standen nicht dauerhaft und verlässlich zur Verfügung, um sich um Leoni und Quirin zu kümmern. Deshalb wären hohe Betreuungskosten angefallen, die Marions Gehalt schon wieder zu einem guten Teil verschlungen hätten.

Marion sagt heute auch, sie habe unsere beiden im Kleinkindalter ohnehin unbedingt selbst erziehen wollen. Das sei ihr viel zu wichtig gewesen, als es anderen zu überlassen. Keiner macht das besser als die Mutter, das war ihre und übrigens auch meine Überzeugung.

Sie hat den Haushalt damals unglaublich sparsam geführt, natürlich auf neue Kleidung für sich selbst verzichtet und beim Lebensmitteleinkauf nach Sonderangeboten geschaut. Irgendwann merkte sie aber, dass sie so viel gar nicht heraus-holen konnte. Die Schulden waren dafür einfach zu hoch.

Beklagt hat sich Marion nie über die wirtschaftliche Notlage. Es sei ihr Beitrag gewesen, zu Hause alles zu wuppen und den Kindern die bestmögliche Zeit zu verschaffen, sagt sie im Rückblick. Sie habe durchaus auch mal Ängste verspürt, mich aber nicht noch zusätzlich belasten wollen.

Ich habe ihr das damals schon hoch angerechnet und als wertvollen Beitrag in schwierigen Zeiten verstanden.

Griechenland

Ende der Sechzigerjahre waren Marion und ich mit unseren Freunden oft am Rosenheimer Berg ausgegangen. In dem Viertel hatten sich mehrere griechische Gastronomen niedergelassen. Die Atmosphäre in ihren Restaurants gefiel uns sehr. Als Gast wurde man regelmäßig in die Küche gebeten, durfte dort in die Pfannen und Töpfe schauen, erhielt einige Erklärungen und suchte sich dann sein Essen aus. Dieser Bestellvorgang vor Ort ging ganz in Ruhe vonstatten. Wirt und Gäste lernten sich so natürlich besser kennen. Mit dem Restaurantbetreiber Kostas, der von der Insel Lesbos stammte, waren wir besonders gut bekannt. Unser Kontakt riss auch nicht ab, als wir nach Nymphenburg und damit in eine ganz andere Ecke der Stadt zogen.

1976, Marion war bereits schwanger, erzählte uns Kostas, er habe inzwischen auf Lesbos ein Haus mit drei Apartments

gebaut. Die Wohnungen lägen nicht weit vom Hauptort Mytilini in seinem Heimatdorf, dort in einem Olivenhain und ganz nah am Meer. Kostas schwärmte und legte uns mit einiger Überzeugungskraft nahe, doch einmal dort hinzufahren. „Ihr müsst unbedingt kommen“, stellte er nicht nur einmal fest.

Zwei Jahre später gaben wir seinem Drängen nach. Die Flüge waren preiswert, die Verpflegung würde auch nicht sehr viel kosten. Wir reisten für knapp zwei Wochen. In Athen mussten wir umsteigen und dafür vom internationalen auf den nationalen Flughafen wechseln. Bevor es nach Lesbos ging, wickelte ich noch schnell unsere inzwischen gut einjährige Tochter. Ein wenig Hektik kam auf, doch wir schafften es noch pünktlich ins Flugzeug.

Es war ein Sonntag im Juni, und als wir in Mytilini ankamen, wollte ich Fahrkarten für den Bus kaufen. Kostas' Heimatdorf lag nur einige Kilometer weit entfernt. Einige Drachmen, so hieß die damalige Währung Griechenlands, hatte ich schon in Deutschland eingetauscht. Für größere Ausgaben führte ich Traveller-Checks mit, das gängige Zahlungsmittel für Auslandsreisen.

Als ich die Tickets bezahlen wollte, vermisste ich mein Portemonnaie. Es hatten nicht viel mehr als die Drachmen darin gesteckt, doch genau die fehlten mir jetzt. Ich muss es, das war die einzige Erklärung, beim Aufbruch auf dem nationalen Flughafen liegen lassen oder verloren haben.

Die Wechselstuben hatten an diesen Sonntag geschlossen in Mytilini, und so standen wir mit unserer kleinen Tochter ohne Bargeld da. Marion und Leoni haben dann erst mal in einem Café gewartet, während ich eine Runde durch das Städtchen machte und versuchte, in irgendeinem Restaurant

einen meiner Traveller-Checks gegen Bargeld zu tauschen. Das gelang leider nicht, und so kehrte ich unverrichteter Dinge in das Café zurück. Marion und ich besprachen gerade, was wir jetzt machen könnten, als ein deutscher Gast am Nachbartisch fragte, ob wir ein Problem hätten.

„Wir haben keine Drachmen und bekommen die Traveller-Checks nicht gewechselt“, antwortete ich.

„Wie viel brauchen Sie denn?“

„Ich würde Ihnen gerne einen Check für 50 Mark ausstellen, und Sie geben mir den Betrag in Drachmen. Ginge das?“

Das ging und hat uns in der Situation doch ziemlich erleichtert.

Wir nahmen dann den nächsten Bus. Er hatte an den Seiten keine Fenster und auch keine Hintertür. Dafür klappte allerdings die Einstiegstür während der Fahrt fortwährend auf und zu. Das brachte uns nicht gerade ein Gefühl von Sicherheit, aber dafür frische Luft.

Das Apartmenthaus unseres griechischen Gastwirts aus München lag tatsächlich inmitten von Olivenbäumen. In 50 Meter Entfernung gelangte man zum Kiesstrand des Mittelmeers. Ein Restaurant lag keine 100 Meter entfernt. Wir schlossen auf – den Schlüssel hatte Kostas uns in München gegeben – und fanden eine schöne kleine Wohnung mit Kochgelegenheit und Bad vor.

Kostas hatte nicht zu viel versprochen. Es hatte uns tatsächlich an ein ausgesprochen schönes Fleckchen Erde verschlagen. Das Restaurant war nett, wir wanderten ein wenig umher, gingen schwimmen, streiften in Mytilini durch Märkte, bestaunten offene Metzgereien, breite Fischstände und üppige Obstauslagen. So war er also, der Süden Europas, die

Heimat jener Menschen, die im Jahrzehnt zuvor aufgrund bescheidener Perspektiven nach Deutschland gekommen waren und dort als Gastarbeiter ihren Teil zum wirtschaftlichen Wachstum der Bundesrepublik beitrugen.

Es gefiel uns so gut auf Lesbos, dass wir im Sommer drauf – Marion war inzwischen mit Quirin schwanger – noch einmal hinfuhren. Diesmal wählten wir das Auto. Das bedeutete, dass wir durch Jugoslawien fahren mussten, einen Staat, der dem Warschauer Pakt angehörte, dem Bündnis der sozialistischen Staaten in Osteuropa. Die Route, auf der Touristen das heutige Slowenien, Kroatien, Serbien und Mazedonien nacheinander durchquerten, bestritt man auf dem sogenannten Autoput. Offiziell hieß die Transitstrecke „Autobahn der Brüderlichkeit und Einheit“. Den Autoput zu fahren, galt als durchaus abenteuerlich.

Wir kamen gut durch und erreichten schließlich Thessaloniki, die nach Athen zweitgrößte Stadt Griechenlands. Dort wollten wir die Fähre nach Lesbos nehmen, die ich auch für uns gebucht hatte. Nur kam sie an diesem Abend nicht. Wir nahmen es hin. Die viel zitierte deutsche Pünktlichkeit darf man im Ausland nicht immer erwarten. Dafür trafen wir in Griechenland stets auf Menschen, die freundlich und nett und auch entspannt waren.

Es ist eine – nennen wir es einfach mal: Tugend von Marion, im Ausland regelmäßig Einheimische nach Tipps für Aktivitäten zu fragen. Bekommt sie dann auf diese Weise eine Unternehmung vorgeschlagen, hält niemand mehr meine Frau davon ab. Auf Lesbos empfahl man Marion einen besonders schönen Weg zu einem besonders schönen Strand. Er füh-

re über ein Hochplateau, hieß es. Marion, schwanger, Leoni, knapp zweieinhalb Jahre alt, und ich machten uns auf den Weg. Das Thermometer zeigte 36 Grad im Schatten.

Unsere Tochter war mit allem Recht der Welt bald müde und wollte auf meine Schultern. Dort trug ich sie den Anstieg hinauf und weiter durch eine Landschaft, die sich als weitgehend frei von Schatten herausstellte. Wir marschierten trotzdem tapfer voran. Nur das Meer näherte sich nicht.

„Der hat gesagt, wir sollen hier immer weitergehen“, sagte Marion über ihren Tippgeber.

„liih, Papa, du schwitzt ja“, sagte Leoni über ihren Vater.

Der Vater versuchte, so wenig wie möglich zu sagen.

Als ich definitiv umkehren wollte, trafen wir auf einen Griechen. Der Mann wies uns einen Schleichweg, einmal durch die Hecke sozusagen. Den verborgenen Pfad hätten wir niemals selbst gefunden. Er führte uns zügig zum Strand. Und der, immerhin, war wirklich sehr schön.

In einem Lokal wollte ich nun etwas zu trinken bestellen. Mit Englisch und meinen paar Brocken Französisch kam ich nicht weiter und versuchte es gerade auf Lateinisch, „aqua“, als der Ober mir in bestem Bayerisch sagte, dass ich doch bittschön gern auf Deutsch bestellen solle. Er hatte fünf Jahre in München gearbeitet.

An einem anderen Tag in jenem Frühsommer 1979 bekamen wir direkt an unserem Olivenhain vorgeführt, dass wir uns nicht nur in einer idyllischen, sondern auch in einer Krisenregion aufhielten. Griechenland verband eine tiefe Feindschaft mit seinem Nachbarn Türkei, und die Ostküste der griechischen Insel Lesbos, an der wir Urlaub machten, lag weniger als 20 Kilometer vor dem türkischen Festland. Beide Staaten hatten

das Gefühl, der jeweils andere könne ihn im Zweifelsfall angreifen. Die Ursache dafür, der türkisch-griechische Krieg, lag Jahrzehnte zurück. Doch 1974 hatte die Türkei Soldaten nach Zypern geschickt und das Misstrauen der Griechen so weiter geschürt. Es war eine Spirale der gegenseitigen Bedrohung, und ein bisschen drehte sie sich nun auch an dem Kieselstrand hinter den Oliven.

Zuerst klappten zwölf Landungsboote der griechischen Marine ihre Brücken ab. Dann fuhren mit Soldaten besetzte Mannschaftsfahrzeuge auf den Strand. Aus einigen Booten rollten auch kleine Panzer an Land. Ein Manöver der griechischen Truppen, das der Feind auf dem türkischen Festland womöglich sehen sollte.

In Deutschland hätte ich mir solch ein militärisches Muskelspiel nicht im Entferntesten vorstellen können. Auf Lesbos fand Leoni den Auflauf spannend. Später im Restaurant, das wir allabendlich besuchten, trafen wir auf einen Trupp Soldaten. Unsere Tochter, zweieinhalb Jahre alt, steuerte zielgenau den leitenden Offizier an und wurde zu ihrer Freude auf seinen Schoß gehoben. Die beiden verstanden sich bestens. Hätte das Manöver nicht einen ernsten Hintergrund gehabt, hätten wir es glatt genießen können.

Es hat uns auch im zweiten Jahr wieder sehr gut gefallen auf Lesbos, und so nahmen wir uns für den nächsten Sommer noch einmal dasselbe Ziel vor. Diesmal fuhren wir zu viert, der noch nicht einjährige Quirin in seiner Kinderschale auf dem Beifahrersitz, Leoni und Marion auf der Rückbank.

Es war wärmer als im Jahr zuvor, und unser Audi besaß keine Klimaanlage. Das war zu jener Zeit noch nicht üblich.

Mithilfe von Tüchern und der vielen Wasserflaschen, die wir eingepackt hatten, haben wir unseren Kleinen immer wieder befeuchtet. Zu guten Teilen fuhren wir auch nachts.

In Griechenland haben wir in diesem Sommer zum ersten Mal in unserem Leben Flächenbrände gesehen. Einer tobte direkt an der Autobahn – von beiden Seiten. Die Brandstelle, die sich da vor uns ausbreitete, war sicher 150 Meter tief.

Wir fuhren geradewegs auf die Wand aus dunkelgrauem Rauch zu. Dabei klemmte sich ein Motorradfahrer, dem der Qualm natürlich in ganz anderem Maße zusetzte, direkt hinter uns. Unter normalen Umständen hätte man es als Fahrer mit der Angst bekommen, wenn ein Motorrad so nah auffährt. Aber hier verstand ich: Sich so tief wie möglich in meinen Windschatten zu setzen, war für den Motorradfahrer die beste und wahrscheinlich auch einzige Möglichkeit, die Rauchwand zu durchbrechen und die Feuer links und rechts hinter sich zu lassen.

Die Operation gelang. Bei nächster Gelegenheit hielten wir an. Der Motorradfahrer war hinter uns geblieben und stoppte ebenfalls. Er bedankte sich dafür, dass er sich hinter uns habe ducken dürfen, und war genauso erleichtert wie wir, dass das Feuer nun hinter uns lag. Wenn ich heute im Fernsehen Wald- oder Flächenbrände sehen, was leider zunehmend häufiger vorkommt, muss ich an diese Erfahrung 1980 in Griechenland denken. Die Rauchschwaden und die Hitze, der die Feuerwehrleute ausgesetzt sind, teilt sich durch die Fernsehbilder nicht im Entferntesten mit.

Unser dritter Urlaub auf Lesbos verlief wiederum schön. Allerdings hörten wir, dass man auf dem Autoput mehrere Touristen überfallen hatte. Solche Nachrichten waren nicht

ungewöhnlich für die Strecke in jener Zeit, und sie verbreiteten sich auch ohne Internet und Smartphones. Für die Rückfahrt deckten wir uns deshalb mit Obst und Getränken ein und fuhren die rund 1600 Kilometer mehr oder weniger an einem Stück. Getankt haben wir nur in großen Städten. Griechenland war für unsere junge Familie eine tolle Erfahrung. Aber jetzt reichte es auch.

Aufs Dorf

Unser erstes Firmenjubiläum feierten wir trotz aller finanziellen Engpässe mit großer Zuversicht. Fünf Jahre hatten wir durchgehalten, so konnte man das sehen. Besser klang, dass wir fünf Jahre stetig gewachsen waren. Das entsprach auch unserer Einstellung, nach vorne zu schauen. Es ging voran, so empfanden wir das, und die Zahlen stützten diese Wahrnehmung.

Dass Werner und ich uns zusammengetan hatten, er der Ingenieur und Maschinenbauer, ich der Kaufmann, war kein Fehler gewesen. Die Arbeitsteilung ergab sich schon aus unseren Kompetenzen und funktionierte auch nach fünf Jahren reibungslos. Werner sorgte dafür, dass in der Produktion alles glattging und hatte die Fortentwicklung unserer Geräte im Blick. Ich war im Jahr rund 170 Tage unterwegs, um für Convotherm auch internationale Märkte zu erschließen. Wir vertrauten uns weiterhin.

Geholfen hat wohl auch, dass wir ein Büro teilten. Natürlich saßen wir nicht tagtäglich zwölf Stunden an unseren Schreibtischen – Werner verbrachte viel Zeit in der Produktion, ich auf Reisen. Doch sorgte unser „Doppelzimmer“

nachhaltig für schnelle und kurze Kommunikationswege. Wenn der eine etwas am Telefon erfuhr, bekam der andere es oft umgehend mit. Das gemeinsame Büro verhinderte auch, dass wir Konflikte aussaßen. Es war ja räumlich unmöglich, dem anderen auszuweichen. Probleme zwischen uns wurden deshalb in der Regel sofort diskutiert und gelöst. Ein weiterer Vorteil des Doppelbüros lag schließlich darin, dass Mitarbeiter oft gar nicht erst versuchten, den einen Geschäftsführer gegen den anderen auszuspielen. Sie konnten ja jederzeit beide auf einmal antreffen.

Das Modell Doppelbüro taugt gleichwohl nicht für alle und jeden. Menschlich muss es schon sehr gut passen, wenn man viele Stunden eng aufeinanderhockt. Es braucht auch Toleranz. Werner rauchte damals Kette. Das war zwar nicht so ungewöhnlich wie heute, sorgte aber dennoch für dauerverqualmte Luft. Abends saßen wir oft noch bei einem Glas Weinbrand zusammen, blickten auf den Arbeitstag zurück und sprachen über die kommenden Tage.

Der fünfte Firmengeburtstag fand auf dem Dorfplatz von Deining statt, zwölf Kilometer von Wolfratshausen entfernt. Werner begrüßte in dem Biergarten des Gasthofs Killer bei bestem Sommerwetter die Gäste, darunter etliche Kunden und auch einige Dienstleister. Wir hatten Vertreter unserer Banken eingeladen und außerdem den Gerichtsvollzieher. Auch er hatte ja seinen Teil dazu beigetragen, dass wir unseren Weg fortsetzen konnten. Uns war wichtig, dass wir ihn nicht nur sahen, wenn uns Probleme bedrängten – sondern mit dem Mann auch mal einen schönen Moment teilten.

Fünf Aufbaujahre lagen hinter uns, keine einfache Zeit, eine äußerst schwierige sogar. Wir hatten das Leben unter Schulden ertragen, hatten manche Sorge überstanden und manche Nacht schlaflos verbracht. Nun ging alles gut voran. „Gern weiter so“, sagten wir uns.

Noch im Jahr 1981 erhielten wir allerdings eine Nachricht, die unsere Lage komplett veränderte. Unser Vermieter, der frühere Molkereibesitzer Weller, kündigte den Vertrag. Weller verdiente zwar nicht schlecht an uns, fand ich, wir zahlten im Jahr 22.000 Mark Miete. Doch er wollte das Grundstück nun lieber verkaufen. Ein Getränkemarkt hatte ihm ein offenbar lukratives Angebot gemacht.

Das „Weiter so“ hatte sich damit schon wieder erledigt.

Wir schauten in München und außerhalb der Stadt und merkten ziemlich schnell, dass wir uns eine Gewerbeimmobilie schlicht nicht leisten konnten, die für eine Produktion wie die unsere geeignet war und zugleich Platz für weitere Mitarbeiter bieten würde. Damit steckten wir in der Bredouille.

Werners Frau Renate stammte aus einer Familie, die in dem Ort Eglfing im Landkreis Weilheim die Dorfwirtschaft und einen landwirtschaftlichen Betrieb führte. Wenn wir nun ein Grundstück der Familie auf Erbpacht erwerben könnten, hätten wir Platz, um einen neuen Firmensitz zu bauen. Werner warb darum bei Renates Familie, und die war schließlich einverstanden. Das war der erste Schritt. Wir benötigten aber auch noch die behördliche Erlaubnis, am Rande von Eglfing, einem Ort von damals vielleicht 600 Einwohnern, im größeren Stil zu bauen und zu produzieren.

War es zuerst die familiäre Verbindung meines Kompagnons, die uns zum Grundstück führte, so halfen uns dann

auch Werners Drähte in die Gemeinde und ins Landratsamt. Er wandte sich an Kommunalpolitiker, an den Bürgermeister und auch an den Landrat Manfred Blaschke und versuchte sie davon zu überzeugen, dass ein Industriebetrieb am Rande des idyllischen Dorfes keine schlechte Idee sei. Ein wachsender und erfolgreicher Betrieb würde ja die Gemeindekasse auch mit Einnahmen aus Gewerbesteuern füllen.

Mit Eglfing würde Convothorn einen Standort erhalten, der auch in vielen Jahren noch geeignet war. Davon waren jedenfalls Werner und ich überzeugt. Und dann machte sich tatsächlich Erleichterung breit. Alle zuständigen Behörden genehmigten unser Bauvorhaben.

Wir hatten allerdings auch nicht beabsichtigt, Eglfing um eine graue Industriehalle mit Schlot und Sägezahndach zu bereichern. Vielmehr entwarf mein alter Reiterfreund Wilfried Vogel, der ja Architekt in München war, in Zusammenarbeit mit Werner ein Gebäude im Bauernhofstil – unten weiß, oben mit hellbrauner Holzverkleidung. Es passte in die Landschaft. Und Emissionen, die einen hohen Schornstein benötigt hätten, entstanden in unserer Produktion auch nicht.

Talstraße 28, zwischen Unter- und Obereglfing und zehn Kilometer von der Autobahn 95 München–Garmisch gelegen: Der Bau begann Anfang 1983 und brachte uns eine Büro- und Fertigungsfläche von 1200 Quadratmetern. Nebenan grasten die Kühe.

Mein Vater hatte das Projekt Neubau von München aus interessiert begleitet. Das Ergebnis hat er aufgrund seines Todes im Mai 1983 nicht mehr sehen können. Das war schade, für ihn und für mich. Meine Freude und meinen Stolz hätte ich gern mit ihm geteilt.

Mit dem Umzug nach Eglfing, der im November 1983 vonstattenging, verdreifachten wir unsere Arbeitsfläche. Was uns freute: Rund 80 Prozent unserer Mitarbeiter blieben uns trotz des Standortwechsels erhalten. Anfang der Achtzigerjahre litt die Bundesrepublik nicht unter Fachkräftemangel, und nicht jedem Kollegen hätte sich bei einer Kündigung umgehend ein anderer Job geboten. Dennoch nahmen Werner und ich es als Bestätigung für unsere Firma, dass so viele Mitarbeiter bei der Stange blieben. Die freien Stellen besetzten wir mit Menschen, die in der Umgebung Eglfings wohnten.

Der Umsatz von Convotherm betrug 1982 bei 34 Mitarbeitern insgesamt 3,8 Millionen Mark. Allerdings investierten wir in dem Jahr allein 2,4 Millionen Mark in unseren neuen Standort. Eine Verschuldung bisher unbekannter Dimension war das. Doch wir wollten weiterwachsen. Der Besitzer der alten Molkerei in Wolfratshausen hatte uns zwar nicht gezwungen zu diesem großen Schritt. Indem er uns den Mietvertrag kündigte, verlangte er uns jedoch in gewisser Weise eine Entscheidung ab: Wie genau definierten wir unser Wachstumsziel? Wie groß wollten wir denken? Und welche Produktionskapazitäten brauchte es dafür?

Das Gebäude in Eglfing war unsere Antwort auf solche Fragen. Ermöglicht haben es zu einem guten Teil die Herren Neumaier und Meiler von der Raiffeisenbank in Uffing am Staffelsee. Beide dachten auch unternehmerisch und konnten so Verständnis für unser Vorhaben und Vertrauen in unsere Personen aufbringen. Ohne sie hätten wir den Neubau nicht gestemmt. In gewisser Weise gingen sie das Risiko mit uns gemeinsam ein. Hätte diese große Investition

Convotherm überfordert, wäre das nicht nur unser Ende gewesen. Auch der Karriere der beiden Banker hätte das alles andere als gutgetan.

Umso mehr hatten wir ihnen zu danken.

Werner und ich hätten die Firma bei allem grundsätzlichen Optimismus nicht derart hoch verschuldet, wenn wir nicht an uns selbst geglaubt hätten – und an eine neu entwickelte Produktlinie. Unsere Wettbewerber waren damals die Firmen Juno und Rational. Juno aus Herborn in Hessen führte den Markt für Großküchengeräte an. Und Ende der Siebzigerjahre hatte das Unternehmen genau wie Rational ein Gerät entwickelt, das Heißluft und Dampf kombinierte. Wir hingegen produzierten Geräte, die entweder mit Heißluft oder mit Dampf arbeiteten. Doch die Nachfrage schien der Konkurrenz recht zu geben mit ihrem neuen Ein-Gerät-Konzept.

Die Konstruktion von Juno und Rational nannten wir bei Convotherm „Offenes System“. Die Energie, die in das Gerät ging und nicht zum Garen genutzt wurde, ging verloren. Es brauchte nun eine Reaktion unsererseits, und deshalb setzten wir genau an diesem Punkt an. Wenn wir schon nicht der Erste waren, wollten wir wenigstens der schnellste Verfolger sein. Dafür brauchten wir aber ein Alleinstellungsmerkmal.

1981 machte Werner sich an die Arbeit und holte Josef Rottenfußer dazu, einen externen Ingenieur aus Grüneck, der mit seinem Büro auf elektronische Steuerungen spezialisiert war. Mit einem kleinen Team legten die beiden los, tüftelten, probierten aus, versuchten dies und das – und entwickelten so das „Geschlossene System“. Es ist bis heute einzigartig.

Am Europäischen Patentamt in München meldeten wir darauf Anfang 1982 ein Patent an, das uns auch erteilt wurde.

Die Erfindung sollte den gesamten Markt der Heißluftdämpfer revolutionieren. Das Geschlossene System und die ebenfalls neue vollelektronische Steuerung sorgen für das optimale Garklima. Dabei wurden zum Erstaunen der Fachwelt der Energie- und der Wasserverbrauch auf ein Minimum verringert.

Während der Entwicklungsphase betätigte ich mich als Versuchskoch und führte Testreihen mit dem neuen Gerät durch. Ich probierte das neue Gerät nicht nur beim Backen, Braten, Grillen aus, sondern auch zum Dünsten und Dämpfen von Fisch, Gemüse und Fleisch. Dabei erfasste ich die Garzeiten und kontrollierte, ob das Gerät auf allen Einschubebenen gleichmäßig arbeitete.

Bisher waren wir Hersteller von Auftau- und Regeneriergeräten (AR) und von Universalgeräten (UG) gewesen. 1982 kam mit den Heißluftdämpfern (HUD) eine dritte Gerätefamilie hinzu. Werner und ich mussten uns nun aufteilen. Er baute mit unserem Architekten Wilfried Vogel zusammen unser neues Firmengebäude in Eglfing. Meine Aufgabe bestand darin, unsere neue HUD-Serie vorzustellen und in den Markt einzuführen. Auf der Internorga im März war Convotherm mit vier Größen der neuen HUD-Serie vertreten. Mit dieser Premiere begann unser Aufschwung.

Deutschland und am liebsten auch die ganze Welt sollten von unserem revolutionären Produkt erfahren. In bewährter Manier kochte ich bei meinen Präsentationen im In- und Ausland vor und ließ dann auch den Gaumen der potenziellen Kunden entscheiden. Ich schrieb damals eigens ein Hand-

buch mit Garzeiten und Temperaturen für etliche Gerichte. Die Fibel funktionierte wie ein Kochbuch, verzichtete allerdings auf ganz exakte Angaben für die einzelnen Gerichte. Das lag an der Tatsache, dass ein Spitzenkoch al dente, der Küchenchef im Altersheim hingegen in der Regel eher weich kocht. Wir gaben unseren Kunden deshalb Richtwerte zur Hand, mit denen beim Kochen nichts schiefgehen konnte. Die Feinjustierung mussten sie dann selbst übernehmen.

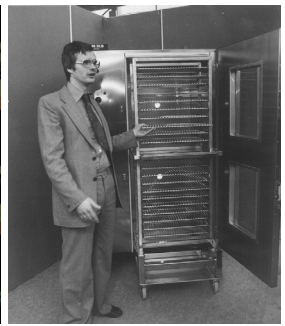


Als Vorführkoch am Convotherm-Stand auf einer Fachmesse in Düsseldorf



Ganz oben: Das alte Molkereigebäude in Wolfratshausen und die Schwenkbiegemaschine für den Kellerraum; das Convotharm-Firmengebäude Bau 1 im Rohbau (oben) und fertiggestellt; oben rechts: Das Pfandsiegel klebt heute noch





Ganz oben: der legendäre Kopfstand in Schwaben; Convotherm-Stände 1976 in München und auf der Internorga in Hamburg 1977

Links: mit dem norwegischen Vertreter Gunnar Bøe; unten links: Renate und Werner Schwarzbäcker mit Marion und mir; unten rechts: der Händler Karl Maiworm aus Bigge-Olsberg







*Unser Firmengelände am Rande von Eglfing, 15 Kilometer südlich von Weilheim.;
kleines Bild: das zuletzt errichtete Produktionsgebäude im Bau*

5. Fortschritte

Weilheim wird zum Zuhause unserer Familie. Convotherm wächst. Und die deutsche Einheit geht nicht spurlos am Unternehmen vorüber. Im Ausland gibt es währenddessen viel zu lernen. Und irgendwann meldet sich plötzlich ein Franzose im Dienste von Engländern

Wie bekommt man eine waschechte Münchnerin aufs Land? Im Grunde gar nicht. Und die Münchnerin, mit der ich verheiratet war, machte da leider keine Ausnahme: Marion sehnte sich ebenfalls nicht nach einem Umzug in die Provinz.

Ich habe es mal als meine größte Lebensleistung bezeichnet, dass meine Frau seit mehr als vier Jahrzehnten in Weilheim wohnt. Das war natürlich nicht ganz ernst gemeint – obwohl?

Ein Leben auf dem Dorf kam für sie nicht im Entferntesten infrage. „Eglfing ging für mich wirklich nicht“, sagt Marion im Rückblick. „Weilheim war dann das kleinere Übel.“

Das kleinere Übel hatte 1982 gut 17.000 Einwohner und, immerhin, eine direkte Zugverbindung nach München. Vom Weilheimer Markt zum Marienplatz sind es 52 Kilometer. Eine Münchnerin in Weilheim lebt also nicht ganz weit weg von ihrer geliebten Heimatstadt, aber eben auch nicht um die Ecke.

Als wir uns für Weilheim als neuen Wohnort entschieden hatten, hörte ich davon, dass an der Färbergasse ein Riegel Reihenhäuser gebaut werde. Die Straße lag neben der Bahnstrecke und zugleich nahe dem Altstadtzentrum. Wichtiger: Zur Grundschule musste man einmal ums Eck laufen, zur

Oberschule nicht viel weiter. Das waren für eine Familie mit einer Sechs- und einem Vierjährigen beste Bedingungen.

Diese perfekte Schulsituation überzeugte Marion. Sie selbst hatte als Kind in München eine Stunde bis zur Grundschule gebraucht, immer zu Fuß und oft so müde, dass sie in der ersten Stunde erst einmal einnickte. Dieses Schicksal wollte sie Leoni und Quirin ersparen.

In der Reihenhaussreihe wurde abwechselnd etwas breiter und etwas schmaler gebaut. Die Häuser erhielten einen Keller und eine Garage, nach hinten raus boten die Grundstücke Platz für einen Garten. Mir gefiel die Planung, und mir gefielen dann auch die Gebäude. Marion konnte sich auch gut ein freistehendes Haus vorstellen, doch fürs Erste sah auch sie unsere Familie gut aufgehoben in der Färbergasse. So bezogen wir die Hausnummer 33, zur Miete. Damit waren wir nicht festgelegt.

Bereut haben wir unsere Entscheidung für die Färbergasse nie und haben das Haus dann 1992 dem Vermieter abgekauft. Zum Dauerbewohner wurde ich dort allerdings aufgrund meiner vielen Dienstreisen erst einmal nicht.

Marion nahm mir damals ein Versprechen ab. Wenn ich aufhören würde zu arbeiten, würden wir Weilheim wieder den Rücken kehren und zurück nach München ziehen. Parallelen zu meiner Mutter, die damals ja auch nicht für den Rest ihres Lebens in Neheim wohnen bleiben wollte, sind übrigens rein zufällig.

Während ich arbeitete, ließ Marion sich auf Weilheim ein. Kinder helfen bei solch einem Unterfangen, eine Offenheit gegenüber anderen Menschen, wie sie Marion zu eigen ist, ebenfalls. Bald freundete sie sich mit einer anderen Mutter an,

der Maklerin Brigitte Hellwig. Brigitte lud Marion zu sich nach Hause ein, gemeinsam mit einer anderen Frau namens Ruth Michlmayr, die länger nicht in Weilheim gelebt hatte. Die Runde verstand sich, erweiterte sich, traf sich auch mal im Café Krönnner am Markt. Wurde zum Stammtisch und zum Freundeskreis und später auch noch zur Reisegruppe.

Am Reitstall in Wielenbach, keine zehn Autominuten entfernt, fanden sich weitere soziale Kontakte. Franz Mattusch unterhielt den Betrieb mit einer kleinen Halle, schön gelegen in der Mitte des Dorfes. Hier stellten wir unser Pferd Blume und zwei Jahre später auch deren Tochter Biala unter.

Marion ist auf dem Hof auf allerlei nette andere Reiter und Nachwuchsreitereltern gestoßen. Leoni konnte sich in ihrem weiterhin geliebten Sport wunderbar entwickeln und entfalten. Ich selbst kam am Wochenende dazu, sodass sich unser Familienleben halb in den Reitstall verlagerte. Auch Quirin hatte dort eine Kameradin, spielte mit ihr im Stall. Wenn es sich ergab, ritt ich mit den drei Franzen – Franz Mattusch, Franz Zettl und Franz Hatzlmann. Während der Woche machte ich manchmal morgens mit Marion einen Ausritt, im Sommer schon mal um fünf Uhr früh, im Winter ab sieben Uhr.

Im August 1984 unternahmen Leoni, Quirin und ich zusammen mit zehn anderen Reitern einen Wanderritt nach Passau. Auf der langen langen Strecke – wir ritten über Aying, Wasserburg und Braunau bis Passau und legten rund 200 Kilometer zurück – lernten wir unter anderem unsere späteren Freunde Herbert und Irene Stoess mit ihrem Sohn Max kennen. Leoni und der fünfjährige Quirin legten die Distanz in dem Wohnmobil zurück, das uns begleitete. Darin schliefen auch die

Kinder, während die Erwachsenen bei Bauern im Stall oder draußen unterkamen.

In Passau stellten wir die Pferde auf die Koppel eines Freundes und wechselten, jetzt gemeinsam mit Marion, auf einen Radldampfer, der uns die Donau hinab bis Wien brachte. Den Tipp hatte uns die Beverage-Managerin des Dampfers gegeben, die wir aus unserem Reitstall kannten. In Wien blieben wir vier Tage, fuhren dann mit dem Zug zurück nach Passau und ritten dann noch einmal einen Teil der Strecke zurück, bis Eggenfelden. Ich habe die Tour als eine schöne Erfahrung in Erinnerung, letztlich auch für unseren Nicht-Reiter Quirin.

Zwei Jahre später kam unser Sohn aber nicht mehr mit. Weil schon seine Schwester ritt, kam der Sport für Quirin jetzt nicht infrage. Unser Wanderritt führte diesmal ins Allgäu. Über Eglfing ging es nach Schöffau, Rottenbuch, Steingaden, Lechbruck und bis nach Lengenwang, zurück dann über Waal und Dettenschwang.

Die erste Rast machten wir im Garten von Familie Schwarzbäcker. Wir wurden köstlich bewirtet, und es passte gut, dass direkt hinter dem Garten des Hauses eine Wiese lag. Dort konnten unsere Pferde grasen. Bevor wir weiterritten, ließ ich es mir nicht nehmen, den Holzzaun zwischen der Koppel und dem Garten mit meinem Pferd zu überspringen. Die Höhe des Zauns hatte ich allerdings unterschätzt. Ein Brett zerbrach, ich landete im Gras.

Leoni konnte zu dem Zeitpunkt bereits so gut reiten, dass wir ihr eine Teilnahme durchaus zutrauten. Doch wenige Tage vor dem Aufbruch hatte sie sich ihren Ellenbogen luxiert, beim Spielen in einem Einkaufswagen auf dem Parkplatz des Supermarkts. Sie reiste deshalb erneut im Wohnmobil mit.

Die Strecke sah manchen Anstieg vor und hielt uns 14 Tage im Sattel. Wir lernten auf dieser Reise auch Michi Lutze kennen, einen Bekannten von Herbert und Irene Stoess. Michi war Mitte 20. Da wir ja einige Tage miteinander verbrachten, machte ich mir so meine Gedanken, was aus ihm werden könnte. Beruflich wirkte er etwas orientierungslos. Später bewarb Michi sich bei einer Versicherungsgesellschaft und nahm an einem Wettbewerb für Außendienstmitarbeiter teil. Ihm fehlte noch ein großer Abschluss, um sich weit vorne zu platzieren, und so meldete er sich bei mir. Nachdem er mir seine Situation erklärt hatte, schloss ich eine Lebensversicherung über eine hohe Summe bei ihm ab. Leider reichte dieser Abschluss für Michi am Ende nicht, um den Wettbewerb zu gewinnen.

Wir verloren uns aus den Augen, sahen uns dann aber Jahre später bei der Starnberger-Seen-Rundfahrt der Kutschenfahrer Oberbayerns wieder. Michi hatte sich in der Zwischenzeit als Gartenbauer selbstständig gemacht – mit großem Erfolg. Auf dem Gelände seines Betriebs in Garatshausen hielt er seine Pferde im eigenen Stall. Es war schön, von Michis Werdegang zu erfahren. Ein junger Mensch mit Unternehmergeist hatte damals ein wenig gestrauchelt, dann aber doch überzeugend seinen Weg gemacht.

Katzen, Hund und Pferde. Kurze Distanzen. Eine gewisse Übersichtlichkeit und ein Netz von Leuten und Kontakten. All das machte Marions, Leonis und Quirins Leben in Weilheim aus, und ein bisschen auch meines. Im Alltag war meine Frau allerdings weiterhin fast immer auf sich allein gestellt.

Auch wenn ich nicht so viel zu Hause war, habe ich unser Familienleben als intensiv empfunden. Es war keine Masse,

aber Klasse, vielleicht kann man es so ausdrücken. Das Gefühl von Distanz zu meiner Frau und meinen Kindern kam jedenfalls zum Glück niemals auf.

Die Kinder wuchsen heran. Leoni ging später aufs Gymnasium Weilheim und machte Abitur. Quirin wechselte von der Grund- zuerst auf die Hauptschule, von dort dann auf die Mittelschule. An der Fachoberschule machte er sein Abitur.

Leoni wirkte auf uns glücklich und zufrieden, vor allem wenn sie Pferdekontakt hatte. Das Talent zu reiten besaß auch Quirin. Doch er betrieb dann lieber einige Jahre lang Judo. Dabei erwarb er den braunen Gürtel. Ansonsten spielte er mit Begeisterung Fußball für den SVL Weilheim.

Ins Ausland

Im September 1983 bauten wir unseren Messestand in Köln auf. Wir hatten unsere erste Generation von HUD-Geräten noch einmal erweitert. Auf der Anuga ging es nun darum, möglichst viele Kunden für unsere Geräte zu finden – und das nicht nur in Deutschland.

Für den deutschen Markt brauchten wir Referenzadressen. Außerdem waren wir auf die Erfahrungen angewiesen, die Anwender mit unseren Geräten machten. Nur so konnten wir unsere Produkte weiterentwickeln.

Im Kölner Messezentrum kochte ich und erhielt wie immer bei der Anuga die Unterstützung meiner beiden Nichten. Werner war diesmal nicht mitgekommen. Der Bau unseres neuen Werks in Eglfing nahm ihn vollends in Beschlag.

Unsere Marketingabteilung hatte auf Werbetafeln drucken lassen, was unserer Meinung nach nur Geräte von Convotherm

vermochten. Ich brachte die Tafeln gut sichtbar am Stand an. Was ich ignorierte: Zu jener Zeit war es Firmen noch verboten, mit Alleinstellungsmerkmalen zu werben. Es dauerte dann auch nur zwei Tage, bis unser Mitbewerber Rational den Verstoß bemerkt hatte. In Windeseile und noch während der Anuga erwirkte das Unternehmen vor Gericht eine Einstweilige Verfügung gegen Convotherm. Mit dem Gerichtsdokument in der Hand bestanden sie darauf, dass ich die Werbetafeln abhänge und verschwinden ließ. Außerdem stellte Rational noch Ansprüche auf Schadensersatz.

Die Schilder entfernte ich ohne Problem. Die finanzielle Forderung hingegen beunruhigte mich. Hier ging es um Geld in durchaus beträchtlicher Höhe. Schnell rief ich meinen Schwager Dietmar Gamp an. Annettes Mann arbeitete als Rechtsanwalt beim WDR in Köln. Zum Glück konnte er den Schadensersatz abwenden. Rational erhielt keinen Pfennig von Convotherm. Das war an sich ein wichtiger Erfolg, der mir aber noch ein bisschen mehr bedeutet hat, weil wir ihn mit Hilfe meiner Familie erzielen konnten.

Auf der Anuga bekam ich wie immer sehr gut zu tun. Ich kochte, sprach mit Besuchern und versuchte, sie zu Kunden zu machen. An einem Mittag setzte ich mich gerade an einen unserer Tische, um selbst eine Kleinigkeit zu essen, als mich ein Mann ansprach. Er stellte sich als Robert Croft vor, ein Schwabe mit englischen Wurzeln, der in London lebte und für die Handelsfirma Regethermic Ltd. arbeitete. Seine Firma, sagte er ohne Umschweife, sei sehr an unseren Geräten interessiert und würde gern die Vertretung in England übernehmen.

Wow!, hätte ich sagen können, antwortete aber anders.

„Robert, sei mir bitte nicht böse und komm in einer halben Stunde wieder. Ich muss mich erst stärken. Dann kann ich mich vernünftig mit dir unterhalten.“ Das stimmte tatsächlich. Ich hatte ohne Werner seit Stunden durchgearbeitet und war schlichtweg kaputt.

Robert kam wieder, genauso entschlossen wie zuvor. Ich erklärte ihm die Arbeitsweise und die Vorteile unserer Geräte, sehr genau und in Ruhe. Auf der nächsten Fachmesse in London wolle er unser Gerät vorstellen, sagte er schließlich, das sei dann allerdings schon Anfang 1984.

Ich stimmte dem Plan gerne zu, und bald lieferten wir einen Prototypen nach London. Regethermic erzielte mit unseren Geräten dann tatsächlich gute Umsätze. Eine langfristige Verbindung entstand, und sie sollte sogar über die Vertretung in England hinausreichen. Irgendwann übernahmen wir Regethermic nämlich und machten daraus Convotherm UK. Robert Croft blieb an Bord. Mit ihm und auch mit den früheren Inhabern Harvey Hermann und Bob Lowery bildeten wir ein erfolgreiches Team.

Der Anuga 1983 entsprang auch noch eine Vertretung für Südafrika. Der Kunde, ein Handelsfirma aus Johannesburg namens Marlin Catering, wollte Technik von Convotherm in Goldminen zum Einsatz bringen. Einer seiner Mitarbeiter, Harry Löffler, hatte ihm die Vorteile unserer Geräte nahegebracht. In den Kantinen der Minen bekamen die Arbeiter fast jeden Tag Maisbrei mit Hähnchen. Mit unseren HUD-Geräten bereiteten die Minenbetreiber ihr Standardgericht dann in großen Mengen einfacher zu.

Harry Löffler kam zwei Jahre später wieder nach Deutschland. Er bewarb sich bei uns, und wir stellten ihn als eine Art

Freigeist ein. Harry sollte uns mit neuen Ideen zur Anwendung unserer Geräte weiterbringen. Und das tat er auch.

1983 und 1984 schlossen wir auch noch Verträge für Vertretungen in Frankreich und Belgien ab, in Österreich und der Schweiz. Werner und ich haben das internationale Interesse als Bestätigung empfunden – Experten ihrer Märkte setzten auf unsere HUD-Geräte. Und letztlich zollte uns auch unser Konkurrent Rational Respekt, indem er bei der Anuga so scharf auf unseren vergleichsweise kleinen Werbeverstoß reagierte. Rational nahm uns ernst.

Auf der Internorga 1984 stellten sich an unserem Stand ein Herr Kimoto und ein Herr Oshima vor. Sie seien Inhaber und Verkaufsleiter der japanischen Händlerfirma FMI. Das Unternehmen hatte seinen Hauptsitz in Tokio. Die beiden Japaner sagten, sie würden unsere Geräte gerne in ihrem Land vertreiben. Bisher bot das Unternehmen vor allem europäische Kaffeemaschinen und auch Automaten für Kühlgetränke an. So kamen wir zu unserer ersten Vertretung in Fernost.

Werner und ich flogen dann nach Tokio. Werner schulte die japanischen Techniker, ich die Verkäufer. Die japanischen Kollegen nickten allerdings die ganze Zeit, während wir mit ihnen sprachen. Wir gingen davon aus, dass sie die Inhalte unserer Schulungen verstanden hatten und das nun so, wie man auch bei uns täte, zum Ausdruck brachten. Das stimmte aber gar nicht. Wenn man in Japan nickt, signalisiert man damit nur, dass man etwas akustisch verstanden hat. Das mussten wir erst einmal lernen.

Die Firma FMI unterhielt in Japan acht Niederlassungen und war damit in allen Metropolen vertreten. Ich lernte mit der Zeit nicht nur Städte wie Tokio und Osaka kennen,

sondern auch Fukuoka, Hiroshima, Nagoya, Sendai und Sapporo. Drei bis vier Mal im Jahr flog ich nach Japan, um die Verkäufer zu schulen.

Bei Convotherm waren wir sicher keine Flickschuster, aber in Japan bin ich auf wirklich penible Menschen getroffen. Bei der Abnahme der Geräte sahen sie – ich untertreibe mal: sehr genau hin. Nun ja, das muss man eben akzeptieren. Wir verkauften jedenfalls sehr gut in Fernost.

Über die Firma FMI kamen wir auch mit dem Unternehmen HRS in Seoul in Kontakt. Der Inhaber David Chang wollte unsere Geräte in Korea vertreiben. Ich besuchte ihn in der Hauptstadt und schulte seine Verkäufer und ihn selbst dann in der Technik unserer Geräte. Außerdem erarbeiteten wir zusammen ein Konzept, um die für Korea völlig neuen Heißluftdämpfer in die Gewerbeküchen des Landes zu bekommen. Dazu war es erst einmal wichtig, jene Produkte genau zu kennen, die in den koreanischen Küchen verwendet wurden. Zudem mussten wir die koreanische Esskultur verstehen und die neuesten Trends und Entwicklungen mitbekommen. Künftig hängt ich jeder Dienstreise nach Japan noch ein paar Tage in Korea an.

Der Einsatz, den es kostet, einen nationalen Markt fortwährend zu betreuen, lohnte sich dann allerdings. Ende der Achtzigerjahre machten wir in Japan, Südkorea und Australien einen Jahresumsatz von acht bis zehn Millionen Mark.

Unser Australiengeschäft hatte einige Jahre zuvor auf der Internorga in Hamburg begonnen. Dort lernte ich den Geschäftsführer des australischen Großküchengeräteherstellers APV Baker Pty. Ltd. kennen. Die Folge war, dass wir einen Vertrag mit APV Baker schlossen und bald munter auf den

fünften Kontinent lieferten. Dann aber mussten wir uns über eine Erhöhung der Einfuhrzölle auf bis zu 20 Prozent ärgern. So kam es, dass wir unser Gerät HUD 6.10, die gängige Größe für die Gastronomie und damit für die größte Zielgruppe, bald darauf in Melbourne fertigen ließen. Auf diese Weise konnten wir die hohen Einfuhrabgaben umgehen. Für jedes neu produzierte HUD-6.10-Exemplar erhielten wir eine Lizenzgebühr von 700 Mark.

Die Firma APV Baker ging dann in die Firma Moffat Pty. Ltd. auf. Die Fertigung unseres Gerätes wurde dadurch von Melbourne nach Christchurch verlegt. Greg O'Connell, der neue Group Managing Director, und sein Sales Manager Otto Meile wurden meine Ansprechpartner. Aus der Zusammenarbeit mit den beiden entstand eine Freundschaft, die bis heute anhält. Greg ist zuletzt 2024 in Weilheim gewesen.

Weil all die Präsentationen und Einführungen im Ausland ja stets meine Aufgabe waren, kamen zu meinen Kilometern auf der Autobahn nun weite Wege durch die Luft. Während ich in Deutschland zu Messen nach Hamburg, Köln, Düsseldorf, Stuttgart und Nürnberg fuhr, flog ich im europäischen Ausland nach London und Birmingham, nach Paris und Lyon, nach Basel, Barcelona, Mailand und Madrid, auch nach Athen, Kopenhagen, Stockholm, Brügge, Gent und Antwerpen. Im Mittleren und Fernen Osten besuchte ich die Messeplätze Dubai, Singapur, Shanghai, Melbourne, Sydney und Kuala Lumpur, außerdem Tokio, Osaka und Seoul.

Meine Zeit als Vielflieger begann in den frühen Achtzigerjahren. Ein Jahrzehnt später gehörte ich zu den zehn ersten Mitgliedern im Lufthansa-Programm Miles & More. „Member since day one“, steht auf meinem Anhänger mit dem Datum

01.93. Da hatte die Fluggesellschaft das Programm gerade gestartet.

Später erhielt ich die Senator Card und schließlich die HON-Card. Diese steht für den am höchsten privilegierten Status, den man sich bei der Lufthansa erfliegen konnte. Inhaber der Karte gaben beim Einchecken den Schlüssel ihres Autos ab und bekamen das wie in einem feinen Hotel geparkt. Bei den Sicherheitskontrollen mussten sie sich nicht anstellen, weil ihnen grundsätzlich die Diplomatenausgänge zur Verfügung standen. Das galt auch im Ausland, in Russland etwa oder in China, nur nicht in den USA.

Mit der HON-Card erhielt ich immer einen Platz, selbst wenn der Flug ausgebucht war. Einmal kam ich mit Freunden nach einer Segeltour durch die Karibik zum Rückflug nach New York. Dort tobte ein Schneesturm, etliche Flüge fielen aus, auch der, auf den wir vier gebucht waren. Ein einziger Lufthansa-Flug durfte noch starten in Richtung Deutschland. Mit meiner HON-Card habe ich uns allesamt noch an Bord bekommen.

Bei der Planung meiner Dienstreisen ordnete ich alles der Firma unter. Lagen die Ziele weit entfernt, sodass ganze Reisetage entstanden, flog ich gern über Nacht und oft auch an Wochenendtagen. So ging mir möglichst wenig Zeit vor Ort verloren.

Eigentlich hatte ich eher Schiss in der Luft, fühlte mich nur am Boden wohl. Nach zwei oder drei Jahren aber stieg ich ins Flugzeug wie andere in den Bus – und schlief ein, bevor wir abhoben.

Ohne eigene Marke

Vor Ort, ob nun in Deutschland und weit davon entfernt, kochte ich. Das tat ich auch 1982 auf der Grünen Woche. Mit Marion war ich von Wolfratshausen aus durch die DDR nach West-Berlin gefahren. Wir hatten den Messestand aufgebaut, Marion bediente, ich bereitete Essen zu. Weil wir mehr als genug davon hatten, versorgte ich auch noch andere Stände in der Großküchenhalle, etwa die Vertretung der Firma ADE. So lernte ich deren Verkaufsleiter Bernd Harms aus Heikendorf bei Kiel kennen. Unsere Messebekanntschaft entwickelte sich zu einer Freundschaft, und Bernd lud mich 1983 auch zu seinem 40. Geburtstag ein. Er feierte auf dem Feuerschiff im Kieler Hafen und wollte gern ein Spanferkel grillen. Ein Fall für Convotherm. Ich erschien mit meinem Vorführgerät und zeigte der Festgesellschaft in doppeltem Sinne, was in ihm steckte.

Ein Jahr später allerdings, 1984, stieß ich auf der Hogatec in Düsseldorf an meine Grenzen. Aufbauen, kochen, die Besucher betreuen und ihnen unsere Geräte vermitteln – es wurde mir zu viel. Den Auf- und Abbau des Convotherm-Standes haben deshalb unser Lagerleiter Apad Vesőei und der vielseitig einsetzbare Springer Rocco Vincenci übernommen. Unsere Messeauftritte waren mit den Jahren aufwendiger geworden. Ein Messebauer aus Wolfratshausen konstruierte uns einen Stand, bei der Vorführort sogar mit einem Dach versehen war.

Meine Zeit im weißen Kittel über Hemd und Krawatte ging ebenfalls zu Ende. Das Kochen übernahm fortan Christian Freitag. Christian hatte das Handwerk gelernt. Wir engagierten ihn anfangs nur für die Messen und schufen dann eine

festen Stelle für ihn. Die Zubereitung am Messestand war damit gewährleistet, und diese war ein wichtiger Teil der Arbeit: Die Aktivität machte den vorbeilaufenden Besucher neugierig. Er kam, sah und aß. Und erfuhr dabei von den Vorzügen unserer Geräte.

In Deutschland planten wir nicht, ein eigenes Vertriebssystem aufzubauen. Wir wollten unsere Geräte über OEM-Verträge in die Gewerbeküchen bringen. OEM heißt in diesem Fall „Original Equipment Manufacturer“ und nicht etwa „Ohne eigene Marke“, wobei auch das die Praxis gut beschreiben würde: Wir verzichteten auf das rote C an unserem Produkt und stellten es für eine andere Firma mit deren Logo her. Die nahm das HUD-Gerät dann in ihr Großküchenprogramm auf.

Einen OEM-Vertrag mit einem großen Küchengeräteproduzenten warf uns allerdings auch niemand hinterher. Unser Wettbewerber Rational aus Landsberg am Lech war auch auf diesem Markt bereits gut vertreten. Wir mussten einen Fuß in die Tür bekommen, irgendwie. Das gelang uns dann auch, aber nicht nur, weil wir mit technischer Qualität überzeugten. Uns halfen auch Beharrlichkeit und die Bereitschaft, weite Wege zu gehen.

Die Firma Imperial, die ihre Küchengeräte in Bünde in Ostwestfalen baute, hatte einen Vertrag mit Rational. Den Chef-einkäufer Heinz Huneke kannte ich und besuchte ihn immer mal wieder im Werk. Wir unterhielten uns ein wenig, von Westfale zu Westfale, ich erzählte von unserem Unternehmen und von unseren Geräten und dass ich bei jedem verkauften Exemplar persönlich die Einweisung übernehme. Ich sagte ihm auch, es mit dem Werbeslogan für Danone-Joghurt zu halten: „Früher oder später kriegen wir euch!“

Irgendwann rief Heinz Huneke mich an. „Jetzt wollen wir mal sehen, ob Sie Wort halten“, sagte er. „Wir haben einen potenziellen Kunden auf Wangerooge, aber von Rational will da niemand hinfahren zur Einweisung. Sie haben ja gesagt, Sie würden das machen.“

Das versprach ich ihm gern noch einmal. Daraufhin bestellte die Firma Imperial das Gerät bei uns. Wir lieferten es nach Wangerooge, und wenige Tage später fuhr ich dann eben vom Alpenvorland zur deutschen Nordseeküste, setzte über auf die Insel und wies ein. Am nächsten Morgen fuhr ich wieder zurück nach Eglfing.

Es war ein Gewaltakt, und man kann nachvollziehen, dass Rational niemanden so weit hatte schicken wollen. Für mich stand solch ein Service trotzdem nicht zur Diskussion. Ich habe nie vom einen auf den anderen Tag gedacht, sondern immer in die Zukunft hinein. Der Chefeinkäufer Heinz Huneke – und damit die Firma Imperial – trennte sich dann von Rational und kam als OEM-Partner zu Convotherm. Den Auslöser dazu hatte letztlich unser Service gegeben. Es hatte sich gelohnt, dass ich nie lockergelassen hatte und immer präsent gewesen war.

Man darf sich nicht damit befassen, was eine Aktion kostet. Entscheidend ist die Antwort auf die Frage, was die Aktion langfristig bringt. Das Investment kommt oft zurück. Ich habe das nicht nur bei Imperial erlebt.

Wir schlossen weitere OEM-Verträge mit den Firmen Wamsler in München und Voss in Sarstedt. Auf diesem Wege landeten unsere HUD-Geräte in deutschen Gewerbeküchen, wenn auch nicht unter dem Namen Convotherm. Dafür benötigten wir aber auch keine eigene Verkaufsorganisation.

Auf der Anuga 1989 lernten Werner und ich den neuen Geschäftsführer der niedersächsischen Firma MKN kennen. Er hieß Paul-Werner Huppert und zeigte Interesse an einer OEM-Partnerschaft mit Convotherm. MKN zählte damals schon zu den bekanntesten Großküchengeräteherstellern in Deutschland. Zur Abrundung ihres Geräteprogramms fehlte der Firma noch ein Heißluftdämpfer. Wir vereinbarten einen Besuch in der Firmenzentrale in Wolfenbüttel, um unsere Geräte vorzustellen und die künftige Zusammenarbeit zu besprechen. Im Jahr drauf wurden wir Vertragspartner von MKN.

1992 kam dann Werner Faber als Gesamtverkaufsleiter zu MKN. Der Verkauf von Heißluftdämpfern erhöhte sich mit dieser Personalie merklich. Alles passte, auch menschlich. Zwischen den Familien Huppert, Faber und der MKN-Hauptgesellschafterin Renate Sandfuchs mit ihrem Lebensgefährten Bernhard Sperlihauer auf der einen und den Familien Dittmann und Schwarzbäcker auf der anderen Seite entstand eine freundschaftliche Verbindung, die über das Geschäftliche hinausreichte.

Als Firma Convotherm nahmen wir damals natürlich auch an Ausschreibungen der Bundeswehr teil, die für ihre Kasernen immer gleich mehrere Großgeräte anschaffen wollte. Mehrfach erhielten wir den Zuschlag. Im Rahmen der Einweisung grillten wir schon mal 500 Hähnchen parallel.

Durch meine Kontakte mit den Köchen bekam ich mit der Zeit immer besser mit, was der Markt sich wünschte. Ich spiegelte das Werner und unserer Entwicklungsabteilung. Die Entwickler prüften dann, ob ihnen irgendein Weg einfiel, den Wunsch zu erfüllen. Schnelles Abwinken habe ich von ihrer Seite nie erlebt. Mindestens erstellten sie eine Machbarkeitsstudie.

Gleichzeitig hatte die Entwicklungsabteilung auch selbst viele Ideen, und einige kamen auch zur Umsetzung. Die große Frage war dann immer, wie der Markt auf die Neuerung reagieren würde. Uns gelangen natürlich nicht nur Volltreffer. Auf der Hogatec in Düsseldorf präsentierten wir 1994 einen Heißluftdämpfer mit einem sogenannten Production Management System. Er besaß eine mobile Planungs- und Programmierstation namens „magic handy“ und sollte dem Küchenchef und seinem Team den täglichen Produktionsprozess erleichtern. Das Gerät war tatsächlich eine Weltneuheit. Die Welt wollte es damals nur leider noch nicht haben. Wer zu früh kommt, den bestraft das Leben manchmal auch.

Im Laufe der Achtzigerjahre wuchs Convotherm so, wie Werner und ich uns das erhofft hatten. Der Durchbruch gelang bereits zwischen 1982 und 1984. Wir konnten unseren Umsatz in der Zeit auf knapp fünf Millionen Mark verdoppeln. 1984 machten wir einen Gewinn von 279.000 Mark, das waren gut sechs Prozent des Umsatzes. 1986 stieg der Umsatz auf 8,2 Millionen, im Jahr drauf auf 12,3 Millionen Mark. Die jährlichen Personalkosten beliefen sich inzwischen auf 4,6 Millionen Mark.

Keine vier Jahre nach unserem Umzug bekamen wir ein Platzproblem. Convotherm zahlte inzwischen die meisten Gewerbesteuern in der Gemeinde. Nicht nur, aber wohl auch deshalb erhielten wir die Erlaubnis, ein zweites Gebäude direkt nebenan zu errichten. Der Neubau kostete vier Millionen Mark. Wir platzierten dort unseren ersten Laserschneider, den TruMatic 240 von Trumpf. Er war computer-gesteuert und konnte nippeln, stanzen und laserschneiden.

Entwicklungsabteilung, Betriebswerkstatt, Lager und Verwaltung zogen ebenfalls in das neue Gebäude.

Inzwischen produzierten wir zu 50 Prozent für das Ausland. Außerdem bauten wir OEM-Geräte für andere Firmen. Unsere Auftaucheräte – das Tiefkühlkonzept war Anfang der Siebzigerjahre aus den USA nach Deutschland gekommen und etablierte sich in zunehmendem Maße – gingen weiterhin gut und machten rund die Hälfte des Umsatzes im Inland aus.

Wir benötigten bald noch mehr Platz. Unser Nachbar Andreas Schmitter bekam das mit. Er bot uns an, auf seinem Grund eine Halle im landwirtschaftlichen Stil zu bauen und sie uns zu vermieten. So kam es.

Wir erlebten eine rasante Entwicklung. Das Stammkapital der Firma erhöhten wir 1987 auf 300.000 und 1989 auf 400.000 Mark. Die Hierarchie wollten Werner und ich möglichst flach halten. Doch vier Bereichsleitungen für die Produktion, für Entwicklung und Konstruktion, für die allgemeine Verwaltung und für den Verkauf brauchte es. Wir siedelten sie direkt unterhalb der Geschäftsleitung an.

Auf unsere langjährigen Mitstreiter konnten wir uns weiterhin verlassen und holten zugleich neuen Sachverstand hinzu. Albert Eichner, unser allererster Angestellter, übernahm eine Schlüsselposition und leitete das Qualitätsmanagement. Als unser Produktionsleiter Manfred Pfund 1985 ging, folgte ihm der knapp 40-jährige Georg Pollinger nach. Schorsch blieb bald 20 Jahre bei Convothem. Die Entwicklungsabteilung leitete Paul Briggs. Unseren Finanzen widmete sich die Buchhalterin Frau Stelzner.

Die Folgen der Einheit

1989 kauften Werner Schwarzbäcker und ich ein Firmengebäude im Nachbardorf Huglfing und vermieteten es an Convotherm. Die Firma wollte dort Auftau- und Regeneriergeräte montieren und lagern. Noch im selben Jahr, am 9. November, öffneten Soldaten der DDR in Ost-Berlin die Grenzübergänge. Die Berliner Mauer fiel. Das nach dem Zweiten Weltkrieg geteilte Deutschland konnte wieder zu einem Staat zusammenwachsen.

Die Marktwirtschaft, das System der Bundesrepublik, breitete sich nach dem Mauerfall schnell überall aus. Sie war der Planwirtschaft der DDR überlegen. Und mit dem 3. Oktober 1990, dem Tag der Wiedervereinigung Deutschlands, war die DDR dann Geschichte. Vorher schon stellte sich die Frage, welche Unternehmen im Osten zu retten waren. Nicht alle Produktionsgenossenschaften und Volkseigenen Betriebe (VEB) hatten effektiv gearbeitet und manche auch nicht auf dem neuesten Standard. Auch die darbenende Wirtschaft war ja ein Grund dafür gewesen, dass die Staatsspitze der DDR die Proteste der Bevölkerung im Sommer und Herbst 1989 nicht hatte niederschlagen lassen. Der ostdeutsche Staat war mehr oder weniger pleite gewesen.

Die Bundesrepublik unterhielt seit ihrer Gründung 1949 eine Behörde, die sich mit der DDR befasste. Sie hieß zuerst Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen und dann Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen. Als die DDR zusammenbrach, waren die Analysen der Ministerialbeamten gefragt. Auch das Kanzleramt wird ihnen vertraut haben.

Der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl sagte im Sommer 1990 für den Osten Deutschlands „blühende Landschaften“ voraus. Große Teile der Wirtschaft dürften ihm geglaubt haben. Wer sollte schließlich besser informiert gewesen sein als der Kanzler, der über die Einschätzungen etlicher Fachleute verfügte?

Euphorisch suchten westdeutsche Unternehmer in den künftigen „blühenden Landschaften“ des Ostens neue Produktionsmöglichkeiten und Absatzmärkte. Auch wir schielten kurzzeitig nach einer Fabrik, die preiswert zu erwerben wäre, und schauten uns einen Betrieb an. Er lag in Ost-Berlin und baute Kaffeemaschinen und Kaltgetränkeautomaten. Das Erste, was uns auffiel: Das ehemalige Kombinat fertigte in einer Halle mit Lehmbofen. Das sei doch egal, darauf komme es nicht an, sagte man uns vor Ort. Der russische Markt nehme gerade alles ab.

Die außergewöhnliche Gelegenheit wollten wir gern nutzen. Doch bei aller Aufbruchstimmung mussten wir uns doch fragen, was wir eigentlich mit solch einer desolaten Fertigungsanlage anfangen sollten. Am Ende brachen wir die Kaufverhandlungen ab.

Deutschlands Wiedervereinigung wirkte sich allerdings trotzdem auf die Entwicklung von Convotherm aus. Unsere Auftau- und Regeneriergeräte konnten nämlich für die alltägliche Verpflegung von einigen der rund 16 Millionen neuen Bundesbürger von Nutzen sein.

In der DDR hatten die Gastronomen die Arbeiter der umliegenden Betriebe mit Mittagessen versorgt. Die alltägliche Lieferung entsprach wohl kaum ihrer eigenen geschäftlichen Strategie – die Restaurants befolgten damit schlicht eine

staatliche Anordnung. Als ihr Staat zerfiel, sahen die allermeisten Restaurantbetreiber der DDR dann aber keine Veranlassung mehr, irgendwelche planwirtschaftlichen Vorgaben zu erfüllen. Bald lieferten sie keine Mahlzeiten mehr in die Betriebe. Die Versorgung dort brach zusammen.

In diese Bresche sprangen westliche Unternehmen, die schnell genug zur Stelle waren. Die Firmen *Apetito*, *Hansa* und *Hofmann*, allesamt Hersteller von Tiefkühlkost, boten den DDR-Betrieben Mittagessen an. Allerdings waren die Sozialräume und Speisesäle in den Kombinatn dafür selten ausgestattet. Die Lösung der TK-Produzenten und -Händler: Sie bestellten im großen Stil unsere Auftaugeräte und lieferten sie ihrer neuen Kundschaft kostenlos mit. Die Folge für Convot-herm: Auftragsvolumen und Umsatz schossen im Laufe des Jahres 1990 in die Höhe.

Wir mieteten Gebäude in Weilheim an, in denen das Unternehmen *High Fly* Surfbretter produziert hatte. *High Fly* war in die Insolvenz gerutscht, und wir nutzten nun die Produktionshallen, um das Blech für all unsere Geräte zu verarbeiten.

Unsere Fertigung lief 1990 hochtourig, und das musste sie auch. Im Dezember lag unser Auftragsbestand bei zehn Millionen Mark. Das war sensationell. Die Entwicklung hatte nur einen Haken. So schnell, wie die Schubkraft der Geschichte entstanden war, verschwand sie auch wieder. Die DDR-Firmen, die so eifrig Tiefkühlkost bezogen hatten, gingen nämlich nach und nach pleite. Statt blühender Landschaften war ein Betriebesterben zu besichtigen. Die Prognose, die der Bundeskanzler Kohl auf Basis seiner Fachleute abgegeben hatte, kehrte sich erst einmal ins Gegenteil.

Die Tiefkühlkosthersteller mussten die Auftaugeräte zurücknehmen. Für Convotherm blieb das nicht ohne Folgen, denn umgehend stornierten die Firmen ihre bestehenden Aufträge bei uns. Dadurch schrumpfte der Auftragsbestand in wenigen Wochen von zehn Millionen auf eine Million Mark zusammen.

Als der Markt für Auftaugeräte im Osten zusammenbrach, hatten wir bereits für fünf Millionen Euro gefertigt. Wir hatten etliche Mitarbeiter eingestellt, die gesamte Convotherm-Belegschaft umfasste 380 Kolleginnen und Kollegen. Wir hatten Material und Arbeitskraft verbraucht, ohne dies jetzt noch in Rechnung stellen zu können. Convotherm fand sich plötzlich in einem Zustand wieder, den ich als gefährlich und bedrohlich einschätzte: Das Material war eingekauft, die Mitarbeiter eingestellt, die Produktion der Auftaugeräte lief hochtourig. Und jetzt brach der Absatz ein. Urplötzlich saßen wir auf einem Berg von fertigen Geräten im Wert von rund fünf Millionen Mark.

Wir mussten, wie Werner es ausdrückte, „die Notbremse ziehen“. Uns blieb tatsächlich kein anderer Ausweg. Und so meldeten wir Kurzarbeit an und sprachen Kündigungen aus. Binnen eines Jahres entließen wir rund 100 Leute. Das tat weh, nach Jahren des stetigen Aufstiegs und überhaupt. Als fast schon erfolgsgewohnte Unternehmer machten Werner und ich eine höchst schmerzhaft Erfahrung.

In unseren Büchern klaffte eine derbe Finanzierungslücke. Sie schien uns zu überfordern, allein jedenfalls vermochten wir sie nicht zu schließen. Werner und ich sprachen deshalb bei unseren Banken vor, ich bei der Deutschen Bank in Weilheim. Filialleiter besaßen damals noch eine gewisse

Entscheidungsbefugnis. Der in Weilheim, er hieß Werner Schöttl, konnte Kredite bis zu drei Millionen Mark bewilligen. Bei höheren Summen rief er den Prokuristen Wonnemann aus München an und entschied mit ihm zusammen.

In Situationen wie diesen zahlt es sich aus, wenn man einen guten Draht zu seinen Banken hält. Werner und ich verstanden darunter besonders, unsere geschäftliche Entwicklung auch zu kommunizieren. Auch in guten Zeiten legten wir unseren Bankberatern gegenüber unsere Zahlen stets offen.

Wir erhielten schließlich Kredite von rund fünf Millionen Mark und konnten damit unsere Liquiditätslücke schließen. Dafür mussten wir den Wert der Waren an die Bank abtreten und eine Sicherheitsübereignung unterschreiben. Für unsere Überproduktion mieteten wir Scheunen in der Umgebung von Eglfing an. Im Oberland hieß es damals, wer mit seiner Scheune gutes Geld verdienen wolle, müsse bei Convothorn anrufen. Das war leider nicht ganz falsch, denn bei der Suche nach Stauraum konnten wir uns nicht erlauben, wählerisch zu sein. Schließlich hatten wir rund 1000 Geräte unterzubringen.

Der Abverkauf der zu viel produzierten Auftaugeräte dauerte mehrere Jahre. Die Zwischenfinanzierung dieses Lagerbestandes mussten wir deshalb mehrfach verlängern. Von der Deutschen Bank Weilheim erhielten wir Briefe wie diesen, in dem stand:

„Sehr geehrte Herren,

auf unser Gespräch vom 23. diesen Monats nehmen wir Bezug und bestätigen Ihnen gerne, dass wir für Ihr Unternehmen folgende Kreditlinien vorgemerkt haben: ...“

Letztlich waren wir auch in unserer Krise den Banken dankbar – und zugleich aber auch ein guter Kunde, der 6,5

Prozent Zinsen bezahlte. Heute klagen Unternehmer schon mal, wenn sie vier Prozent Zinsen zahlen sollen. Daran sieht man, dass früher längst nicht alles leichter war.

Uns war durchaus präsent, dass einiges an uns hing. Für den Fall, dass Werner oder ich plötzlich durch einen Unfall oder schwere Krankheit langfristig außer Gefecht gesetzt würden, haben wir damals einen weiteren Geschäftsführer bestellt. Der Wirtschaftsprüfer, Steuerberater und Diplom-Ökonom Dirk Ley würde sich in diesem Fall um das Geschäft von Convotherm kümmern. Wir ließen ihn also im Handelsregister eintragen. Er war von Mai 1990 bis Januar 1992 Geschäftsführer.

In der Krise hat uns sehr geholfen, dass wir gleichzeitig immer mehr Heißluftdämpfer verkaufen konnten. Von selbst passierte allerdings auch dort nichts. Jedem neuen Kunden und jedem neuen Vertriebsland gingen gehörige Anstrengungen voraus.

Die Zahlen für die Neunzigerjahre lasen sich bald wieder schöner. 1992 ging der Umsatz noch um viereinhalb Millionen auf 33 Millionen Mark zurück. Wir schuldeten den Banken insgesamt 5,7 Millionen Mark. Zwei Jahre später hingegen, 1994, hatten wir schon zwei Millionen unserer Schulden zurückbezahlt. Der Umsatz lag bei 36,7 Millionen Mark und damit fast so hoch wie 1991.

Wir hatten uns gefangen, die Krise durchgestanden.

Dass uns die ganze Sache nicht zu Boden zwang, verdankten wir auch unserer Belegschaft. Das meine ich ernst und nicht etwa, um Bescheidenheit zu demonstrieren. Der Beitrag des Unternehmers zum Erfolg besteht nicht zuletzt darin, den Mitarbeitern die Firmenphilosophie verständlich

rüberzubringen und sie in die einzelnen Prozesse einzubinden. Der Unternehmer muss in gewisser Weise auch vorweggehen und dabei hohen Einsatz zeigen. Doch ohne die Firmentreue, ohne das Engagement der Mitarbeiter geht es nicht.

In die Küchen

Der Exportanteil an unserem Gesamtumsatz stieg weiterhin. Im Mai 1988 luden wir all unsere Auslandsvertretungen zur ersten Exportkonferenz nach Eglfing ein. 41 Teilnehmer aus 26 Ländern reisten an. Diese Konferenz sollte zu einem intensiven Erfahrungsaustausch der einzelnen Teilnehmer führen. Außerdem planten wir eine Produktschulung, versorgten unsere Vertreter mit Verkaufsargumentationen und sprachen über die Wettbewerbssituation in den einzelnen Ländern. Das Ziel der Zusammenkunft bestand darin, miteinander ins Gespräch zu kommen und voneinander zu lernen, wie man die Märkte am besten angehen könnte.

Die Konferenzsprache war Englisch. Wir trafen uns im Konferenzraum des Unternehmens und auch in einem großen Hotel, in dem die Teilnehmer unterkamen. Und über die drei Tage entstand dann tatsächlich ein großes Miteinander.

Die Konferenz war durchaus aufwendig. Doch Werner und ich hatten das Gefühl, dass wir auch künftig regelmäßig in diesem Kreis zusammenkommen sollten. Und das taten wir dann auch – alle 15 bis 18 Monate ballten wir unseren globalen Sachverstand. Wir lernten so die Vertreter kennen, die Vertreter erfuhren etwas über unsere Kultur und Heimat. Wir banden sie sicher noch ein Stück fester an uns, zu unserem

Vorteil: Als Multiplikatoren auf fremden Märkten waren die Vertreter für Convotherm immens wichtig.

Bis zu meinem Ausscheiden 2010 hatten wir 13 Exportkonferenzen abgehalten, fast immer in Eglfing. 1994 trafen wir uns auf Bali. 1995 flogen wir auf die portugiesische Atlantikinsel Madeira, weil uns der dortige Vertreter Freitas eingeladen hatte.

1995 erhielt Convotherm auch die Zertifizierung nach ISO 9001 mit integriertem Umweltzusatz. Dieses Siegel, seine Botschaft, war Werner und mir wichtig gewesen. Es zählte auch international und konnte damit entsprechend hilfreich sein. Umweltschutz und Nachhaltigkeit haben uns ohnehin schon interessiert, als man noch nicht so viel darüber sprach – und blieben wichtig. Im Jahr 2000 sollten wir als erstes Unternehmen unserer Branche nach der Umweltnorm ISO 14001 zertifiziert werden. Und 2012 verbrauchte Convotherm am gesamten Standort Eglfing ausschließlich grüne Energie.

Im Sommer 1996 feierten wir unser 20-jähriges Bestehen. Mit Blick aufs Ausland standen wir gut da. Convotherm besaß eine Tochterfirma in Frankreich. In Großbritannien gehörte uns inzwischen die Vertriebsfirma Convotherm UK. In Australien ließen wir weiterhin den HUD 6.10 produzieren. Und mit dem US-Hersteller Alto-Shaam aus Milwaukee schlossen wir einen Lizenzvertrag über die gesamte Gerätepalette. Damit hatten wir auch einen Fuß auf amerikanischem Boden.

Als Obervertriebler gönnte ich mir eine gewisse Freude. Convotherm-Produkte verkauften sich inzwischen auch in Russland, Polen und Tschechien, in den Balkanländern und sogar in Tunesien und Kenia. Außerdem zählte seit 1995 Convotherm Singapur zum Unternehmen.

Von Singapur aus lassen sich viele Länder Südostasiens gut erreichen, Malaysia natürlich, ein Nachbarland, aber auch die Philippinen und Indonesien. Ich hatte deshalb einen früheren Rational-Mitarbeiter damit beauftragt, für uns eine Firmengründung in dem Stadtstaat anzuleiern. Der Mann war Deutscher, lebte in Singapur, kannte sich dort gut aus – und erwies sich als Fehlgriff.

Die Gründung der Dependance schien erst einmal zu gelingen, doch dann bekam der Deutsche es aus irgendwelchen Gründen doch nicht hin. Er war mit seiner Aufgabe als Managing Director überfordert. Wir mussten uns von ihm trennen. Auf dem Firmenkonto in Singapur lag zu diesem Zeitpunkt allerdings noch eine Summe Geld, die ich nicht aufgeben wollte. Es müssen rund 25.000 Singapur-Dollar gewesen sein. Der gekündigte Geschäftsführer ging aber nun offenbar davon aus, dass er allein darüber verfügen könne. Ich war ja weit weg, und wenn ich angereist gekommen wäre, hätte mir die Trittsicherheit gefehlt in dem für mich fremden Land. Unser Geld, so mein Eindruck, war in Gefahr.

Damals lebte jedoch auch Gerd Range in Singapur, ein alter Schulfreund meines Bruders Steffen und auch von mir. Gerd war mit seiner Frau Susanne in den Fernen Osten gegangen. In Singapur vertrat er einige Firmen und wusste sich dort gut zu bewegen.

„Gerd, du musst mir helfen. Wir müssen das Geld sichern“, bat ich ihn am Telefon, nachdem ich die Lage geschildert hatte.

Der frühere Neheimer sah darin kein großes Problem. Wenn auch ich einen Alleinvertretungsstatus hätte, müsste ich eben herkommen und könne das Geld dann abheben.

An einem Fernflug sollte es nicht scheitern. In Singapur begleitete Gerd mich zur Bank. Dort überwiesen wir die gesamte Summe auf ein Konto, auf das unser Ex-Mitarbeiter keinen Zugriff hatte. Wir ließen ihn beim Handelsregister auch gleich als Geschäftsführer löschen und entzogen ihm alle Vollmachten. Zum neuen Managing Director machten wir stattdessen Gerd.

Gerd Range leitete Convotherm Singapur fast 15 Jahre lang. Unterstützt hat ihn als Büroleiter Wolfgang Foerg. Wolfgang hatte bei uns im Vertrieb gearbeitet, war dann zu einer Maschinenbaufirma gewechselt, dort aber nicht glücklich geworden. Als er mich fragte, ob er nicht wieder für Convotherm arbeiten könne, bot ich ihm eine Stelle in Singapur an. Wolfgang griff zu, stellte dann in dem Stadtstaat auch Köche und einen weiteren Verkäufer ein. Einer der Köche, Joseph Soen, bildete sich in Abendkursen beruflich und sprachlich weiter und wurde schließlich unser Head-Chef für ganz Asien.

Asien wurde für uns zur Erfolgsgeschichte. Convotherm Singapur verantwortete auf Dauer die Umsätze in allen Staaten im südlichen und östlichen Teil des asiatischen Kontinents. Zwischen Indien, Japan und Indonesien steigerte Convotherm seinen Jahresumsatz bis zum Jahr 2010 auf 30 Millionen Euro. In Indien haben wir 2008 noch Convotherm India gründen können – um in dem stetig wachsenden Land noch stärker präsent zu sein.

Wir haben im Ausland Fuß fassen können, weil wir unsere Geräte von Beginn an so konzipiert haben, dass sie in Küchen auf der ganzen Welt verständlich zu bedienen waren. Bei der elektronischen Steuerung des „Convo Star“ von

1986 etwa haben wir das Anwendungsboard mit Piktogrammen versehen.

Auch ein Küchengerät benötigt gelungene Kommunikation, um im Ausland zurechtzukommen. Die braucht es auf dem Anzeigen-, dem Funktions- und dem Programmfeld des Anwendungsboards und ebenso bei den Rezepten. Wir ließen unsere Kochfibel deshalb ins Englische übersetzen und dann in jedem Land in die entsprechende Sprache. Außerdem passten wir die Rezepte an die Esskultur des jeweiligen Landes an. Die koreanische Küche unterscheidet sich ja durchaus von der deutschen.

Um die Ess- und Kochkultur eines Landes zu verstehen und ihre Bedürfnisse herauszufinden, arbeiteten wir immer mit einem lokalen Koch zusammen. Wir gingen hinein in die Küche, im Grunde waren das Vor-Ort-Recherchen. Dabei lernten wir viel. Und manches von dem trug ich dann später in Eglfing unser Entwicklungsabteilung vor.

In einer Krankenhausküche in Japan erfuhr ich, dass die Köche vor einem Hygieneproblem standen. Viele Kranke waren aufgrund von einseitiger Ernährung recht anfällig gegenüber Bakterien. Bakterien können allerdings beim Kochen in Großküchen schnell entstehen.

Convotherm konnte eine Lösung für das Problem anbieten. Unser Geschlossenes System ließ Bakterien nicht von außen eintreten. Außerdem boten unsere Geräte einen Kerntemperaturmesser. Der half, um den verschiedenen Nahrungsmitteln jeweils genau das Maß an Hitze zu geben, das es braucht, um die darin enthaltenen Bakterien abzutöten.

Wie wichtig es ist, in die Küchen zu kommen, zeigte sich meistens im laufenden Geschäft. Bei unserer ersten

Exportkonferenz 1988 behauptete unserer israelischer Vertreter Joram Baron vor versammelter Mannschaft, dass man unsere Geräte in Israel nicht verkaufen könne. Ich antwortete, ebenfalls vor versammelter Mannschaft, dass seine Firma diese Geräte nur deshalb nicht verkauft bekomme, weil sie zu wenig darüber wüssten. 1989 reiste ich deshalb nach Tel Aviv. Vor Abflug hatte ich noch eine Einladung des Kommandeurs des größten Luftwaffenstützpunkts der Israelis erhalten. Die Verbindung zu dem hohen Militär hatte der Verkaufsleiter der Firma Baron gemacht. Der Mann war im Alter von 48 Jahren als Oberst bei der Luftwaffe ausgeschieden, wusste, dass ich Offizier der Bundeswehr gewesen war und vermittelte mir den Kontakt gern. Nach einigen Prüfungen der israelischen Sicherheitsbehörden erhielt ich dann tatsächlich die offizielle Erlaubnis, die Air Base Tel Nof zu betreten.

Die Anlage hat mich damals durchaus beeindruckt. Der Kommandeur führte mich durch alle Bereitstellungsräume, in denen die Piloten auf ihre Einsätze warteten. Ich durfte auch in eine F16 klettern. Außerdem besichtigte ich natürlich die Küche des Stützpunkts, die mich noch etwas mehr als das Kampfflugzeug interessierte. Am Abend überreichte mir der Kommandeur beim Dinner eine Urkunde und das Ehrenzeichen des Luftwaffenstützpunkts Tel Nof.

Im Gegenzug kündigte ich an, dem Kommandeur und damit der Küche des Stützpunkts einen HUD 12.20 zu schenken. Das Standgerät kostete damals etwa 18.000 Mark. Der Kommandeur zeigte sich hocherfreut. Dem Verkaufsleiter der Firma Baron allerdings fror kurzzeitig das Gesicht ein. Dass ich ein Geschenk solchen Werts machte, verstand er überhaupt nicht.

„Man kann nicht vom Markt erwarten, dass er solch ein Gerät einfach kauft, wenn man keinerlei Referenzen hat, die für das Produkt sprechen“, erklärte ich dem Vertriebsleiter, als wir Tel Nof verlassen hatten. Mit dem bekannten Stützpunkt der Luftwaffe hatten wir Convotherm nun solch eine Referenz in Israel verschafft. Unser Gerät würde überzeugen, davon ging ich aus. Wenn alles rundlief, würden man uns deshalb in militärischen Kreisen weiterempfehlen.

Die Qualität des Essens auf dem Luftwaffenstützpunkt erhöhte sich durch unseren Heißluftdämpfer tatsächlich in solch einem Maße, dass die Köche von Tel Nof ihren Kollegen in Luftwaffe, Armee und Marine davon vorschwärmten. Bald darauf rüsteten wir die Küchen von Luftwaffe, Heer und Marine mit unseren Geräten aus, und das nun nicht mehr kostenlos. Die Versorgung des israelischen Militärs habe ich auf der nächsten Exportkonferenz angeführt. Ich sagte, ich hätte mich wie ein Farmer verhalten, zuerst gesät und dann geerntet.

Am Beispiel Israel zeigte sich auch, dass man sich als produzierendes Unternehmen auf Sitten, Gebräuche und Kultur eines Landes bestmöglich einstellen muss. Den frommen Juden ist es untersagt, am Sabbat, dem jüdischen Ruhetag, elektrische Schalter zu betätigen. Dies gilt als eine Form der Arbeit, die am Sabbat verboten ist, weil sie eine Veränderung der Umwelt darstellt. Genau das soll am Ruhetag nämlich dem jüdischen Glauben nach nicht geschehen. Für uns bedeutete das, unsere Geräte dementsprechend weiterzuentwickeln. Wir bauten einen Start- und Stoppmodus ein. So konnte man die Laufzeit des Heißluftdämpfers vorab, zum Beispiel schon am Freitagabend, festlegen.

In Staaten, die viel mit Reis kochen, half wiederum unsere Handbrause. Die Köche mussten das Gerät nicht mehr laufend zum Wasserhahn fahren, wenn der köchelnde Reis weitere Flüssigkeit verlangte – sie spritzten einfach in die verschiedenen Einschubbehälter. Die Handbrause vereinfachte also die Handhabung und half außerdem bei der direkten Reinigung. Sie war außen am Gerät angebracht und so einfach zu handhaben. Auf diese Erfindung erhielten wir sogar ein Patent. Im Laufe der Jahre sind wir durch all unsere Erfahrungen auf rund 50 Patente gekommen. Für unsere Handbrause sind wir anfangs im Markt eher belächelt worden. Ich wurde gar gefragt, ob der Koch sich nach der Arbeit noch schnell duschen sollte. Heute ist sie in den Geräten all unserer Wettbewerber integriert.

Dass Gas als Energieart mit den Jahren in einigen Ländern weitaus populärer wurde, haben wir auch nicht ignoriert. Unser Problem: Wir bauten Elektrogeräte, hatten Elektrospezialisten, aber keinen Gasexperten in der Firma. Deshalb stellten wir einen Niederländer namens Stan Smits ein. Stan war Ingenieur, lebte in Weilheim und kannte sich mit Gastechnik aus.

Es braucht kein Wunder, um auf Italien zu kommen, wenn man über Küche und Gas nachdenkt. In der norditalienischen Region Emilia-Romagna, die für schnelle Autos und leckeren Hartkäse bekannt ist, baute die Firma Angelo Po Heißluftdämpfer. Wir nahmen Kontakt auf mit dem Ziel, industriell zusammenzuarbeiten. Unsere Annahme: Die Gastechnologie, die Angelo Po verwandte, würde sich auch in unsere Geräte integrieren lassen. Um es herauszufinden, lieferten wir ein Chassis in das Werk von Angelo Po. Das Unternehmen war

zwar ein Wettbewerber von uns, das sprach nicht unbedingt für eine Kooperation. Umgekehrt lohnte es sich für die Norditaliener finanziell, ihre Technik in unsere Geräte einzubauen. 1990 haben wir HUD-Geräte mit Gasantrieb in drei verschiedenen Größen in unser Geräteprogramm aufgenommen.

Mit dem Mitinhaber Amerigo Po und dem Vertriebsleiter Stefano Airoldi entwickelte sich eine über Jahre andauernde freundschaftliche Beziehung. Mit Amerigo habe ich manches Mal gewettet, wenn im Europapokal Inter Mailand gegen den FC Bayern antrat. Der Verlierer musste dann ein Abendessen in einem edlen italienischen Restaurant in Italien oder in einem Restaurant in Deutschland bezahlen. Ich setzte grundsätzlich auf die Bayern und habe die Rechnung weitaus öfter bezahlen müssen. Immerhin kamen Marion und ich so mehrfach nach Italien, um unsere Wettschuld einzulösen. Später übernahm Amerigo Po übrigens eine Firma, die unter anderem Weinkühlschränke herstellte. Wir verloren uns nicht aus den Augen. Und auch den Balsamico-Essig, damals 65 Jahre alt, den mir seine Mutter schenkte, bewahre ich heute noch im Keller auf. Ab und an gönne ich ihn mir, teelöffelweise und pur.

Dass Rational und Convotherm im Ausland in großem Stil verkauften, blieb der Konkurrenz natürlich nicht verborgen. Andere Unternehmen versuchten daher, jenseits von Deutschland und Europa ebenfalls stärker zu wachsen. Der Vorteil von Convotherm und Rational, die wir beide stark im Ausland unterwegs waren und uns dort als Marke etabliert hatten: Wir besaßen den allergrößten Teil der weltweiten Patente. Die Mitbewerber konnten uns deshalb allenfalls über den Preis angreifen.

Jedes Unternehmen fährt seine eigene Strategie. Zur unserer zählte ganz sicher nicht, preiswerter zu verkaufen und dafür Abstriche bei der Qualität zu machen. Das hätte allein schon Werners Haltung fundamental widersprochen. Für ihn mussten die Geräte zu 100 Prozent funktionieren und außerdem von hoher Lebensdauer sein. Sie dann loszuwerden, womöglich auch zu einem ziemlich stolzen Preis, sah er als Aufgabe des Vertriebs. Wir haben niemals diskutiert, unsere Geräte technisch zu verschlanken und für weniger Geld zu verkaufen.

Rational ging einen anderen Weg. Die Qualität der Geräte stand dort nicht an erster Stelle. Dafür steckte das Unternehmen viel Geld in ein dann auch hervorragendes Marketing. Rational hatte damit sehr großen kommerziellen Erfolg. Marktanteile wie auch die Firma selbst wuchsen ständig. Technische Schwächen am Produkt fielen aufgrund des mächtigen Marketings nicht ins Gewicht.

Aus meiner Sicht machten gleich nicht nur Umsatz und Gewinn den Erfolg einer Firma aus. Werner und ich haben immer auch die menschliche Komponente gesehen. „Human capital“ ist kein schöner Begriff, und er reicht für uns auch gar nicht aus. Wir haben es schlicht als unser Ziel definiert, dass die Leute bei Convothem auch in guter Stimmung und zu fairen Bedingungen arbeiten können. Außerdem wollten wir ihnen langfristig eine Beschäftigung bieten. Wir sind stetig gewachsen, aber unsere Mitarbeiter haben die Möglichkeit bekommen mitzuwachsen.

Ja, jedes Unternehmen muss wachsen. Mir hat es zum Beispiel nicht gereicht, dass wir in 35 Länder lieferten. Mit dem erreichten Status habe ich mich nicht zufriedengegeben.

2010 haben wir an Kunden in 104 Länder verkauft. Neben der technischen Marktführerschaft, die Convotherm erreicht hat, war uns jedoch die Beziehung zu Kunden und Lieferanten wichtig. Auch hier hatten wir einen hohen menschlichen Anspruch. Den zu erfüllen haben wir uns jedenfalls immer bemüht. So ist manche langlebige Beziehung entstanden, immer zu beiderseitigem Nutzen.

Auch zu Hause mit dem roten C

Rational nannte sein Gerät Kombidämpfer, ließ den Namen schützen und machte eine weltweit erfolgreiche Marke daraus. Wir verkauften den „Convotherm-Heißluftdämpfer mit dem geschlossenen System“. Der Name war zugegeben etwas sperrig. Doch das rote C blieb immer erhalten, und heute spricht man schlicht vom „Heißluftdämpfer mit dem roten C“.

In Deutschland sind wir mit unserer OEM-Strategie lange gut gefahren. Doch irgendwann schieden die Firmen Voss und Wamsler aus dem Markt aus. Der Großkonzern Miele kaufte das Unternehmen Imperial, mit dem wir ebenfalls einen OEM-Vertrag hatten. So blieb uns nur noch MKN. Einzig und allein dieser Firma den deutschen Markt zu reservieren, konnte sich aber kaum rechnen.

Werner und ich diskutierten, wie wir mit MKN und dem geschützten Markt in Deutschland künftig umgehen sollten. Die Freundschaft mit dem MKN-Geschäftsführer Paul-Werner Huppert und der Hautgesellschafterin Renate Sandfuchs machte die Situation nicht leichter. Schließlich entschlossen wir uns, MKN zwei Alternativen anzubieten: Entweder würden sie uns deutlich mehr Geräte abnehmen und damit unseren

Umsatz steigern. Oder wir würden unsere Geräte auch unter unserem Namen in den deutschen Markt bringen.

MKN entschloss sich dann, selbst einen Heißluftdämpfer zu entwickeln. Hierzu warben sie von der Firma Eloma die Techniker ab und bauten in ihrem Werk in Wolfenbüttel eine eigene Entwicklungsabteilung auf.

Mit dem Ende unserer Zusammenarbeit mit MKN brach uns ein Jahresumsatz von vier Millionen Mark weg. Den mussten wir nun zügig wiedergewinnen – ohne OEM-Verträge, dafür aber mit Geräten mit dem roten C. Bisher gab es Convotherm als Marke in Deutschland nur im Sauerland über die Firma Maiworm zu kaufen.

Mitte der Neunzigerjahre bauten wir einen Verkaufsapparat für das Inland auf. Dafür holten wir Arturo Rendina zu uns, einen Vertriebsmann mit gutem Namen. Arturo knüpfte Kontakte zu Händlern und stellte Verkäufer für regionale Vertriebsbüros ein.

Der Plan ging auf. Binnen eines Jahres holten wir den Vier-Millionen-Umsatz wieder herein, den wir durch das Ende der Zusammenarbeit mit MKN verloren hatten. 1998 stieg der Umsatz mit Heißluftdämpfern in Deutschland auf mehr als zehn Millionen Mark. Wir kooperierten bundesweit mit einem Dutzend Händlern. Als Großkunden hatten wir zum Beispiel das Catering der Fraport AG gewonnen. Der Betreiber des Frankfurter Flughafens bereitete täglich auch mit Convotherm-Standgeräten Zehntausende Essen zu.

Der Wechsel von der OEM-Strategie hin zum Eigenmarkenvertrieb kam zum richtigen Zeitpunkt. Convotherm wurde auch im Inland sichtbar. Anfang 1998 begann Manfred Sussmann bei uns. Er war vorher Geschäftsführer Vertrieb

bei unserem Mitbewerber Juno und bei Küppersbusch gewesen. Nun startete er als Direktionsassistent und wurde später Direktor für Vertrieb und Marketing. Gemeinsam mit Hannes Wild betreute Manfred die Großkunden, darunter vor allem die Kreuzfahrtschiffe, die hohen Umsatz brachten. Den Händlermarkt betreute inzwischen als Verkaufsleiter Alexander Schneid. Er war Arturo Rendina nachgefolgt.

Die Elektronische Entwicklung leitete der IT-Experte Markus Ernst. Die Entwicklungsabteilung führte ab 1998 Lutz Riefenstein. Gerd Gummini unterstützte Lutz. Stan Smits verantwortete die Gasgeräte und Max Huber die Elektrik. Schorsch Pollinger hatte die Produktion unter sich. An ihn berichteten Wolfgang Salzmann für die Blechverarbeitung und Stefan Dorsch für die Montage. Die Buchhaltung lag in den Händen von Herbert Nengel. Werner und ich hatten das Gefühl, dass die Leitungspositionen gut besetzt waren.

Unsere Firmenstandorte Eglfing, Huglfing und Weilheim lagen nur ein paar Kilometer voneinander entfernt. Doch die Distanzen zwischen Lager, Blechverarbeitung und Montage reichten aus, um einen innerbetrieblichen Warentourismus entstehen zu lassen. Dass nicht alles an einem Ort geschah, erwies sich als Kostenfaktor, allein schon des dauernden Hin- und Herbringens wegen. Deshalb überlegten wir, alle Gewerke und alle Produktionsmittel in Eglfing zu konzentrieren. Platz gab es, direkt nebenan. Dort betrieb ein Bauer weiterhin Weidewirtschaft.

Werner und unser Architekt Wilfried Vogel setzten sich zusammen und planten. Im ersten Aufriss kamen sie auf ein Investitionsvolumen von elf Millionen Mark, ohne neue Maschinen, nur für das Produktionsgebäude. Werner sprach mit

Lokalpolitikern und Ämtern. Irgendwann hatten wir den Bauantrag fertig. Das neue Gebäude sollte nicht im Bauernhausstil errichtet werden, sondern ein Flachdach bekommen, dies aus Umweltgründen: Weil wir für den Neubau 6000 Quadratmeter Landschaft versiegeln würden, musste Convothem eine Ausgleichsfläche bereitstellen – das flache, dann begrünte Dach der neuen Halle.

Ende 1997 hätte es losgehen können. Einzig Gespräche mit Banken brauchte es noch. Doch da rechneten weder Werner noch ich mit ernsthaften Problemen. Uns Kredit zu geben, barg kein übertriebenes Risiko. Convothem lief gut. An einen Verkauf unseres Unternehmens mit inzwischen rund 300 Mitarbeitern dachten wir beide nicht.

Ein Franzose mit Folgen

Auf dem Markt der Hersteller von Großküchengeräten hatten sich in den zurückliegenden Jahren große internationale Unternehmen gebildet. Den meisten dieser Konzerne fehlte zur Abrundung ihre Portfolios noch ein Heißluftdämpferhersteller. Als weltweit führende Produzenten rückten Rational und Convothem in den Fokus. Werner und ich signalisierten bei Anfragen allerdings stets, dass wir kein Interesse daran hätten, unsere Firma zu verkaufen.

1997 setzte Berisford plc an, sein Produktprogramm zu vervollständigen. Das Unternehmen aus London hatte teilweise US-amerikanische Wurzeln und zählte seiner Größe nach zu den drei weltweit führenden Herstellern von Großküchengeräten. Zuletzt hatten sie einige Firmen und damit auch einige Gerätemarken erworben. Heißluftdämpfer suchten

sie noch. Die Berisford-Manager fragten in Landsberg beim Marktführer Rational an, holten sich dort aber eine Abfuhr.

Nach diesem Fehlschlag versuchte der angloamerikanische Konzern es bei Convotherm. Auf uns aufmerksam machte die Berisford-Gruppe ausgerechnet François Houpert, ein Franzose, der Rational in Frankreich vertrat. Houpert riet den Managern von Berisford, sie sollten es doch mal bei Convotherm versuchen. Kurze Zeit später meldete er sich zusammen mit Hans-Werner Schmidt, damals der Geschäftsführer des Berisford-Tochterunternehmens Welbilt, bei Werner in Eglfing. Da war ich gerade in Asien unterwegs.

Werner erwischte mich in einem Hotel in Singapur und berichtete von dem Interesse. Es gehe erst mal nun darum, ob man sich mal treffe.

„An einen amerikanischen Konzern verkaufe ich nicht“, antwortete ich.

„Das ist ein englischer Konzern“, entgegnete Werner.

Ich würde nicht sagen, dass mit diesem einen Anruf alles anders war. Aber es bestand – urplötzlich – die Möglichkeit, dass alles anders werden könnte. Alles ist ein natürlich ein zu großes Wort, aber so fühlte es sich an, wenn ich mir klar machte, dass mein Dasein als Unternehmer nach 22 Jahren enden könnte.

Werner war 55 Jahre alt, bei mir stand der 52. Geburtstag bevor. Waren wir in dem Alter, uns von Convotherm zu trennen? Waren wir dafür bereit? Worin bestanden die Vorteile eines Verkaufs jenseits der Tatsache, dass wir gutes Geld erhalten würden? Gab es Risiken? Wie würde unser beider beruflicher Alltag nach solch einem Verkauf aussehen? Blieben wir bei Convotherm, als angestellte Geschäftsführer?

Könnte das überhaupt gutgehen? Würden wir es aushalten, nach über zwei Jahrzehnten als Chefs nun Manager über uns zu haben, die uns im Zweifel Befehle erteilen und auch etwas verbieten konnten?

Eine andere Frage war, ob wir mit einem Verkauf unseren Kindern die Chance nahmen, Unternehmer zu werden. Werners Tochter war nach Australien ausgewandert und dort mit einem Australier verheiratet. Eine Rückkehr nach Eglfing, um sich bei Convotherm zu engagieren, konnte sie sich nicht vorstellen. Werners Sohn schien ebenfalls kein Interesse zu haben, ins Unternehmen einzusteigen.

Ich legte meinen Kindern die neue Situation dar und fragte sie, ob sie bereit seien, die Firmen künftig zu führen. Quirin hatte sein Fachabitur gemacht und leistete gerade seinen Wehrdienst bei der Luftwaffe ab. Eine Position, wie ich sie bekleidete, konnte er sich für sich selbst nicht vorstellen.

Leonis Interessen lagen auf einem anderen Gebiet. Und eine Position, die mit sehr viel Reisen verbunden war, hielt sie grundsätzlich nicht für erstrebenswert. Ihre Ablehnung erklärten meine Kinder auch damit, dass sie nicht so ein Workoholiker wie ich werden wollten.

Ich konnte das nachvollziehen. In meinem Leben hatte ich stets so entschieden, wie ich es als richtig für mich selbst empfand. Warum sollten die Kinder es anders halten?

Quirin und Leoni sahen sich nicht bei Convotherm. Marion überließ die Entscheidung mir, Convotherm zu behalten oder abzugeben. Damit hatte ich alle Freiheiten.

Zu allzu aufgeregten Reaktionen taugen Werner und ich beide nicht. Wir beschlossen, uns erst einmal anzuhören, was Berisford uns sagen wollte. Im Mai 1998 saßen uns

in unserem Konferenzraum mit Blick auf grüne Wiesen der CEO und der CFO des Konzerns gegenüber. Auch François Houpert als Berater und Hans-Werner Schmidt von Welbilt waren zu dem ersten Gespräch angereist. François Houpert stieg – aus meiner Sicht etwas unverständlich – damit ein, dass ja eigentlich Rational die besseren Geräte baue. Da fing er sich meinen Widerspruch ein.

„Sie haben keine Ahnung von Heißluftdämpfern, sonst würden sie solch eine Aussage nicht tätigen“, entgegnete ich vor versammelter Mannschaft einigermaßen barsch und bot ihm an, seiner Verkaufsmannschaft in Paris mal einen unserer Heißluftdämpfer vorzustellen.

Das erste Treffen bestand im Grunde nur aus einem Kennenlernen. Danach unterschrieben wir allesamt Verschwiegenheitserklärungen. Beim nächsten Termin, wieder in Eglfing, unterhielten wir uns über den Markt und die genaue Position von Convotherm. Wir sprachen über unsere Tochterfirmen in England, Frankreich und Singapur, auch über die Lizenzfertigung bei der Firma Alto-Shaam in den USA. Anhand verschiedener Charts präsentierte ich unser Unternehmen, natürlich in voller Pracht und Schönheit.

Der CEO von Berisford musste dann mit seinem Board sprechen, mit den Vorständen und Aufsichtsräten des Konzerns. Ein halbes Go hatte er allerdings schon, als er die gewünschte Akquisition dort noch einmal ausführlich vorstellte.

Ich war mir weiterhin nicht sicher, ob der Konzern wirklich Ernst machen würde. In einem sogenannten Letter of Intent hinterlegte Berisford sein Interesse dann noch einmal schriftlich. Solch eine Absichtserklärung ist rechtlich nicht bindend, definiert aber gleichwohl bei Gesprächen den Rahmen.

Wir legten unsere letzte Bilanz vor und die Zahlen, die wir für das laufende Geschäftsjahr erwarteten. Wir besprachen auch den geplanten Neubau. Wenn Berisford dem nicht zugestimmt hätte, wäre das für mich ein Grund gewesen, die Verkaufsverhandlungen abubrechen.

Schließlich ging es – auch nicht ganz unwichtig – um den Preis. Auf eine ungefähre Größe kommt man über das EBITDA des Unternehmens, die „Earnings Before Interest, Taxes, Depreciation and Amortization“, auf Deutsch „Ergebnis vor Zinsen, Steuern, Abschreibungen und Amortisation“. Diese betriebswirtschaftliche Kennzahl gibt das operative Ergebnis eines Unternehmens vor Zinsaufwendungen, Ertragsteuern und Abschreibungen auf Sachanlagen und immaterielle Vermögensgegenstände an. Es ermöglicht einen Vergleich der operativen Leistung von Unternehmen in verschiedenen Ländern und mit unterschiedlichen steuerlichen Rahmenbedingungen.

Berisford musste seinerseits noch mit seiner Hausbank sprechen, der Bank of Scotland. Die Banker stimmten einem Kauf dann ebenso zu wie das Board des Konzerns. Damit konnten sich Buchhalter und Wirtschaftsführer an die Due Diligence machen, die Wahrheitsprüfung. Als Käufer kontrolliert man die Zahlen eines Unternehmens dann ja doch noch mal gern direkt, bei allem Vertrauen auf das, was der Verkäufer so erzählt.

Der Verkauf eines Unternehmens kann ein langwieriger Prozess werden. In unserem Fall zog er sich nicht in außergewöhnlichem Maße hin. Gleichwohl gingen die Monate ins Land. Die Wahl am 27. September 1998 brachte dann neue Mehrheitsverhältnisse im Deutschen Bundestag. Nach 16 Jahren unter dem Bundeskanzler Helmut Kohl würde nun eine

Koalition aus SPD und Grünen regieren. Der künftige Finanzminister Oskar Lafontaine, der zum linken Flügel der SPD zählte und beträchtlichen inhaltlichen Einfluss besaß, kündigte bereits etliche Reformen in der Steuergesetzgebung an. Und die sollten auch, so hieß es, die Gewinne aus Verkäufen von Unternehmen betreffen. Der hälftige Steuersatz von 25 Prozent bei solchen Verkäufen sollte wegfallen und durch den vollen Steuersatz von 50 Prozent ersetzt werden. Rot-Grün würde demnach deutlich stärker bei den Verkäufen abkassieren.

Jede neue Regelung, jede Gesetzesänderung würde ab dem 1. Januar 1999 gelten. Werner und ich hatten daher ein großes Interesse daran, den Verkauf noch im Kalenderjahr 1998 durchzuziehen. Das ist sogar noch untertrieben. Wir machten die Abwicklung bis zur Unterschrift im laufenden Jahr zur Bedingung. Danach hätte ein Verkauf für uns keinen Sinn mehr ergeben.

Die Zeit drängte.

Kurz vor Weihnachten war alles angerichtet. Wir hatten letzte Details geklärt, etwa die Konditionen, unter denen die Verkäufer im Unternehmen bleiben würden. Auch der genaue Kaufpreis stand fest. Jetzt musste das Geschäft nur noch juristisch durchgeführt werden. Zeitdruck ist bei Konzernen allerdings eher nicht von Vorteil.

Ich habe an diesen außergewöhnlichen Tagen im Dezember 1998 versucht, mich nicht verrückt zu machen. Wir haben doch nichts zu verlieren, sagte ich mir, und das stimmte. Unsere Zahlen waren hervorragend. Wir befanden uns in einer Wachstumsphase. Convotherm besaß beste Perspektiven. Im Grunde ging es uns blendend. Wir mussten nicht verkaufen.

Aufgrund der Feiertage blieb dem Konzern schließlich nicht einmal mehr eine komplette Woche, um den Kaufvertrag unterschriftsreif vorzulegen. Entweder schaffen sie es oder eben nicht, sagten Werner und ich uns. Im Grunde war mir beides recht.

Am 30.12.1998 betraten Werner und ich die Kanzlei des Notars Heinrich Döbereiner in Weilheim und unterschrieben den Kaufvertrag. Offizieller Käufer war die Firma temp-rite, die ihren Sitz in Bremen hatte und zum Konzern Berisford gehörte. Für Convotherm hatte die Weilheimer Kanzlei Geist Wiesmaier Völker den Verkauf begleitet. Dem Büro gehörten neben Rechtsanwälten auch Steuerberater und Wirtschaftsprüfer an.

„Die Gesellschaft beabsichtigt, die drei Standorte an einem neuen Produktionsstandort in Eglfing zu konzentrieren“, stand in dem Kaufvertrag, und weiter: „Die Käuferin wird diesen Plan unterstützen.“ Das hatten wir zur Bedingung gemacht und nur eine Einschränkung geduldet: Bei einem signifikanten Rückgang der Nachfrage nach Produkten der Convotherm-Gruppe „aufgrund nationaler oder internationaler Rezession“ durfte Berisford auf die Zusammenlegung verzichten.

„Die Investitionen zur Errichtung des Werkes betragen 15.000.000 DM, wovon 12.000.000 auf Gebäude und 3.000.000 auf Ausrüstungsgegenstände entfallen“, hieß es weiter im Kaufvertrag. „Zieht man hiervon die Einsparungen durch die Reduzierung von Umlaufvermögen in Höhe von 2.000.000 DM ab, ergibt sich eine Netto-Investition von 13.000.000 DM. Es ergeben sich folgende jährliche Einsparungen:

1. Für Miete, Transport, Vertrieb	DM	700.000
2. durch Effizienzsteigerungen	DM	2.400.000
Einsparungen	DM	3.100.000
Verluste durch Abschreibungen	DM	1.080.000“

Die Gesamteinsparung pro Jahr lag also bei DM 2.020.000. Somit betrug die Amortisationszeit 6,5 Jahre.

Zu Convotherm gehörten neben der Convotherm GmbH in Bayern die Convotherm France S.A.R.L. in Sarreguemines, die Primeware Vertriebs-GmbH in Eglfing, die Firma Convotherm Limited in London, die Regithermic UK in London, die Convotherm Singapore Pte Ltd. und Convotherm India. Unser Unternehmen hatten mitsamt seinen Tochterfirmen rund 300 Mitarbeiter.

Die Berisford-Manager hatten den Wunsch geäußert, dass Werner und ich die Firma weiterhin leiteten. Wir blieben also, auch das stand im Kaufvertrag, Geschäftsführer.

Es gab viel vorzulesen für den Notar an diesem 30. Dezember 1998. Doch dann, nach Stunden, am Nachmittag, waren alle Passi vorgetragen und alle Unterschriften geleistet. Die Firma Convotherm, ansässig in Eglfing, gegründet am 1.7.1976 in Wolfratshausen, wechselte den Besitzer. Ihre beiden Gründer waren keine Unternehmer mehr.

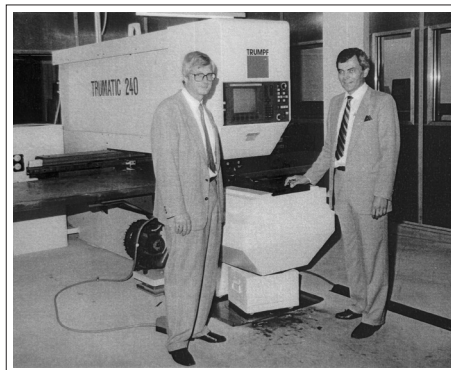
Werner und ich gingen nach Hause. Am nächsten Tag wollten wir mit unseren Frauen und mit den Ehepaaren Vogel und Hellwig nach Wien fahren und den Silvesterball in der Hofburg besuchen. Dort hatten wir schon in den beiden Jahren zuvor gefeiert.

Im Unternehmen blieb der Verkauf bis zum 1. Januar geheim. Die Buchhaltung hatte sich in den Monaten zuvor

womöglich gedacht, dass etwas im Gange war. Wir hatten die Kollegen dort mehrfach um Unterlagen gebeten. Aber erfahren hatte niemand von den Verkaufsverhandlungen.

Berisford veröffentlichte seine Neuerwerbung dann am 1. Januar. Der eine oder andere Mitarbeiter bekam das in den folgenden Tagen wohl mit. Am 7. Januar, nach dem Ende der Betriebsferien, verkündeten Werner und ich unseren Leuten, was es zu verkünden gab. Dass wir beide als Geschäftsführer an Bord blieben, nahm der Nachricht bei manch einem die Brisanz. Die allermeisten Mitarbeiter vertrauten uns.

Ich selbst vertraute uns auch, dass wir die richtige Entscheidung getroffen hatten. Am Silvesterabend in Wien feierte ich trotzdem nicht so ausgelassen wie in den Jahren zuvor. Sicher, die Zukunft der Firma war erst einmal gesichert. Der Neubau würde kommen. Ich würde ab sofort auch nicht mehr persönlich für Kredite haften müssen, die auf Convotherm liefen oder in der Zukunft laufen würden. Es gab also gute Gründe zur Erleichterung. Doch diese Erleichterung spürte ich nicht. Ich fühlte mich eher, als hätte ich ein Kind verloren.



*Mit Werner Schwarzbäcker an unser ersten
Laser-Maschine von Trumpf*



Die Lasermaschine in der Produktionshalle



Als OEM-Marke hießen wir Hans Dampf; rechts: als Weltneuheit präsentierten wir ein Gerät, das mit dem Handy Magic zu programmieren war

*Familie Fenwick in Townsville.
Die Fenwicks verkauften unser
erstes Gerät in Australien*



6. Familie hat viele Facetten

Fernreisen mit den eigenen Kindern, deren Hochzeiten, die Enkelkinder. Die Beziehung zu den Geschwistern. Treffen Dutzender Dittmänner aus vier Generationen. Und dann sind da noch die bis auf die Südhalbkugel verzweigten von Hases. Familie hat in meinem Leben stets eine wichtige Rolle gespielt

Den Jahreswechsel 1998/99 betrachte ich heute als Einschnitt, der zugleich Kontinuität brachte. Das klingt womöglich widersprüchlich, doch mein Leben lief nach dem Verkauf des Unternehmens an den Konzern Berisford tatsächlich erst einmal nicht gänzlich anders ab. Ich fuhr weiterhin in die Firma, flog weiter auf Dienstreise. Ich versuchte, meinen Teil zum geschäftlichen Erfolg von Convotherm beizutragen.

Dem Reitsport wandte ich mich künftig wieder intensiver zu. Und wenn es passte, nutzte ich meine beruflichen Kontakte auch, um meiner Familie den Einblick in ferne Länder zu ermöglichen. Das hatte ich auch schon Anfang der Neunzigerjahre getan.

Unser erster Urlaub zu viert hatte uns ja 1980 nach Lesbos geführt. 1982 und 1983 brachten Werner und ich unsere Frauen und Kinder zum Urlaub nach Caorle, einem Städtchen, das am Adriatischen Meer ein paar Kilometer nördlich von Venedig liegt. Werner und ich fuhren dann allerdings für

die Wochentage zurück in die Firma. Es waren, wenn man so will, erste Urlaubsversuche.

In der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre buchten wir uns dann alljährlich im Sommer für eine Woche im Hotel Ebner Heiligengeist ein, Kärnten, Österreich, nicht weit von Slowenien und nicht weit von Italien gelegen und außerdem nahe dem Osiacher See. Geführt wurde das Hotel von der Familie Osinger. Die Gastwirtin, die man die Osingerin nannte, betrieb zudem noch ein Busunternehmen und fuhr ihre Gäste gern in größeren Gruppen überallhin. Die Ausflüge waren stets mit einer zünftigen Brotzeit verbunden. Wir hatten auch noch unseren Hund Max dabei, einen schwarzen, halbhohen Mischlingsrüden.

Im Hotel Ebner lernten wir Klaus und Gabriele Franz aus Essen kennen, ein Ehepaar, mit dem wir den Gegenbeweis zur Behauptung brachten, dass Ferienfreundschaften endlich sind – wir sind heute noch intensiv befreundet. Weil Hundebesitzer ohnehin fast immer schnell miteinander in Kontakt kommen, hatten wir im Hotel Ebner bald auch Kontakt mit der Tierärztin Dr. Edith Haake und ihrem Lebensgefährten Christian Doneck. Die beiden lebten in Peißenberg im Landkreis Weilheim und hatten eine Dobermann-Hündin.

Wanderungen, mit zuweilen fast schon militärischer Disziplin von der Osingerin angeführt, prägten unsere Urlaube in Kärnten ebenfalls. Sonntags ging es hoch auf dem Berg – zur Bergpredigt. Im Hotel gab es ein Schwimmbad und einen Spielkeller. Die Osingerin fuhr die Kinder auch mal mit dem Bus ins Kino. Leoni und Quirin fühlten sich in dem Familienhotel unter etlichen anderen Kindern wohl und wollten Jahr für Jahr wiederkommen. Während des Jahres schrieb Leoni sich mit anderen Kindern.

Im Sommer 1990 mietete ich mir wegen des immensen Eingangs von Aufträgen ein Extrazimmer mit Telefon. So viele AR-Geräte, wie die Tiefkühlkostfirmen jetzt nach der Maueröffnung bei uns bestellten, konnten unsere Damen in der Verkaufsabwicklung gar nicht allein bewältigen, und die Firmen übten kräftig Druck aus. Ich kannte die Produktionszahlen und konnte den ungeduldigen Kunden Bescheid geben, wann das bestellte Gerät ausgeliefert würde. Nach dieser Woche überstieg unsere Telefonrechnung im Hotel – ich hatte lauter Auslandsgespräche geführt – die übrigen Urlaubskosten.

Im Hotel in Hongkong

Wir blieben 1991 zum letzten Mal im Hotel Ebner. Im Jahr drauf nahm ich Quirin mit auf eine Auslandsreise. Ich musste nach Australien und nach China – eher keine gewöhnliche Tour für einen 13-Jährigen, aber auch eine tolle Chance. Quirins Schulferien machten den Trip möglich.

Zuerst flogen wir nach Melbourne, wo ich eine Messe besuchte. Quirin kam mit. Ich sehe ihn noch spätabends mit Moffat-Mitarbeitern in der Hotelhalle am Billardtisch stehen.

Von der Südküste Australiens ging es dann einige Flugstunden nordwärts nach Townsville. In dieser 200.000-Einwohner-Stadt, die an der nördlichen Ostküste und nahe dem Great Barrier Reef liegt, wohnten Robert und Carmel Fenwick. Die Fenwicks waren selbstständige Handelsvertreter und verkauften unter anderem die Produkte der Firma Moffat. So haben sie als Erste unseren HUD 6.10 in den australischen Markt gebracht. Ich kannte sie entsprechend lange und auch gut.

Quirin und ich wohnten ein paar Tage bei den Fenwicks in Townsville. Dann flogen wir noch Stück weiter gen Norden und landeten auf der kleinen Insel Dunk Island. Sie liegt vier-einhalb Kilometer von der Küste entfernt und ist bereits Teil des Great-Barrier-Reef-Nationalparks.

Dunk Island, zwei mal sechs Kilometer groß und damit etwas breiter als Wangerooge, besteht überwiegend aus tropischem Regenwald. Ein 271 Meter hoher Berg erhebt sich, die Temperaturen erreichten bei unserem Aufenthalt angenehme australische Wintertemperaturen von rund 25 Grad. Wir wanderten, sammelten an kleinen Stränden Muscheln, übernachteten in einem Haus direkt am Wasser, das zu einem Resorthotel gehörte.

Schnorcheln im Korallenriff, die Sonne dabei beobachten, wie sie abends im Pazifik versinkt – wir verbrachten eine wunderbare Woche in einer wunderschönen Gegend.

Zu Hause haben wir später so sehr von unserem Aufenthalt in Dunk Island geschwärmt, dass Leoni 1994 mit ihrem Freund Markus Lang eine dreiwöchige Reise nach Singapur, Sydney, Melbourne und ins Outback gemacht hat und auch eine Woche auf Dunk Island verbrachte. Das Problem: Diesmal präsentierte sich diese famose Insel in echtem Winterwetter. Es regnete nahezu durchgehend.

Quirin und ich flogen nach unserer tollen Inselerfahrung weiter nach Hongkong. In der britischen Kronkolonie hatte Convothorm einige Jahre zuvor das Shangrila-Hotel mit unserem Standgerät HUD 12.20 ausgerüstet. Nun stiegen Quirin und ich im Shangrila ab und begaben uns gewissermaßen auf bekanntes Terrain.

Am Tag nach unserer Ankunft machte ich mich auf den Weg zur chinesischen Einwanderungsbehörde und ließ mein

Visum für China prüfen. Von Hongkong aus wollten wir nämlich für drei Tage nach Guangzhou fliegen. Quirin hatte ich deshalb bereits in Deutschland als minderjährigen mitreisenden Familienangehörigen in mein Visum eingetragen. Alles war in Ordnung gewesen auf dem chinesischen Konsulat in München. Nun, in Hongkong, bekam ich jedoch mitgeteilt, dass es zweier Visa bedürfe, eines für Quirin und eines für mich. Die Beamten zeigten sich sehr entschieden, Quirins Einreiseerlaubnis könne so kurzfristig nicht mehr beantragt werden. Dafür sei es zu spät.

Damit stellte sich die Frage, was die nächsten drei Tage aus Quirin werden würde.

Mir fiel nur eine Antwort ein, von der ich Marion aber lieber erst mal nichts erzählte, genauso wenig wie von der Frage. Dass unser Sohn dann nämlich drei Tage allein im Hotel in Hongkong verbrachte, erfuhr seine Mutter somit erst nach unserer Rückkehr. Zu meiner Verteidigung: Ich kannte den General Manager des Hotels, und der sicherte mir zu, Quirin zu beaufsichtigen. Seine Angestellten würden auch immer wieder nach meinem Jungen schauen.

Ich flog halbwegs beruhigt hinüber nach Guangzhou, begleitet von einem Vertriebsmitarbeiter. Wir hatten einen Termin in dem Fünf-Sterne-Haus White Swan Hotel, einem 28 Stockwerke hohen Klotz direkt am Perlfluss. In der Küche des Hotels hatte unser Hongkong-Vertreter drei Wochen zuvor einen HUD 12.20 installiert. Wir waren nun gekommen, um die chinesischen Köche in das Gerät einzuweisen.

Vor Ort erklärte uns der chinesische Küchenchef erst einmal, dass man im White Swan mit Durchlaufdampfgeräten arbeite. Wir sahen, was er meinte – ein Fließband lief durch

einen offenen Ofen, der unentwegt Dampf absonderte. Die Konstruktion war völlig normal für ihn. Dass es ungefährlich ist, auch mit geschlossener Tür zu arbeiten, mochte er mir gar nicht glauben.

Wir holten den Hoteldirektor dazu, und ich erklärte die unterschiedlichen Systeme. Dabei merkte ich höflich an, dass man bei einem offenen System doch sehr viel Dampf und damit sehr viel Energie verliere.

„Wir sind an ein Fernwärmesystem angeschlossen“, bekam ich zur Antwort. „Der Energieverbrauch spielt für uns keine Rolle.“

Andere Länder, andere Einstellungen. Das hier war eben China im Jahr 1992.

Die Köche blieben mit Blick auf unseren HUD 12.20 und sein Geschlossenes System skeptisch. Doch irgendwann glaubten sie mir, dass keinerlei Gefahr davon ausgehe. Die Vielseitigkeit unserer Geräte hingegen fanden sie von Anfang an klasse – Eier kochen, Enten garen und Gemüse dämpfen mit demselben Gerät. Die Köche waren zufrieden. Sie nahmen die Technik an. Im Jahr drauf bestellte das White Swan Hotel sogar noch einen weiteren Heißluftdämpfer bei Convotherm.

Als ich zurück in Hongkong war und unser Hotel betrat, fand ich Quirin am Swimmingpool vor, umhegt und gepflegt von gleich mehreren Mitarbeitern. Die drei Tage hatte er vorwiegend mit Filmen verbracht. Die konnte man sich im Zimmer anschauen – in einer Zeit ohne Streamingdienste ein schönes, allerdings nicht ganz preiswertes Privileg. Die Filmrechnung entsprach jedenfalls der Zimmerrechnung.

Zwei Jahre später, 1994, ist dann auch Marion mitgekommen nach Australien. Ich war vorher schon für eine Messe nach Sydney geflogen, Marion und Quirin reisten mir nach und schauten sich erst einmal die Stadt an. Unser Sohn trug inzwischen hellbraune Dreadlocks. Seinen eigenen Kopf hatte er auch in der Pubertät behalten.

Von Sydney aus fuhren wir mit einem Mietwagen nach Norden, übernachteten unter anderem in Brisbane und erreichten irgendwann ein Hilton-Resorthotel, das 30 Kilometer südlich von Townsville direkt an der Küste lag. Dieses Hotel hatten uns Carmel und Robert Fenwick empfohlen. Nun kamen sie auch für ein paar Tage vorbei.

In diesem Hotel sahen wir am Buffet einen Mann, den sicher nur wenige Australier, aber wohl die allermeisten Deutschen sofort erkannten. Er war 1,68 Meter groß, ebenfalls aus Nordrhein-Westfalen und auch im selben Jahr wie ich geboren. Früher hatte man ihn „den Terrier“ genannt, auf dem Fußballfeld, inzwischen war er Bundestrainer.

Selbstverständlich habe ich Berti Vogts angesprochen. Und selbstverständlich war mein 15-jähriger Sohn davon peinlich berührt. Ich lud den Bundestrainer, der drei Jahre später mit der deutschen Nationalmannschaft die Europameisterschaft gewinnen sollte, abends auf ein Gläschen an unseren Tisch ein. Quirin blieb dem Treffen fern, Vogts aber kam. Am anderen Ende der Welt haben wir uns nett unterhalten.

Wir haben in Tagesausflügen noch mal die Umgebung erkundet und sind bis nach Cairns im schon recht hohen Norden des Kontinents vorgestoßen.

Quirin ist später noch mal nach Australien zurückgekehrt, nach Melbourne, als Student. Da entwickelte er bei Moffat

ein Marketingkonzept. Er ist während seines BWL-Studiums auch nach San Sebastián in Nordspanien gegangen, um die Sprache zu lernen und in einer Schwesterfirma von Convot-herm zu arbeiten. Ich bin nicht ganz sicher, ob er in dieser attraktiven Stadt am Atlantik wirklich gearbeitet hat. Er besuchte dort auch eine Sprachschule und verstand sich bestens mit dem Sohn der Chefsekretärin der Firma. Die beiden gingen regelmäßig surfen. Das Erlernen der Sprache gelang.

Vorher noch, 1997, ist Quirin mit Marion und mir in die USA gereist. Wir landeten in Miami und wohnten dann einige Tage in Fort Myers bei unseren belgischen Vertretern und Freunden Vicky und Oscar Du Prez. Dann sind wir nach Las Vegas weitergefliegen. Dort trafen wir unsere Weilheimer Freunde Ruth und Wolfgang Michelmayr und deren Sohn Mark. Mit Michelmayrs waren wir, zusammen auch mit Brigitte und Rolf Hellwig, schon in den Jahren zuvor in Österreich gewandert und auch den Waalwegen in der Bergwelt Südtirols gefolgt. Nun besichtigten wir im Wilden Westen der USA den Hoover-Staudamm, den Grand Canyon, Monument Valley und Death Valley. Anschließend ging es dann für uns nach New Orleans, wo alle zwei Jahre eine große Messe stattfindet, die von der National Restaurant Association ausgerichtet wird. Während ich tagsüber die Messe besuchte, machten Marion und Quirin Ausflüge in die Sümpfe und auf die Baumwollplantagen in der Nähe von New Orleans.

Die Firma hat mich vor, aber auch nach dem Verkauf zeitlich sehr beansprucht. Anfangs sind wir als Familie nicht gerade üppig in Urlaub gefahren. Dennoch erinnere ich mich an viele Reisen und an einzelne Momente, die ich als besonders und wertvoll empfinde. Manche Tour – auch allein mit

Marion – stand in Verbindung mit dem Geschäft. Doch wir sind so in viele auch entfernte Länder gekommen und haben diese dann an der Seite einheimischer Freunde kennengelernt. Auf diese Art haben wir manches Mal weitaus tiefer in Alltag und Kultur der Gesellschaft eintauchen können, als uns das sonst gelungen wäre.

Der Wert von Verwandtschaft

Die Familie hat in meinem Leben immer eine große Bedeutung gehabt. Das war schon als Kind so, aus mehreren Gründen. Ich wuchs nicht als Einzelkind auf, sondern mit Vater, Mutter und fünf Geschwistern. Zeitweise lebte auch noch eine meiner beiden Omas mit uns in unserem Haus auf der Hauptstraße in Neheim, außerdem eine Großtante.

Dass die Familie noch weiter reichte, war mir bewusst, weil mein Vater die Fabriken von seinen Vorfahren übernommen hatte. Er führte sie, wenn man so will, für die Familie weiter. Jedenfalls hatten Verwandte der vorherigen Generation ihn dazu auserkoren.

Dass ich einmal eine eigene Familie gründen würde, stand nie außer Zweifel, nicht für mich und auch nicht für die Frau, in die ich mich verliebte und die zur Frau meines Lebens werden sollte. Zu unserem großen Glück ist es uns vergönnt gewesen, Leoni und Quirin zu bekommen. Und dann wuchs unsere Familie später auch noch um eine weitere Generation.

Natürlich ist grundsätzlich ein Leben denkbar, in dem all das, was wir unter Familie verstehen, keine oder nur eine geringe Rolle spielt. Für mich allerdings wäre es niemals infrage gekommen. Den Wert der Beziehung zu Menschen, mit denen

man ja erst einmal ohne eigenes Zutun verbunden ist, hat man mir nie erklären müssen. Ich weiß umgekehrt, dass ich mit meiner Verwandtschaft, mit den Vorfahren und Nachkommen und jenen, die meiner eigenen Generation angehören, großes Glück habe. Das heißt nicht, dass auf den Stammbäumen nur liebenswerte, selbstlose Menschen zusammenkommen, die in jeder Sekunde das Beste im Sinn haben. Aber es finden sich eben viele verschiedene Menschen, die ich sehr schätze, denen ich etwas verdanke oder mit denen ich schlicht schöne Stunden geteilt habe. Zu vielen von ihnen könnte ich mich ausführlich äußern, doch das würde hier den Rahmen sprengen. Hinein in dieses Buch gehören sie aber auf jeden Fall.

Die Familien meiner Geschwister

Mein Bruder Steffen ist ein ausgesprochener Familienmensch. Er pflegt, erweitert und verwahrt auch unser Familienarchiv. Familie war ihm immer schon sehr wichtig. Vielleicht ist das ein guter Grund, an dieser Stelle mit ihm zu beginnen.

Am 4. Juni 1969 heiratete Steffen die Realschullehrerin Monika Evers. Monika stammt aus Sundern im Sauerland. Die beiden wurden Eltern zweier Mädchen, die heute natürlich längst erwachsen sind: Julia, die ihrerseits mit Sönke Guttenberg die Kinder Jonas und Rosa bekam, und Katja, die zusammen mit Marian Kemkes die gemeinsamen Kinder Lena und Leo bereits weitgehend großgezogen hat.

Damals, bei seiner Hochzeit, arbeitete Steffen noch für das Mendener Metallunternehmen Schmöhle. Später trat er in die Geschäftsleitung mehrerer Unternehmen ein. Am Ende seiner beruflichen Karriere beriet er Firmen.

Steffen und Monika haben sich nach zweieinhalb Jahrzehnten scheiden lassen. Beim ersten großen Familientreffen der Dittmanns, im August 1995 in Unna, stellte Steffen uns seine zweite Frau Doris vor. Da hatten die beiden gerade geheiratet. Zu Steffens Familie zählen seitdem auch Doris' Tochter Dominique Tessner, ihr Mann Jan Tessner und deren Kinder Inga und Mika.

Wir dachten groß, was die Familientreffen angeht. Und etwas Großes, finde ich, ist dann auch dabei herausgekommen. 1995 in Unna, am Rande des Ruhrgebiets, kamen sowohl die Nachfahren unseres Vaters Werner Dittmann als auch die Familien der Kinder seines am Ende des Zweiten Weltkriegs gefallenen Bruders Carl-Heinz zusammen.

Zu der Zeit lebte meine Mutter noch. Sie erschien nicht, weil sie zu den Heidelbergern, wie wir jenen Zweig von Carl-Heinz und seiner Frau Anneliese nennen, ein etwas schwieriges Verhältnis hatte. Anneliese selbst – damals 85 Jahre alt, sie starb erst mit 98 – kam gerne.

In dem Hotel, das die rund 40 Teilnehmer gerade noch fasste, haben sich einige von uns zum ersten Mal gesehen. In meiner Generation hatte man die Vettern und Cousinsen wohl mal zur Hochzeit eingeladen. Doch anders als Steffen konnte ich 1995 nicht von mir behaupten, die Kinder von Carl-Heinz und Anneliese gut zu kennen. Für die Generation nach uns galt das allemal. Diesen Zustand zu ändern, ist der Zweck eines Familientreffens.

Gabriele, das älteste von uns Neheimer Kindern, war in Unna ja leider schon nicht mehr unter uns. Doch ihre drei Kinder Ilka, Susanne und Friederike reisten an. Ilka, die mir in den Anfangsjahren von Convothorn auf der Anuga half, lebt immer

noch in Köln und ist inzwischen pensioniert. Mit ihrem Mann Franz-Bert Elskämper bekam sie die beiden Töchter Lara und Katrin. Gabrieles zweite Tochter, Susanne, lebte lange in Ostfriesland, gründete mit ihrem Mann Axel Waskönig eine Familie und brachte Pia, Sarah und Insa zur Welt. Susanne ist leider im April 2023 verstorben. Susannes jüngere Schwester Friederike lebt mit ihrem Mann Peter Kufer in Moosburg bei Freising. Ihre drei Jungs Maximilian, Constantin und Julian sind somit genau wie meine Kinder Bayern.

Der Vater von Ilka, Susanne und Friederike, Gabrieles Mann Bernd-Günther Wichelhaus, kam übrigens später auch mal zu einem unserer Familientreffen. Das Verhältnis unserer Familie zu ihm war durch Gabrieles unglücklichen Tod erst einmal belastet, meine Mutter lehnte jeglichen Kontakt mit Bernd-Günther ab. In ihrem Beisein fiel nicht mal mehr Bernd-Günthers Name. Ich selbst habe mit meinen Geschwistern allerdings niemals im Negativen über diese damals schwierige Situation gesprochen.

Bernd-Günther heiratete einige Jahre nach dem Tod meiner Schwester die Französin Anne-Françoise und bekam mit ihr zwei Kinder, Florian und Sophie. Er kehrte noch einmal als Mitglied des Vorstands in die Glanzstoff-Zentrale zurück, schied dann aber aus gesundheitlichen Gründen frühzeitig aus und ging mit Anne-Françoise erneut nach Paris.

Auf Hochzeiten seiner Kinder – mit Ilka zum Beispiel, die 1987 heiratete, hatte ich stets Kontakt – lernte ich Bernd-Günther besser kennen. Bei meinen Geschäftsreisen nach Paris haben wir uns später auch jedes Mal gesehen. Sein Sohn Florian arbeitete dann bei Convotherm als regionaler Verlaufsleiter für Nordafrika. Bernd-Günther wurde

vergangenes Jahr 90 Jahre alt und lebt inzwischen mit Anne-Françoise in Köln.

Am Familientreffen in Unna haben auch mein Bruder Axel und seine Frau Monika teilgenommen. Axel, zweites von sechs Geschwisterkindern, war für mich der „große Bruder“, mit dem ich nicht so viel wie mit Steffen, aber doch auch mal spielte. Axel ging relativ früh aus dem Haus. 1964 heiratete er in Neheim-Hüsten die Realschullehrerin Monika Beckmann. In Unna werden wir uns auch an ein Ereignis erinnert haben, das viele Jahre zurücklag und mich, der ich sechs Jahre jünger als Axel war, durchaus beeindruckt hat.

Damals war unser Vetter Gerd von Coelln, Jahrgang 1940, genau wie Axel, aus Wuppertal zu Besuch nach Neheim gekommen. Axel, Gerd, Steffen und ich hatten eigentlich eine gute Zeit, doch einmal gab es aus irgendeinem Grund Streit. Zimmerlich waren wir alle vier nicht, und Axel gab Gerd nun eins mit der Faust auf den Solarplexus. Axel wollte den Vetter nicht k.o. schlagen, tat jedoch genau das: Gerd wurde ohnmächtig und fiel um. Meine Mutter war sehr besorgt und entschied, dass Gerd sofort ins St. Josef-Hospital müsse. So kam es dann auch. Ich weiß noch, dass Axel, Steffen und ich diese Reaktion für übertrieben hielten – aus unserer Sicht war ja nichts passiert. Unsere Mutter sah das anders, und Gerd war ja immerhin ihr Patenkind.

Gerd kam bald wieder zu sich. Der Faustschlag hatte keine weiteren medizinischen Konsequenzen. Schlechte Schwingungen sind von dem Zwischenfall auch nicht geblieben. Als Marion und ich im Jahr 2000 an einem ganz anderen Familientreffen in Afrika teilnahmen, war neben Steffen und

mir auch unser Cousin Gerd von Coelln dabei. Wir verstanden uns wunderbar.

Axels und Monikas erstes Kind, Markus, habe ich Mitte der Sechzigerjahre während meiner kurzen Studienetappe in Karlsruhe noch im Kinderwagen umhergeschoben. Zwei Jahre nach Markus kam seine Schwester Esther zur Welt. Esther ist körperlich und geistig leicht behindert. Axel fragte mich, ob ich ihr Patenonkel werden würde. Es zu sein, ist mir auch heute noch eine Freude und Ehre. Esther heiratete später Uwe, der ebenfalls leicht behindert ist. Um Esthers und Uwes Tochter Elena kümmerten sich dann die Großeltern Axel und Monika.

Die beiden weiteren Kinder, die Axel und Monika bekommen haben, heißen Lutz und Caroline. Sie alle wuchsen in Neheim in unserem alten Haus auf dem Wiedenbergr auf. Nachdem meine Schwägerin und mein Bruder 2011 und 2012 doch recht früh gestorben sind, halte ich zu ihrer Tochter Esther Kontakt. Esther ist mein Patenkind. Ihre Tochter Elena ist inzwischen 25 Jahre alt und lebt im Josefsheim in Bigge. Dort ist sie sehr gut untergebracht.

1995 in Unna haben wir besprochen, uns fortan regelmäßig in dieser großen Runde zu sehen. Die Organisation sollten mal wir Neheimer und mal die Heidelberger übernehmen. Und so kam es dann auch. 1998 trafen wir uns zum zweiten Familientreffen im großen Garten von Mechthild und Fiete. Mechthild, geboren 1944, ist das jüngste Kind meines Onkels Carl-Heinz und seiner Frau Anneliese. Die Älteste der vier Geschwister, Ute, kam 1936 zur Welt. Es folgten Wilhelm, Gilla und eben Mechthild.

Das Familientreffen im September 2000 haben wir bei uns in Oberbayern ausgerichtet. Auf dem Gruppenfoto sind 51 Personen zu sehen. Das war schon wirklich prächtig, finde ich. Und die Teilnehmerzahl sollte sich aufgrund einiger weiterer Enkelkinder künftig noch erhöhen.

2005 trafen wir uns ebenfalls sehr im Süden und zugleich an einem besonderen Ort: Wir besichtigten die Bodan-Werft in Kressbronn am Bodensee, die ja unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg Tante Annelieses Vater mitgegründet hatte. Mein Vetter Wilhelm Dittmann hatte das Schiffbauunternehmen fortgeführt, inzwischen war auch sein Sohn Robert eingetreten. Auf der Werft war schwer etwas los, es wurden Fähren, Linienschiffe und auch Katamarane gebaut. Wilhelm und Robert zeigten uns den Betrieb mit all seinen Abläufen. Empfangen hat uns Wilhelm in seinem schönen Haus, das nur ein paar Meter von der Werft entfernt lag.

2013 sind wir dann zum fünften Mal zusammengekommen, in Wurzbach in Thüringen, direkt am Rennsteig. Das Treffen haben Leoni und Quirin organisiert. Wir kamen in einem großen Hotelkasten aus DDR-Zeiten zusammen, der sich aber sehr auf Familien ausgerichtet hatte. Mithilfe der spontanen Buchung eines DJs haben wir das Foyer kurzerhand in eine Drei-Generationen-Disko verwandelt. Am Tag drauf entstand ein imposantes Gruppenfoto – darauf sind von 75 möglichen Nachfahren von Carl-Heinz und Werner Dittmann 68 zu sehen. Was für eine Quote!

Eingeladen hatten wir auch Menschen, die einmal zur Familie gezählt hatten und das nach unserer Wahrnehmung in gewisser Weise immer noch taten. Nach Thüringen ist so Hans Henrici gekommen, der Ex-Mann meiner Schwester

Beate. Die Verbindung zu ihm bestand noch, und auch für Hans, Beate und für Beates zu dem Zeitpunkt auch schon wieder langjährigen Lebenspartner Dr. Everhard Kleinertz stellte das Zusammentreffen kein Problem dar. Was soll man sagen – die Älteren: In diesem Fall haben sie den Jungen Toleranz vorgelebt.

Mich selbst verbindet mit Hans nicht nur manch fröhlicher Abend als Soldat aus der Eifel bei Hans und Beate in Köln. Viel später hat er sich, sagen wir es mal feierlich: um den Möbelbestand unserer Familie verdient gemacht. Als meine Mutter in den Achtzigerjahren ihre Wohnung in Bad Salzuflen auflöste und weiter nach Norden zog, hatte sie einige ihrer Antiquitäten zu einem Spottpreis an einen Händler veräußert. Hans, seinerseits Rechtsanwalt und Notar, bekam das mit, drohte dem Käufer mit einem Prozess wegen Betrugs und kaufte ihm die Möbel zum selben Preis wieder ab. Er stellte sie dann erst einmal in sein Notariat. Später habe ich dann unter anderem eine Kommode und den Esszimmerschrank gekauft.

Meine Schwester Beate war übrigens stets der Sonnenschein unseres Vaters. Die beiden verstanden sich exzellent. Sollte mein Vater vom Himmel aus das Familientreffen in Thüringen beobachtet haben, wird er unter den vielen Teilnehmern auch etliche Nachkommen von Beate und Hans ausgemacht haben. Sohn Jost heiratete Birte Stübing, ihre Kinder heißen Hannah, Jasper und Detta. Zur Familie von Tochter Gesa und ihrem Mann Renee Deubner gehören in der nächsten Generation Raul, Jill und Henri.

Weil die Jüngsten gern als Letzte genannt werden und meine kleine Schwester mir das hoffentlich nicht übel nimmt, kommt

nun der sechste Neheimer Zweig. Annette, die Krankengymnastin wurde und bis heute in ihrem Beruf tätig ist, hat 1970 Dietmar Gamp geheiratet. Dietmar ist Jurist, er arbeitete als Justiziar beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Als Rechtsanwalt hatte er uns ja damals während der Messe in Köln schnell und unkompliziert aus der Klemme geholfen.

Ihr ältester Sohn Matthias und seine Frau Stefanie bekamen die Kinder Richard, Charlotte, Clara und Greta. Tochter Theresa und ihr Mann Heiko sind wiederum die Eltern von Oskar und Luise. Beates und Dietmars drittes Kind schließlich, Roland, heiratete Ricarda Schlesinger. Zur Familie dieser beiden zählen Jil, Alice, Liv und der jüngste Vertreter dieser Dittmann-Neheim-Generation: Tibo, geboren im April 2025.

Zu acht

Gemeinsam mit den Heidelbergern haben wir 2015 noch ein Familientreffen in Bad Kissingen abgehalten, das vorerst letzte in ganz großer Runde. In kleiner Runde – auf Geschwister-plus-Partner-Ebene – sind wir allerdings recht rege.

So kamen wir zum Beispiel 1998 in Stromberg zusammen. Dort, auf der Stromburg, am Rande des Hunsrücks und keine zehn Kilometer vom Rhein entfernt, kochte seit ein paar Jahren der Burgherr Johann Lafer. Den Sterne- und Fernsehkoch kannte ich, weil wir über die Firma MKN seine Küche auf der Stromburg mit Heißluftdämpfern ausgestattet hatten. Es traf sich gut, dass in der Gegend auch ein Ort lag, den unser Vater sehr gemocht und immer wieder aufgesucht hatte: das Hotel Krone in Assmannshausen, einem Dorf im Rheingau unmittelbar bei Rüdesheim. In den Fünfziger- und

Sechzigerjahren hielt er hier Verbandstagungen ab. Später machte er in dem prächtigen Fachwerkgebäude direkt am Fluss auch mal Urlaub mit unserer Mutter. Gleich hinter der „Krone“ ragen die steilen Hänge mit ihren Rebstöcken auf.

Mit meinen Geschwistern, Schwägerinnen und Schwagern sind Marion und ich über einen Höhenweg von Rüdesheim bis Assmannshausen gewandert. 15 Jahre nach dem Tod unseres Vaters tranken wir dann im Hotel Krone ebenfalls ein Weinchen und schauten, so wie er das gern getan hatte, auf das Wasser des Rheins.

An diesem Wochenende haben auch noch mein Bruder Axel und seine Frau Monika teilnehmen können. Ein gutes Jahr später hat ihre Gesundheit das nicht mehr zugelassen. Dann, zum Jahreswechsel 1999/2000, habe ich ein Treffen mit meinen Geschwistern und ihren Partnern auf der Burg Wernberg organisiert.

Wir hatten einige Zeit vorher zusammengesessen und abgemacht, dass wir gemeinsam ins neue Jahrtausend kommen wollten. Ich bot an, das Treffen zu organisieren. Als ich meine Sekretärin Frau Flöß im Sommer 1999 fragte, ob sie einen geeigneten Ort für unser Unterfangen kenne, nannte sie sofort die Burg im Oberpfälzer Wald. Ein traumhafter Ort sei das, schwärmte sie, sie habe dort gerade geheiratet. Der Unternehmer Claus Conrad, lange Chef des gleichnamigen Versandhandels für Elektroartikel, hatte Burg Wernberg nach dem Vorbild von Johann Lafers Stromburg und in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Seen- und Schlösserverwaltung renoviert und mit Restauration und Hotelbetrieb ausstatten lassen.

Für das ganz besondere Silvester 1999 bot das Hotel nun ein Vier-Tages-Programm an. Das schien mir ideal. Wir

feierten den Millenniumswechsel dann tatsächlich an einem ganz besonderen Ort.

Mit Beate, Steffen, Annette und ihren Partnern haben Marion und ich uns in den folgenden 25 Jahren noch manches Mal getroffen. Ein ganz fester Termin in unseren Kalendern ist seit 2004 das Gänseessen in heimischen Gefilden. Doris und Steffen laden uns seitdem immer im Dezember zu sich nach Menden ein. Wir feiern auch runde Geburtstage miteinander. Nach 2017 sind wir zuletzt im Mai 2024 in Eisenach wieder mit unseren Familien zusammengekommen. Die Organisation des Treffens lag vollständig in der Hand der nächsten Generation. Annettes Tochter Theresa nahm die Sache in die Hand und bat ins Haus Hainstein, gleich gegenüber der Wartburg.

Auch wenn Gabriele schon so lange und Axel und Monika inzwischen auch schon eine ganze Zeit lang nicht mehr unter uns sind – wir anderen sehen uns regelmäßig. Und ich glaube, jeder von uns weiß zu schätzen, dass dies möglich ist. Wenn man fragt, wie es uns geht – dem Alter entsprechend. Um uns zu besuchen und eine schöne Zeit miteinander zu verbringen, reicht es noch. Zuletzt haben wir uns bei Steffen in Menden gesehen, im Dezember 2025. Da stand schon wieder die nächste Feier an, auf der wir uns sehen würden ...

Edith

Zu Marions Schwester Edith ist zuallererst zu sagen, dass ich meine Frau ohne sie sehr wahrscheinlich niemals kennengelernt hätte. Denn so lief das ja damals im Hause Auerhammer in München: Die Kleine durfte abends nur los, wenn sie die Große an ihrer Seite hatte.

Die Große und die Kleine sind zu recht verschiedenen Menschen geworden. Gut verstanden haben sie sich aber immer.

Edith besuchte damals die Realschule und arbeitete danach vier Jahre als Sekretärin bei der Reifenfirma Semperit in München. Was sie dort bemerkte, bei allen Vorteilen, die eine Festanstellung mit sich bringt: Dieser Beruf war nicht das Richtige für sie. Also kündigte Edith und ging dann 1967 für ein Jahr, als Au-pair nach England.

Mit ihrer Familie in Bournemouth erwischte Marions Schwester es ausgesprochen gut. Der Vater war schon deutlich älter und fuhr nicht mehr gerne Auto. Man erwartete von der Deutschen deshalb, sich schnell an den Linksverkehr auf der Insel zu gewöhnen und dann verschiedene Fahrten zu übernehmen. Die zweite Hauptaufgabe für Edith: Sie sollte der im Hause lebenden Großmutter aus der Zeitung vorlesen. Das sei doch eine Win-win-Situation, hieß es: Edith lerne so schneller Englisch, und die Oma, die nicht mehr gut gucken könne, bleibe up to date.

Die Mutter in Ediths Familie war ebenfalls eine freundliche Frau. Sie ermunterte den Gast aus Deutschland, auch einmal ihre Schwester einzuladen. Platz war ausreichend vorhanden in dem Haus, und so reiste Marion gerne an. Zusammen führten die Geschwister dann auch mal den Hund aus. Mit in die Kirche ging die kleine Schwester allerdings nicht.

Zurück in Deutschland, stand für Edith bald der nächste Auslandsaufenthalt an. Im Auftrag des DED, des Deutschen Entwicklungsdienstes, ging sie im März 1969 für zwei Jahre nach Indien. Zuerst erhielt sie eine fünfmonatige Grundausbildung in Bangalore. Ihr Standort war dann die Hauptstadt Delhi.

In diesen zwei Jahren hatte Edith stets viel zu erzählen. Ihre Aufgabe war es, nach den verschiedenen Entwicklungsprojekten zu schauen, mit denen die Bundesrepublik Deutschland versuchte, Indien wirtschaftlich, gesundheitlich und sozial auf die Sprünge zu helfen. Aufgrund ihrer Tätigkeit kam sie viel herum und besuchte einmal auch einen Kollegen in Nepal.

Nach ihrer Rückkehr nach München lernte Edith ihren späteren Mann Wolfgang Bergs kennen. Mit ihm und Marion wollte sie einige Jahre später ihren ehemaligen Chef aus der Indien-Zeit besuchen. Es sollte zuerst nach Kabul und anschließend weiter bis nach Delhi gehen – mit dem Auto.

Der Trip nach Afghanistan fand tatsächlich statt, allerdings ohne Marion. Die war nämlich schwanger mit Leoni – keine gute Voraussetzung, um im Kleinwagen bald 7000 Kilometer über den Balkan, durch die Türkei und Iran zu fahren.

Edith und Wolfgang kehrten wohlbehalten nach München zurück. Edith ging dann für vier Jahre an die Fachhochschule, machte einen Abschluss als Diplom-Betriebswirtin und studierte weitere vier Jahre an der Universität Wirtschaftspädagogik. 1982 zog sie mit Wolfgang nach Deggendorf. Dort kamen ihre beiden Söhne zur Welt, Matthias und Fabian. Die beiden wuchsen in Deggendorf auf. Oma und Opa sind Edith und Wolfgang inzwischen auch.

1990 begann Edith, an der Fremdsprachenschule Deggendorf Englisch und Deutsch zu unterrichten. 1995 wurde sie dort Schulleiterin. Zwei Jahre später wechselte sie in die Geschäftsführung der Fremdsprachenschule und übernahm Anteile an der GmbH. Sie managte die Schule etliche Jahre. 2020 dann, während der Corona-Epidemie, ließ sie sich ihre Anteile auszahlen.

Marion wie auch Edith haben den Kontakt zu ihrer Mutter stets gehalten. Als die Schwestern aus dem Haus waren, hat Anneliese für einige Jahre ihren Mann gepflegt. Edmund hatte einen Schlaganfall erlitten. Er musste noch einmal lernen zu gehen, zu sprechen und zu schreiben. Das gelang ihm, wenn er auch fortan nur noch verlangsamt handeln konnte. Geistig war er unbeeinträchtigt. Marions Vater starb 1970 in einer Reha-Einrichtung an einem weiteren Schlaganfall. Da war er 59 Jahre alt.

Anneliese zog dann aus München-Gräfeling in die Nähe des Chiemsees nach Eggstätt. Dort lebte sie zufrieden und selbstständig. Sie reiste nach Kärnten und Tirol, fuhr noch lange Auto. Meine Schwiegermutter ist all die Jahre gesund gewesen. Weihnachten kam sie stets zu uns gefahren, auch Edith besuchte sie hin und wieder.

Mit Mitte 70 erhielt sie eine Krebsdiagnose. Betroffen waren Magen und Darm, die Zellen hatten sich schon ausgebreitet. Es hieß, dass es schnell gehen würde. Ihren 75. Geburtstag allerdings wollte Anneliese unbedingt noch erleben. Und das hat sie auch geschafft. Es gab eine kleine Feier mit den Kindern, das war ihr wichtig gewesen. Zwei Tage später ist sie dann gestorben.

Quirins Ausbildung

Unser Sohn Quirin hatte nach dem Fachabitur kurz überlegt, ob er den Militärdienst verweigern sollte. Doch der Zivildienst, den er dann angetreten hätte, dauerte damals drei Monate länger. So fand er sich im Sommer 1999 zur Grundausbildung am Fliegerhorst der Luftwaffe in Penzing bei Landsberg am Lech ein.

Das erste Vierteljahr gefiel ihm gut, er trieb viel Sport, musste lange Märsche unternehmen. Danach langweilte er sich und machte deshalb den Lkw-Führerschein. Quirin sagt, der Wehrdienst sein für ihn ein verschwendetes Jahr gewesen. Marion und ich sehen das nicht so. Nach dem Fachabitur, das er auf der Fachoberschule in Weilheim mit einer mittelprächtigen Note erlangte, bekam er in seiner Zeit bei der Bundeswehr nämlich Zeit, um sich klarzuwerden, was er eigentlich machen wollte.

Von 2000 bis 2005 studierte Quirin Betriebswirtschaftslehre, zuerst für drei Semester an der Hochschule in Schweinfurt und anschließend an der Hochschule in München. Als Quirin in Schweinfurt wohnte, studierte seine Freundin Elena Hartung nicht weit entfernt Rechtswissenschaften in Würzburg. Beide hatten sich während der Schulzeit in Weilheim kennengelernt und waren schon etliche Jahre zusammen. Als sie dann im August 2002 nach München gingen, zogen sie in eine Wohnung in der Nibelungenstraße in Nymphenburg, die Marion und ich ihnen gekauft hatten.

Elena setzte ihr Studium an Ludwig-Maximilians-Universität in München fort und machte dort ihr juristisches Staatsexamen. Quirin wurde nach seinem Diplom empfohlen, in England an der Freien Universität Milton Keynes zu promovieren. In der 80 Kilometer nordwestlich von London gelegenen Stadt nahm die Business School The Open University jedes Jahr ein paar ausländische Studenten auf. Die Regierung lobte gemeinsam mit der Universität jedes Semester einen Stipendiumsplatz aus. Quirin unterzog sich der Aufnahmeprüfung und wurde unter vielen Bewerbern ausgewählt.

An der Open University Business School erwarb er in den nächsten zwei Jahren ein Postgraduate Diploma in dem Fach Psychological Research Methods. Quirin studierte während der Woche in England und flog meistens für die Wochenenden nach München. Für seine Doktorarbeit, die er in den folgenden Jahren ebenfalls an der Open University Business School schrieb, musste er weiterhin regelmäßig in Milton Keynes präsent sein.

In dieser Zeit als Doktorand wurde Quirin auch Vater. Clara kam im Januar 2008 zur Welt, Rosa im Oktober 2010. Geheiratet hatten Elena und Quirin im August 2007 in dem bekannten Standesamt Mandelstraße im Stadtteil Schwabing. Die anschließende Feier fand im Englischen Garten statt, im Biergarten am Chinesischen Turm.

2012 legte Quirin seine Doktorarbeit vor. Das Thema: „Self-identification processes and identity construction: The relationship between self-presentational behaviour and organisational identification.“ Als er im Februar die Urkunde in Empfang nahm, arbeitete er bereits.

Das tat er dann auch bis 2020 bei verschiedenen internationalen Firmen in München. Zuletzt war er bei IBM Deutschland. Seit 2021 ist er Abteilungsleiter Data und Insights in einem Start-up der Versicherungskammer Bayern und beschäftigt sich, so wie ich das verstehe, mit der Anwendung und Entwicklung künstlicher Intelligenz.

Es mag meinem Sohn „peinlich“ oder gar „oberpeinlich“ sein, aber diese Bemerkung möchte ich mir trotzdem gestatten: Sein Werdegang erfüllt mich mit einigem Stolz.

Das gilt natürlich auch für die Entscheidung Elenas und Quirins, eine in diesen Zeiten ja fast schon Großfamilie zu

gründen. Den beiden Töchtern Clara und Rosa folgten 2012 Lorenz, 2016 Alma und 2019 Jasper. Innerhalb Münchens sind sie zweimal umgezogen und schließlich in der Reutterstraße in Laim gelandet. Dort haben sie ein Haus gekauft und renoviert.

Unsere Schwiegertochter Elena führt seit 2008 ein kleines Familienunternehmen. Sie organisiert fünf Kinder, ihren Ehemann und die Katze. Dabei erleben wir sie als vorbildliche Mutter, die den Laden bestens im Griff hat. Diese Leistung kann man kaum überschätzen.

Über Quirins langjährige Beziehung mit Elena hat sich für Marion und mich eine doch recht enge Verbindung zu seinen Schwiegereltern ergeben. Dr. Michael Hartung stammt aus Halle an der Saale und hat lange als Allgemeinmediziner in Weilheim praktiziert. Schon Leoni und Quirin haben bei ihm im Wartezimmer gesessen, später auch unsere Enkel. Michaels Frau Gertrud ist Sozialpädagogin, stammt aus einer alten bayerischen Familie und wuchs in Uffing am Staffelsee auf. Elena ist ihr ältestes Kind. Nach ihr kamen noch Sohn Maximilian und die Tochter Anna, mit deren Familien dann noch die Enkel Elias und Cosima sowie die Zwillinge Ava und Fitus.

Marion und Gerti treffen sich öfter mal auf einen Tee und ein Gläschen Wein. Jeden Montag besuchen die beiden gemeinsam mit Michael ein Fitnessstudio in Weilheim. Zu viert treffen wir uns auch immer mal wieder, essen dann zusammen, haben anregende Gespräche und viel Spaß miteinander.

Leonis Passion

Leoni ritt. Immer schon, durchgehend und mit nie versiegender Passion. Sie ritt als Schülerin, in der Halle und im Gelände, irgendwann auch Dressurprüfungen auf Reitturnieren. Meistens fuhr Marion sie auf die Turniere, mitunter ging es sehr früh morgens los. Manchmal kehrten die beiden mit einer gelben Siegerschleife zurück. Gut platziert war Leoni so gut wie immer. Sie war und ist mit einer guten Portion Ehrgeiz ausgestattet. Neben dem Sport, im Grunde schon seit ihrer Jugend, ist ihr das soziale Miteinander wichtig.

Nach vier Jahren an der Grundschule an der Ammer und acht Jahren am Gymnasium Weilheim machte Leoni 1995 ihr Abitur. Ein paar Sommer zuvor hatte sie gemeinsam mit ihrer Freundin Amelie Fröhlich einige Wochen auf einem Pferdehof in Island verbracht. Aufgrund ihrer Erfahrung konnte sie gut mit anpacken und half dann auch dabei, die Tiere über mehrere Tage von der Winter- auf die Sommerweide zu treiben.

Für Leoni stand fest, dass sie nicht studieren, sondern sich auch beruflich mit Pferden beschäftigen wollte. Den Wunsch konnten Marion und ich nachvollziehen, und er entsprang auch sicher nicht bloß einer Laune. Doch erst einmal, fanden wir, sollte unsere Tochter eine Ausbildung machen. Das wiederum akzeptierte Leoni oder, wie Marion mit einem Augenzwinkern sagt: „Sie wehrte sich nicht.“

Volker Negendank, ein Freund von mir, führte in jenen Jahren die Geschäfte des Weilheimer Unternehmens Sanbloc. Die Firma fertigte Bauteile für Sanitäranlagen. Seit einigen Jahren gehörte es zum Schweizer Konzern Geberit.

Leoni konnte im September 1995 bei Sanbloc eine Lehre als Industriekauffrau beginnen.

Ihre Ausbildung bei Sanbloc hat Leoni problemlos absolviert, in den drei Jahren die Reiterei aber keineswegs aus den Augen verloren. Außerdem hat sie auf der Berufsschule in Schongau Bernhard Schmid kennengelernt. Die beiden kamen zusammen und zogen 1998 gemeinsam in eine Wohnung, die in Weilheim nahe der Altstadt in der Pollinger Straße lag.

Bernhard entstammt einer alten Weilheimer Familie. Sein Vater Alfred arbeitete als Vermessungsingenieur im Vermessungsamt des Landratsamts Weilheim und ging von dort als Amtsrat in Pension. Seine Frau Erika absolvierte ein Lehramtsstudium und kümmerte sich dann um Bernhard und seinen Bruder.

Bernhard selbst hatte zuerst Koch gelernt und just in der Zeit auf Industriekaufmann umgesattelt, als auch Leoni ihre Ausbildung begann. Sie gingen zusammen zur Berufsschule in Schongau. Nach seiner Lehre begann Bernhard bei Convothem. Als Anwendungsberater reiste er für unser Unternehmen durch Deutschland. Später verließ er Convothem, um bei der Aufzugsfirma Otis den Vertriebsbereich Oberbayern zu übernehmen. Bei dieser Tätigkeit sammelte er Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Planern und Architekten. Das sollte ihm später noch nützen.

Ende 2007 verstarb plötzlich Werners Stiefbruder Gerhard Schwarzbäcker. Gerhard hatte die Firma „Gerhard Schwarzbäcker Großküchentechnik“ gegründet und war mit ihr ein langjähriger und geschätzter Partner von Convothem gewesen. 2008 kaufte Bernhard Gerhards Firma und führt sie seitdem. In die Selbstständigkeit zu gehen, war für ihn

die richtige Entscheidung. Aus einem kleinen Servicebetrieb machte er mit einer bemerkenswerten unternehmerischen Leistung ein führendes Unternehmen seiner Branche im bayerischen Raum.

Bernhards Freundin Leoni war in ihrer Kindheit stets ein Pferdemädchen gewesen und nun mit Anfang 20 dementsprechend eine Pferdefrau. Bernhard hat es auch einmal mit dem Pferdesport versucht, damit erschöpfte es sich allerdings. Bei Leoni wiederum blieb das Ziel, sich auch beruflich mit Pferden zu beschäftigen. Sie träumte davon, selbst einen Reitstall zu führen. Träumen darf man ja, dachten Marion und ich.

Anfang 1999 ergab sich dann die Gelegenheit, einen Reiterhof ganz in der Nähe zu kaufen. Der Besitzer züchtete Araber, wollte sich aber verkleinern und an den Starnberger See ziehen.

Der Hof lag 14 Autokilometer von uns entfernt in der Gemeinde Peißenberg, in einer Schleife der Ammer und rund 500 Meter vom nächsten Haus entfernt. Wir schauten uns die Anlage gemeinsam mit Leoni an. Meine Tochter und ich waren schnell begeistert. Marion sah allerdings auch die Belastungen, die mit einem Projekt dieser Dimension auf Leoni zukämen. Leoni war zu dem Zeitpunkt gerade mal 22 Jahre alt.

Der Besuch wirkte bei mir nach, und Leoni fand dann nach einigen Diskussionen in ihrem Vater tatsächlich einen Unterstützer. Marion war eher dagegen.

Am Ende beschlossen wir zu dritt, den Hof zu kaufen. Ein gewaltiger Sprung, anders kann man das wohl nicht nennen. Im Mai unterzeichneten Marion und ich den Kaufvertrag. Der Verkäufer wollte den Stall allerdings noch so lange nutzen, bis seine neue Reitanlage am Starnberger See bezugsfertig war.

Im Kaufvertrag legten wir daher fest, dass das Risiko erst im November auf uns übergehen würde.

Noch im Monat der Unterschrift, an Pfingsten 1999, kam es an der Ammer zu einem Jahrhunderthochwasser. Der Fluss trat an etlichen Stellen über seine Ufer. Und auch der Reiterhof stand komplett unter Wasser.

Werner und ich waren gerade auf einer Messe in Chicago, als die Wassermassen kam. Marion stand bei uns zu Hause in der Färbergasse und räumte den Keller frei. Auch hier, nahe der Weilheimer Innenstadt, mussten wir mit Überschwemmungen rechnen.

Unser Haus blieb schließlich verschont, weil die Fluten aus der Ammer 50 Meter weiter südlich eine 600 Quadratmeter große Tiefgarage fluteten. Nur aus diesem Grund riss der Strom einige Meter vor unserer Hausnummer 33 ab.

Der Reitstall hatte dieses Glück nicht. Man konnte einmal nicht hinfahren, sämtliche Zufahrtswege standen unter Wasser, waren in Teilen sogar regelrecht weggespült. Die Pferde hatte der Vorbesitzer noch evakuieren können. Die Gebäude aber, die Koppeln, der Baumbestand, all das hatten braungraue Fluten ergriffen.

Als ich aus Chicago zurückgekehrt war, unterhielt ich mich in Ruhe mit dem Vorbesitzer. Von dem Kaufvertrag hätte ich unter diesen Umständen zurücktreten können, tat das aber nicht. Ich vertraute darauf, dass der Vorbesitzer Schlamm und Schäden beseitigte. Das tat er auch und verließ die Anlage dann bereits im Spätsommer. Damit konnte unser Abenteuer Reitstall beginnen.

Leoni und Bernhard zogen in das Wohnhaus, und meine Tochter fühlte sich schnell wohl in der neuen Umgebung. Gemeinsam mit ihren Freunden Christian und Markus Reichenberg und Markus' Freundin Floriane fand sie auch einen Namen: Gut Allegra. Das Logo entwickelte Christian am Computer.

Mehrere Freundinnen wechselten mit ihren Pferden auf das Gut Allegra. Das sorgte aus Leonis Sicht sicher für ein Stück Vertrautheit. Und doch erhielt sie mit einem Mal die Verantwortung für einen Stall mit bis zu 24 Einstellpferden und 13 Hektar Wald und Wiesen.

Marions Bedenken waren durchaus berechtigt gewesen. Leoni zeigte enorme Begeisterung und höchstes Engagement. Doch auch ich musste mir eingestehen, dass die Aufgabe am Anfang groß, womöglich zu groß für sie war.

Leoni war fortan sieben Tage die Woche im Stall zu finden, auf dem Dressurplatz, auf der Galoppbahn, in der Reithalle oder auf dem Longierzirkel. Marion half ihr viel, weniger bei der Arbeit mit oder an den Pferden als bei der Organisation des Reitstalls. Marion und ich hatten ja seit Gut Apfelkam mehr als zwei Jahrzehnte Reitstallerfahrung gesammelt. Wir wussten um die Dynamiken, um die im Grunde kaum vermeidbare Grüppchenbildung, auch um den Einsatz, den es verlangt, wenn man dauerhaft eine schöne Atmosphäre schaffen will. Es sind oft auch die konkreten Arbeiten, die den Unterschied machen, hier mal ins Unkraut zu gehen, dort zu fegen, drüben in der Küche, die allen Einstellern zur Verfügung stand, das Geschirr in die Spülmaschine zu räumen. Zu tun gibt es immer etwas, das erlebten Marion und erst recht natürlich Leoni.

Das Haus stand bei ihr stets offen, alle traten ein. Und manch einer nahm sie in Beschlag. Wenn der Hufschmied

kam und mal jemanden brauchte, der kurz anpackte – Leoni. Wenn es warm wurde und einem Pferd auf der Weide die Decke abgenommen werden musste – Leoni. Wenn die Decke später wieder drauf sollte – Leoni. Und wenn jemand auf der Straße eine Katze aufgelesen hatte und jemanden suchte, der das Tier zum Tierarzt brachte und ihm dann ein neues Zuhause gab ...

Im Nachhinein kann ich nur sagen, dass Leoni die Herausforderung angenommen und auch bewältigt hat. Zugleich muss man auch sagen, dass sich unsere Tochter auf Gut Allegra einen Traum erfüllte.

Zuerst unterstützte sie als Angestellter Ulrich Mansfeld, der mit seiner Frau Edith dann auch in die Einliegerwohnung auf dem Hof zog. Er kümmerte sich um die Stallarbeit und pflegte die Anlage. Später stellte Leoni den polnischen Mitarbeiter Wladek Pyrcioch ein, der mit seiner Frau Gladys wie sein Vorgänger ebenfalls in die Einliegerwohnung zog.

Am 22. Februar 2001 haben Leoni und Bernhard standesamtlich im Kloster Bernried geheiratet. Die kirchliche Trauung fand im Oktober in der kleinen Kapelle von Burg Wernberg statt. Anschließend haben wir kräftig gefeiert. Pia, unsere erste Enkelin, kam am 11. Mai 2004 zur Welt. Ihr folgte Julie im Oktober 2006 und mit einigem Abstand Felix im Mai 2015. Felix ergeht es wie manchem Nachzügler – er hat neben seiner Mutter noch zwei weitere Mütter.

Leoni begann auf Gut Allegra, Managerkurse zu geben. Pferde sprechen ja sehr darauf an, wie man auf sie zugeht. Man kann mit ihnen deshalb wunderbar Kommunikation mittels Körpersprache trainieren. Anhand machbarer Übungen – die Manager mussten keinerlei Reitsporterfahrung mitbringen –

erlebten sie, wie sie auf andere wirkten und wie mithilfe eines bewussten Einsatzes von Energie strategische Steuerung möglich ist. Ein Pferd lässt sich nämlich nicht von einem Abhängigkeitsverhältnis beeinflussen und ist auch nicht beeindruckt von der Position des Managers in seinem Unternehmen.

Der afrikanische Zweig

Meine Urgroßmutter Margarete Domrich war ja eine Enkelin des evangelischen Theologen Karl August von Hase gewesen, der ab 1830 in Jena gewirkt hat. Aufgrund ihrer zahlreichen Familienmitglieder hat die Familie von Hase schon Ende des 19. Jahrhunderts einen Verein gegründet. Nach dem Fall der Mauer fand dann in Jena, wo in der Straße Fürstengraben auch eine Büste des Urvaters steht, der erste nicht nur ostdeutsche Familientag statt. Deutschlands Wiedervereinigung beendete somit auch die Trennung der weitverzweigten von Hases. Und auch ich wurde Mitglied im „Haseschen Familienbund e.V.“. Mitte der Neunzigerjahre sind Marion und ich dann auch mal zu einem Familientag nach Jena gereist.

In den Zweitausendern habe ich mich ein bisschen mehr im Verein engagiert. Wir besuchten noch zweimal den Familientag im Klassikhotel in Jena, einem Plattenbau mit DDR-Charme, das ausreichend Zimmer bot. 2010 traf sich die Familie in Meiningen im Thüringer Wald, wo ja auch meine Großmutter gelebt hatte, und vier Jahre später dann in Leipzig. Aus Leipzig stammte und stammt ein großer Teil der von Hases. Dort ist auf dem Südfriedhof auch das zweite große Familiengrab zu finden. Oskar und Johanna von Hase ruhen dort wie auch einige ihrer neun Kinder. Oskar, jüngster Sohn

des Karl August von Hase, hatte 1880 die Leitung des Leipziger Musikverlags übernommen.

Die von Hase'schen Familientreffen haben Marion und mir immer gut gefallen. Es ergaben sich etliche Begegnungen und interessante Gespräche. Wir haben hier auch Christiane Ammer-Wabnitz und ihren Mann Claus Wabnitz aus München kennengelernt – mit ihnen verbindet uns bis heute eine enge Freundschaft. Ein Familientag ist uns in besonderer Erinnerung geblieben. Er fand 200 Jahre nach dem Geburtstag Karl August von Hases im Sommer des Jahres 2000 statt – in Namibia.

Die frühere deutsche Kolonie Namibia kannten wir, weil wir sie im Vorjahr 1999 bereist und dort auch den 60. Geburtstag unseres Freundes und Leonis Patenonkels Werner Birmes gefeiert hatten. Nun erhielten wir unerwartet einen guten Grund, erneut in das ehemalige Deutsch-Südwestafrika zu fliegen. Die Einladung nach Namibia lag just im Briefkasten, als wir 1999 von eben dort nach Weilheim zurückkehrten.

„Liebe Mitglieder des Haseschen Familienbundes!“, hieß es darin. „Anlässlich des Familientages in Jena 1998 entstand der Gedanke, daß man einen Weg finden sollte, um eine engere Verbindung mit dem afrikanischen, recht jugendlichen Stamm der Familie, der aus zwanzig Personen des Namens von Hase besteht, zu schaffen. Da man aus Kostengründen keinen vollwertigen Familientag nach Namibia auf die Farmen JENA und KIRIPOTIB verlagern kann, möchten wir Afrikaner für die Jahresmitte des Jahres 2000 einen ausgearbeiteten Vorschlag anbieten, der eine Art ‚Namibia-Familientag‘ mit Safarimöglichkeit zusammenfasst. Denn wenn man schon einen weiten Flug von 10.000 km

unternimmt (übrigens ohne Zeitverschiebung), sollte man die Gelegenheit haben, die Familienfarmen und interessante Teile des Landes kennen zu lernen.“

Wir erfuhren, dass die eine Farm 160 Kilometer südöstlich der Hauptstadt Windhoek und die andere weitere 70 Kilometer südlich lagen. Für die Safari konnte man Übernachtungen in Lodges und Hotels wählen oder sich in Zelten schlafen legen. Bei Interesse wurde um möglichst frühe Buchung gebeten.

Dieser Bitte sind wir gerne nachgekommen. Dass wir so viel Verwandtschaft in Namibia hatten, wusste ich zu dem Zeitpunkt gar nicht. Der Umstand erklärt sich aus dem völlig ungewöhnlichen Leben Hans Jürgen von Hases, das ohne die Zeitläufte des 20. Jahrhunderts völlig anders verlaufen wäre.

Hans Jürgen von Hase kam als eines von fünf Geschwistern im Oktober 1911 in Kiel zur Welt. Sein Vater gehörte im damals noch kaiserlichen Deutschland der Marine an und zog in den Ersten Weltkrieg. Hans Jürgen verbrachte große Teile seiner Kindheit und Jugend auf einem Hof in Mecklenburg. Dort gab es, immerhin, stets genug zu essen.

Seine Mutter ließ sich von seinem Vater und später auch noch einmal von ihrem zweiten Ehemann scheiden. Mit ihrem dritten Partner lebte sie in Ostafrika. Ihr Sohn entschied sich nach seinen Schuljahren, im heutigen Nordhessen an der Kolonialhochschule Witzenhausen Landwirtschaft zu studieren. In Mecklenburg sah er keine berufliche Perspektive.

Das Studium schloss er mit einer Diplomarbeit über den Ackerbau im Sozialismus ab (der Titel: „Die Sowjet-Landwirtschaft von 1918 bis 1930“) und bereitete sich anschließend auf

eine Fahrt in das seit 1915 nur mehr ehemalige Deutsch-Südwestafrika vor. Im Januar 1933, zwei Wochen bevor die Nationalsozialisten in Deutschland die Macht ergriffen, stach Hans Jürgen mit dem Dampfer Watussi in See. 32 Tage später kam er wohlbehalten in Windhoek an.

Hans Jürgen von Hase hat in verschiedenen Etappen seine Erinnerungen aufgeschrieben und später als Buch („Der Kalahari abgerungen ...“) veröffentlicht. So wissen wir über seinen Lebensweg gut Bescheid. Über seine Abreise aus Deutschland und von der Großmutter am 15. Januar 1933 schrieb er:

„Omi Heygster begleitete mich an diesem dunklen Winterabend aufs Schiff. Wir nahmen einen Abschiedstrunk, dann heulte die Schiffssirene und los ging die Fahrt. Sofort fühlte ich mich eigentümlich erwachsen und selbstständig. Vater hatte mir die Reise bezahlt, mir 200 Reichsmark für Unkosten mitgegeben und, ich glaube, zehn Pfund für die erste Zeit in Südwest. Ich fühlte mich wie ein Fürst.“

Aus dem Fürsten wurde allerdings erst einmal ein, wie er selbst das nannte, Farmeleve auf dem Betrieb Krumhuk. Dort, in 1900 Meter Höhe, lernte Hans Jürgen die landwirtschaftlichen Voraussetzungen, die Namibia bot. Größere Anpassungsschwierigkeiten hatte er offenbar nicht. Er begann bald als Verwalter auf einer kleineren Farm. Dann allerdings kehrte er zur weiteren Fachausbildung nach Deutschland zurück, zur Firma Theodor Thorer, einem damals führenden Unternehmen der Pelzbranche in Europa.

1935 fuhr Hans Jürgen erneut nach Namibia und handelte fortan für Theodor Thorer mit Persianerfellen. Die entstammten

dem Lamm des Karakulschafes. Hans Jürgen besuchte verschiedene Farmen, kaufte die weich-lockigen Felle und schickte sie nach Leipzig. Im Jahr 1937 brachte er gemeinsam mit zwei Kollegen rund 100.000 Persianer auf den Weg. Das Geschäft lief gut. Dann aber wirkte sich das weltpolitische Geschehen auch auf der Südspitze des afrikanischen Kontinents aus.

Es war Südafrika, das seit einem Beschluss des Völkerbundes von 1920 das vormalige Deutsch-Südwestafrika verwaltete. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs musste die südafrikanische Regierung sich positionieren. Das tat sie und agierte nun an der Seite Großbritanniens. Südafrikaner kämpften an der Seite der Alliierten in Ost- und Nordafrika und auch in Italien – und wurden auch gleich hinter ihrer Grenze in der ehemaligen deutschen Kolonie Namibia tätig.

Für Kriegsgegner bauten die Südafrikaner Internierungslager. Und in ein solches, es bekam eine Umzäunung aus doppeltem Stacheldraht und den Namen „Andalusia“, sperrten sie auch den deutschen Fellhändler Hans Jürgen von Hase. Das Lager lag auf südafrikanischem Boden, rund 1200 Kilometer von Windhoek entfernt.

Als Hans Jürgen ins Lager musste, besaß er noch keinerlei Ländereien, wohl aber über 1000 Karakulschafe und 150 Rinder. Er war auch bereits liiert, mit Hilda Lühl, einer Frau aus Namibia mit deutschen Wurzeln. Hilda versuchte nun zu erreichen, dass die Tiere ihres Verlobten nicht beschlagnahmt wurden. Hans Jürgen wiederum beantragte im Lager eine Ferntrauung, vergeblich.

Der Weltkrieg zog sich, und im Lager Andalusia mussten rund 1200 Häftlinge mit der Situation umgehen. In seinen Erinnerungen erwähnt Hans Jürgen das Problem der

„Frauenlosigkeit“, unter der hätten doch manche gelitten. Mehr Raum widmet er einer Tätigkeit, die ihn nach seinen Worten „ausgefüllt“ habe: dem Studieren.

Der Häftling lernte im Lager die Sprachen Afrikaans und Russisch. Und er hörte über Jahre Vorlesungen in Volkswirtschaftslehre, die ein Professor aus Freiburg hielt. Der hatte seinen Urlaub in Namibia verbracht und war aufgrund seiner Nationalität ebenfalls eingesperrt worden.

Der Staat Südafrika kämpfte in jenen Jahren mit einer Entschiedenheit an der Seite der Alliierten und gegen Deutschland, die einen differenzierten Blick offenbar nicht gestattete. Natürlich waren nicht alle Deutsche in Namibia Nazis. Für die Südafrikaner waren die Deutschen jedoch der Feind. In dem Lager Andalusia fanden sich deshalb auch jüdische Deutsche wieder.

Im Übrigen erlebte Hans Jürgen in dem Lager eine Gemeinschaft, die das Beste aus der Haft machte und versuchte, die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht zu verlieren. Die Männer zogen sich an der Zukunft hoch.

„Deutsche sind aktive Perfektionisten, auch in der Gefangenschaft. Das Resultat war die gute Nutzung von Schule, Studium und Sport. Bestätigung fanden die Aktiven in der Einstellung unseres Lagerleiters Beckurts, der immer wieder sagte: ‚Das Schicksal hat euch in ein Internierungslager verbannt. Ihr werdet überleben. Eure Aufgabe ist es, gesund zu bleiben und euch darauf vorzubereiten, nach dem Kriege die Stellen der gefallen Deutschen einzunehmen.‘ Die meisten von uns haben sich diese Mahnung zu eigen gemacht. Sie haben sich nach der Befreiung mit überschäumender Kraft dem Leben gestellt.“

Viereinhalb Jahre nach seiner Verhaftung bekam Hans Jürgen die Erlaubnis, Besuch zu empfangen. Empfangen ist ein großes Wort für den Akt.

„Die Besucherblechbude war durch zwei Maschendrahtwände in drei Abteilungen getrennt worden. Wir standen in etwa drei Metern Entfernung voneinander. Ein Soldat lief im Mittelstück hin und her, vier Männer standen auf der einen Seite, die Frauen gegenüber. Beim Sprechen von acht Personen auf engstem Raum konnte man sich nur schwer verständigen. Mit den Fingern hingen wir im Stacheldraht und versuchten, miteinander Kontakt zu bekommen. Ich musste mich bücken, damit Hilda meine Augen sehen konnte.“

Am zweiten Besuchstag sei die anfängliche Entfremdung dann aber überwunden gewesen, fügte Hans Jürgen in seinen Erinnerungen hinzu.

Hilda gelang es schließlich, gemeinsam mit ihrer Schwester den Viehbestand ihres künftigen Mannes zu sichern und ihn auch durch die extreme Dürre zu bringen, die den Süden Afrikas zum Jahreswechsel 1945/46 ergriff. Da war Hans Jürgen trotz des Kriegsendes im Mai 1945 noch immer nicht aus dem Lager entlassen worden. Das geschah erst im Jahr drauf.

„Am Tor wurde ich zum letzten Mal gefilzt; alle Aufzeichnungen wurden mir abgenommen. Als Kriegsentschädigung bekam ich eine Fahrkarte nach Pretoria. Ich hatte keinerlei Verbindung zu Hilda. Doch sie erfuhr am Morgen

durch ihren Bruder, dass ich gegen Mittag käme. Sie eilte zum Bahnhof und kam gerade rechtzeitig, um mich auf dem Bahnsteig in die Arme zu schließen.

Sie strahlte, ich hingegen war recht durcheinander, linkisch und unbeholfen. Urplötzlich stand ich wieder mitten im Leben, und obwohl ich mich danach so sehr gesehnt hatte, fühlte ich mich unsicher. Hilda war ganz unbeirrt und leitete mich in den ersten Tagen, bis ich wieder Boden unter den Füßen fand. Wir waren glücklich miteinander, liebten uns herzlich und schritten vergnügt in unser neues, gemeinsames Leben. Ich wohnte bei meiner Tante Toni Burchard, Hilda in einer Pension, getrennt von mir. Sie gestattete mir keine ehelichen Kontakte. Hart, aber goldrichtig!“

Vier Wochen später haben die beiden dann geheiratet.

Nach Deutschland wurde das Ehepaar nicht ausgewiesen und kehrte stattdessen nach Namibia zurück, auf die Farm Wiese, in der Hilda die Tiere untergebracht hatte. Hans Jürgen arbeitete nun als Farmer. Bald aber kaufte er auch wieder Felle für die Firma Theodor Thorer. 1948 brachte Hilda das erste gemeinsame Kind zur Welt, Raimar, zwei Jahre später dessen Bruder Hans-Georg.

Hans Jürgen beantragte und erhielt die südafrikanische Staatsbürgerschaft. Die deutsche Nationalität verlor er so, sollte sie aber 30 Jahre später zurückerhalten.

Im Jahr 1950 besaß Hans Jürgen 1400 Schafe und 400 Rinder, die er auf der Farm Judäa hielt. Das Land samt Gebäuden hatte er mithilfe von Krediten gekauft. Weil er mit der Qualität der Felle nicht zufrieden war, züchte er nun selbst Karakulschafe. Seine Methoden kamen den Kollegen in Namibia

unorthodox vor, doch sie brachten Erfolge. Irgendwann saß er im Vorstand des Karakulzuchtvereins. 1965 war seine Farm schuldenfrei. Seine beiden Söhne entschieden sich zu Hans Jürgens großer Freude ebenfalls für den Beruf des Farmers.

Nur seine Frau Hilda machte Hans Jürgen immer mal wieder Sorgen. Sie litt an Krankheiten, überwand diese, erkrankte dann aber im Jahr 1975 an Krebs. Hans Jürgen und Hilda waren inzwischen fünffache Großeltern. Sie verließen die Farm Judäa, die sie mit Blick auf die Hase'sche Familie längst in Jena umbenannt hatten, und zogen in die Stadt nach Windhoek. Hilda von Hase, geborene Lühl, starb 1981.

Über Vereine und Verbände hatte ihr Mann sich schon in den Jahren zuvor auch politisch engagiert. 1981 krönte er diesen Teil seines Lebens und wurde Namibias Landwirtschaftsminister. Er heiratete noch einmal, Karin Neumann, eine Deutsche, die Hilda und er bei Urlauben in Oberstdorf kennengelernt und mit der sie sich angefreundet hatten. Sein zweiter Sohn, Hans-Georg, heiratete später eine Tochter Karins aus früherer Ehe.

Mit seiner zweiten Frau Karin zog Hans Jürgen von Hase 1984 nach Kapstadt. Als wir nun, zum Ende der von Hase'schen Safari im Sommer 2000, mit sicher 50 Familienmitgliedern die Farm Kiripotip erreichten, empfingen uns Hans Jürgens Söhne Raimar und Hans-Georg mit ihren Frauen und Kindern. Ihren Vater hatten wir in den beiden Wochen zuvor schon intensiv erlebt und kennengelernt. Mit fast 89 Jahren hatte der frühere Farmeleve Hans Jürgen von Hase in guter körperlicher Verfassung und bester Stimmung an der Familiensafari teilgenommen, war hoch auf die Dünen geklettert und hatte,

so wie er es sich Jahrzehnte vorher in Namibia angewöhnt hatte, unter freiem Himmel geschlafen.

Seine beiden Söhne boten uns einen tollen Einblick in das Leben namibischer Farmer. Kiripotip wird von Hans-Georg und seiner Frau Claudia bewirtschaftet. Sie unterhalten dort eine Weberei, in der sie die Wolle der Schafsfelle verarbeiten. Claudia betreibt auch eine Goldschmiedewerkstatt mit einigen Mitarbeitern. Claudia ist mit ihren Produkten, denen man den deutschen wie den namibischen Einfluss ansieht, auch schon auf der Handwerksmesse in München gewesen. Die Farm Jena ist heute verkauft, weil Hans Jürgens älterer Sohn Raimar Regierungsberater für Landwirtschaft und vor allem Schafzucht wurde. Er zog mit seiner Familie nach Windhoek. Auf Kiripotip sind die von Hases noch aktiv.

Vor dem Familientag in Kiripotip hatten wir, die Jugend in Kleinbussen, die Älteren in einem großen Bus, eine eindrucksvolle Reise durch Namibia unternommen. Während der Safari haben Marion und ich wie auch Steffen und Doris einige unserer von Hase'schen Verwandten richtig gut kennengelernt, Goerdts und Uscha Stubbe etwa. Sie lebten damals in Bad Godesberg und zogen später nach Bayern um. Uscha und Goerdts entstammen wie wir dem ersten Zweig des Stammbaums, genau wie Barbara Hackmeister, die mit ihrem Mann Jürgen Hoffmann mitreiste und in Berlin lebt.

Mit Uscha und Goerdts haben wir zwei Jahre nach dem Familientag eine Flugsafari unternommen, in Namibia, Botswana, Simbabwe und kurz auch in Sambia. Mit Barbara Hackmeister und ihrem Mann Jürgen wiederum wie auch mit Steffen und Doris flogen wir 2007 nach Argentinien. Dort

haben wir in Buenos Aires Dorothee von Hase de Monacayo besucht, eine 1937 geborene Opernsängerin. Ihr Mann Guillermo, ein Rechtsanwalt, hatte während der Militärdiktatur im Gefängnis gesessen.

Der Familientag 2000 in Namibia hat also in gewisser Weise nachgewirkt. Manche neu geknüpften Beziehung blieb bestehen. Mit Uscha und Goerdts haben wir noch viele weitere Reisen gemacht.

Dass somit in „seinem Namibia“ neue familiäre Bindungen entstanden sind, 67 Jahre nachdem er selbst erstmals dieses Land betrat, dürfte Hans Jürgen von Hase erfreut haben. Er selbst ist am 22. Februar 2006 in Summerset West, Südafrika, gestorben. Hans Jürgen wurde fast 94 Jahre alt.



Marion und ihre Schwester Edith; Quirin mit seiner Frau Elli; Leoni mit ihrem Mann Bernhard; unten: Leoni und Quirin; rechts: Leoni auf Blume – ihr erster Sieg in einer Dressurprüfung





Namibias Landschaft und zwei Mitarbeiter der Farm Jena mit Karakulschaf-Lämmern; darunter: Familientag von Hase auf der Farm Jena im Jahr 2000; rechts: Hans Jürgen von Hase

Unten: Jahreswechsel 1999/2000 auf der Burg Wernberg; rechts: mein Schwager Dietmar Gamp, mein Bruder Steffen, meine Schwester Beate, meines Schwägerin Doris, mein Schwager Everhard, meine Schwester Annette und Marion







*Dittmann-Familientreffen: 1995 in Unna (kleines Bild)
und 2010 in Meiningen im Thüringer Wald*

7. Im Großkonzern

Convothem, das letzte Drittel: Die neuen Strukturen fordern uns heraus. Weitere Formate entstehen. Wir schauen nach Lyon und nach England, nach China und Chicago. Und kochen im Weinberg

Berisford hatte 11.000 Mitarbeiter. Sie waren in 20 Ländern angesiedelt und erwirtschafteten einen Jahresumsatz von 750 Millionen Britischen Pfund. Eglfing im Januar 1999. Willkommen im Großkonzern!

Aus zwei Entrepreneuren waren zwei angestellte Manager geworden. Aber unser Gemeinschaftsbüro hatten wir noch.

Zu tun hatten wir auch. Werner trieb die Planung unserer neuen Produktionshalle voran, in bewährter Zusammenarbeit mit dem Münchner Ingenieurbüro Wilfried Vogel. Wie früher beschaffte Werner bei den Behörden alle notwendigen Erlaubnisse. Im Jahr 2000 begannen die Bauarbeiten für unser 6000 Quadratmeter großes Werk III. Neben den beiden anderen Hallen würde es ob seiner Größe wie ein Riesenbaby wirken.

Zugleich lief die Produktion weiter. Die Entwicklungsabteilung wiederum arbeitete an technischen Verbesserungen für unsere Heißluftdämpfer. Die Verkäufer verkauften. Und die Buchhalter stellten auf ein neues Geschäftsjahr um, das jetzt von Oktober bis September ging und nicht mehr von Januar bis Dezember. Unsere erste Bilanz erstellten wir deshalb für neun Monate.

In der Organisationsstruktur standen nun allerlei Köpfe über Werner und mir. Es würden, wie wir bald bemerkten, nicht

immer dieselben sein. Im Mai 1999 wurde David Williams zum neuen CEO bei Berisford ernannt. Gleichzeitig nahmen für das „Food Equipment Europe“ von Berisford Marc Whiting als CFO und Andrew Airey als Direktor ihre Arbeit auf. Damit hatten wir zwei neue Chefs. Werner bekam auch noch einen Engländer als Head of Production and Development Europe vorgesetzt. Der brachte wenig Erfahrung mit Geräten wie den unseren mit, doch Werner musste trotzdem an ihn berichten.

Im August 1999 kaufte Berisford in Italien die Firma Scotsman, einen Hersteller von Maschinen zur Eiswürfelbereitung. Im Januar 2000 übernahm Peter Brooks in London als Chairman of the Board die Gesamtverantwortung.

All die Personalien haben wir einerseits mit Interesse verfolgt. Gleichzeitig sahen wir keinen Grund, unser Verhalten und die Art zu verändern, das Unternehmen zu führen. Convotherm machte gute Geschäfte. Die Erträge der amerikanischen Firmen im Konzern hingegen gingen während des Jahres 2000 stark zurück. Das war für uns Europäer im Konzern durchaus von Belang. Der Grund: Die Firmen in den USA trugen 80 Prozent zum Gesamtergebnis von Berisford bei.

In der Krise entschied der Konzern 1999/2000, eine „New Corporate Identity“ zu etablieren. Sie sollte alle Firmen und Marken des „Food Equipment“ betreffen. Es kam zur Umbenennung, aus Berisford wurde Enodis. Die Berisford-Geschäftszweige „Building“ und „Consumer Products“ blieben davon unberührt. Beide wurden 2001 verkauft.

Enodis konzentrierte sich also auf die Sparte „Food Equipment“. Der Chef von Enodis Europa, Andrew Airey, sah seine Aufgabe jetzt in erster Linie darin, die Manager der Einzelunternehmen zu halten. Offenbar hatte er fast schon Panik, dass

Leute wie ich das kriselnde Unternehmen verlassen könnten. Airey hatte mir 1999 die Verantwortung für alle deutschen Firmen übertragen. Ich war damit Geschäftsführer der Enodis Deutschland GmbH, der temp-rite International GmbH, die Speisentransportsysteme herstellte, und der Convothem GmbH. Nun bot er mir einen Loyalitätsbonus, wohl um mich zu motivieren und überhaupt zu halten. Die Extra-Zahlung entsprach der Höhe eines halben Jahresgehalts.

Ich hatte gar nicht erwogen, den Konzern zu verlassen. Die netten Worte und den Bonus habe ich aber natürlich gern genommen. Am großen Ganzen änderte das freilich nichts. Der Gesamt-CEO David Williams musste Enodis im März 2001 verlassen. Europachef Andrew Airey wurde ebenfalls gefeuert.

Werner

Johann Lafer kannte ich aus der Stromburg. Dort kochte dieser zu jener Zeit bekannteste deutsche Fernsehkoch in seinem Sterne-Restaurant – mit Heißluftdämpfen von Convothem. Für die Anuga 1999 haben wir Johann unter Vertrag genommen. Er kochte an unserem Stand. Weil der bekannte Radiomoderator Rainer Witt mit viel Schwung moderierte, haben wir bei den Messebesuchern großes Interesse geweckt. Mit Johann Lafer haben wir nicht nur 1999 zusammengearbeitet.

In jenem Jahr in Köln traten wir das letzte Mal auf einer Messe nur als Convothem auf. Auf die Hogatec 2000 kamen wir als Enodis Deutschland GmbH mit all ihren Marken. Wer also Convothem aufsuchte, traf nun auch auf die Firma

Lincoln, die Kippbratpfannen und Kochkessel baute, auf den Eiswürfelzubereiter Scotsman, auf Merrychef (Mikrowellengeräte) und Frymaster (Fritteusen). Um die Zugehörigkeit all der Firmen zu Enodis zu zeigen, versahen die Marketingexperten des Konzerns jedes Logo mit einer rot-blauen Ellipse. Bei Convotherm arbeiteten wir zu Werbezwecken außerdem mit Mister C, einer Comic-Figur, die aus einer Kochmütze mit dünnen Armen und Beinen bestand.

Unsere neue, große Halle haben wir im November 2001 mit einem Tag der offenen Tür eingeweiht. Zugleich feierten wir mit unseren Mitarbeitern und unseren Kunden unser 25-jähriges Bestehen. Das fertige Werk III und unser Jubiläum gaben uns zwei gute Gründe zu feiern. Auch die Konzernchefs aus dem Ausland flogen ein.

Die Geschichte von Convotherm weist für diesen November 2001 allerdings ein anderes Ereignis auf. Es ist in seiner Bedeutung kaum zu überschätzen: Bei seiner Begrüßungsrede zur 25-Jahr-Feier gab Werner seinen Rückzug bekannt.

Eine Ära endet, dieser Satz ist schnell dahingesagt. Doch nun traf er zu.

Werner war fast 60 Jahre alt. 25 Jahre Convotherm, sagte er, seien ein guter Zeitpunkt, sich auf etwas Neues zu besinnen. Viel mehr Worte machte er nicht um seine Person.

Werner hatte mich eingeweiht, natürlich. Unser vortreffliches Verhältnis hatten auch die drei Jahre im Konzern nicht beschädigen können. In dem Moment, als er seine Entscheidung öffentlich machte, hat mich das trotzdem sehr berührt. 25 Jahre hatten wir gemeinsam an der Spitze der Firma gestanden, anfangs als Chefs von zwei, drei Leuten.

Es lag Schnee, als Werner im Januar 2001 die Belegschaft zu seiner Abschiedsfeier empfing. Im Neubau von Convotherm spielte die Eglfinger Musikkapelle auf. Wir aßen und tranken zusammen. Ich hielt eine Rede, in der ich versuchte, seine Bedeutung für das Unternehmen zu würdigen. Werner schenkte jedem Kollegen einen Kugelschreiber, in den er seinen Namen hatte eingravieren lassen. Er dankte den Leuten herzlich für die tolle und erfolgreiche Zusammenarbeit. Eine Stimmung entstand, die die meisten von uns gerührt hat. Als Werner die Feier verließ, standen die Mitarbeiter für ihn Spalier. Die Kapelle begleitete ihn hinaus.

Nach Werners Abschied wurde mir bewusst, wie intensiv und in welcher Einigkeit wir beide und auch unsere Familien all die Jahre verbracht hatten.

Unser gemeinsames Büro in Wolfratshausen und in Eglfing.

Gemeinsame Geschäftsreisen, erst mal innerhalb Deutschlands, dann ins europäische Ausland, schließlich auch nach Asien und Amerika.

Unsere Exportkonferenzen, oft in Eglfing, mitunter auch auf Bali oder auf Madeira.

Die Täler, die wir gemeinsam durchschritten, und die Fortschritte, über die wir uns gefreut hatten.

Die verschiedenen Firmengründungen im Ausland, Convotherm Singapore, Convotherm France, Convotherm UK.

Und überhaupt die immerwährende Nähe, Loyalität, das tiefe gegenseitige Vertrauen.

Solch eine Gemeinsam-Liste könnte noch Seiten füllen. Etliche Reisen mit unseren Frauen gehören auf jeden Fall dazu. Wir haben Renate und Marion auf manche Messe im Ausland mitgenommen. So wollten wir ihnen unseren Alltag

im Ausland näherbringen – und auch mal etwas zurückzahlen für die vielen Tage, in denen die beiden den Familienalltag allein geschmissen hatten. Es war toll und bereichernd, dass wir immer auch wieder mal zu viert unterwegs waren, ob nun in Paris oder in Chicago oder auf einer hochattraktiven Rundreise, die unsere japanische Vertretungsfirma FMI für uns organisierte, mit Besuchen in Tokio, Osaka und Kyoto, im Badeort Arima Onsen und in der Tempelstadt Nara.

Auf einer anderen Fahrt zu viert haben wir in Taipeh etwas über die Mentalität der Chinesen gelernt. Andy Hungs Firma Eslite, unser Importeur für Taiwan, lud uns an einem Abend in ein Restaurant am Hafen ein. Man saß nett am Wasser, allerdings hatte das Haus seine Terrasse nicht gerade hochwertig ausgestattet. Eslite führte damals auch hochpreisige europäische und amerikanische Weine ein.

Andy Hung hatte zwei Flaschen dieser Weine mitgebracht. Als wir Platz nahmen, stellte er uns die beiden Flaschen auf die Plastikdecke. An beiden klebte gut sichtbar ein Preisschild. Die eine Flasche kostete 2000, die andere 5000 US-Dollar.

Andy Hung bemerkte unser Erstaunen. Ein Chineser, erklärte er, zeige grundsätzlich sehr gerne jedem, dass er im gehobenen Wohlstand lebe. Als er das sagte, musste ich daran denken, dass Mercedes zu der Zeit rund 90 Prozent seiner 600er Klasse nach China verkaufte.

Das Preisschild lasse er daher stets auf der Flasche, fuhr Andy Hung fort. Wenn er bei sich zu Hause Gäste habe, verfare er genauso. Sie sollten wissen, was sie ihm wert sind.

Ein extrem teurer Wein dient also als zählbare Wertschätzung, so haben wir das verstanden. Und hätten das

als gewöhnliche Touristen in diesem Restaurant in Taipeh doch niemals erfahren.

Neben den Reisen verband uns mit den Schwarzbäckers auch das jährliche Gänseessen an St. Martin. Renates Familie hatte ja den Gasthof Seidl in Eglfing geführt und dort am 11. November stets die klassische Martini-Gans zubereitet. Es muss bei diesen Veranstaltungen früher mitunter hoch hergegangen sein und weder an alkoholischen Getränken noch an Süßspeisen wie Aus'zogenen Nudeln gefehlt haben. Als die Familie Seidl ihren Gasthof schloss, führten Werner und Renate die Tradition des Martiniessens in familiärem Rahmen fort. Marion und ich nahmen erstmals 1977 teil, da bereitete Werners Schwiegermutter die Süßspeisen noch persönlich zu. Wir kamen, teils auch mit unseren Kindern, über Jahrzehnte.

Mit Werners Abschied von Convotherm endete unsere gemeinsame berufliche Zeit. Privat blieben wir in Kontakt. Wir sitzen bis heute jeden Freitag in Weilheim beim Stammtisch im „Originale da Alberto“ zusammen.

Die Aufstellung im Großkonzern

Mit dem 1. Januar 2002 waren für meinem Counterpart und Gefährten 25 Jahre Geschichte. Bei Convotherm saß ich folglich fortan in einem Einzelbüro. Werners Schreibtisch ließ ich allerdings stehen. Der Raum im ersten Stock von Bau II blieb unser gemeinsames Büro. Die Bilder aus unserer gemeinsamen Zeit habe ich auch nicht von den Wänden genommen.

Im Vorzimmer wirkte weiterhin Rosi Yeary. Sie arbeitete fortan, unterstützt von zwei Schreibkräften, als Direktionsassistentin. Werner und ich hatten sie zu uns geholt, weil unsere langjährige Sekretärin Monika Flöß, ehemals Strobl, nach ihrer Hochzeit kündigte, um auf dem Bauernhof ihres Mannes mit anzupacken.

Unsere Führungsmannschaft war Anfang 2002 gut aufgestellt. Reiner Kühnel leitete die Produktion, Rainer Salzmann die Blechverarbeitung und Stephan Dorsch die Abteilung Elektro und Montage. Die Entwicklung lag in den Händen von Lutz Riefenstein, um die EDV kümmerten sich Markus Ernst und Hannes Wild. Die Elektrik verantwortete Max Huber. Zum Kreis der Convothem-Manager zählten außerdem Gerd Gumminy (Allgemeine Konstruktion und Entwicklung), Stan Smits (Gasgeräte und Entwicklung), Werner Lehnert und Stephan Plenagel (Einkauf) sowie Alexander Schneid und Ralf Klein (Verkauf). Chef der Buchhaltung war Herbert Nengel. Manfred Sussmann kümmerte sich als Direktor weiterhin um Vertrieb und Marketing. Im April 2002 stellte Manfred für die Marketing-Abteilung Andrea Hackspiel ein, die seit ihrer Heirat Sauer heißt und sich schnell als großer Gewinn für Convothem erwies.

In unserem beschaulichen Eglfing, so mein Eindruck, würden uns keine schwierigen Zeiten bevorstehen. Gleichzeitig wirkte sich aber ja das Wohl und Wehe des Gesamtkonzerns auch auf unsere Convothem-Welt aus. Im Juni 2003 veränderte Enodis erneut seine Spitze. Als CEO und Nachfolger von Andrew Allner übernahm nun David McCulloch die Leitung des Konzerns. Und dieser neue oberste Chef machte einen Manager zum Europachef, den ich gut kannte und in

den kommenden Jahren noch weitaus besser kennenlernen sollte: François Houpert.

François hatte die Berisford-Leute damals mit uns in Kontakt gebracht und sie beim Kauf von Convotherm begleitet. Zu der Zeit führte der Franzose die Vertriebsfirma Welbilt France, aus der dann Enodis France wurde. Nun sollte er das ganze Europageschäft gemeinsam mit dem Briten Kevin Blades als CFO leiten.

Ich habe es sehr begrüßt, dass François an diese führende Position gelangt ist. Er kannte Convotherm und unsere Branche. Außerdem würde ich ihn nicht nur als „Group Manager Europe“ und damit als meinen neuen Chef erleben. François blieb auch Geschäftsführer von Enodis France. Und Enodis France war als Vertriebsfirma wiederum Convotherms größter Kunde in Frankreich.

François und ich arbeiteten in den kommenden Jahren intensiv zusammen und verbrachten dabei auch viel Zeit miteinander. Eine intensive Freundschaft entstand. Auch unsere Familien lernten sich kennen. Marion und ich waren zu den Hochzeiten aller vier Houpert-Kinder in Barbizon, einem Künstlerdorf südlich von Paris, eingeladen – und sind gern gekommen.

Auch zu dem neuen CFO Kevin Blades und seiner Frau Maxine entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis. Kevin, ein Südenländer, kam mit Maxine zu meinen 60. und 70. Geburtstag nach Deutschland. Mit dem obersten Enodis-Chef David McCulloch hatte man meiner Einschätzung nach ebenfalls eine gute Wahl getroffen. David stammte aus Schottland, war dann nach Kanada ausgewandert und lenkte nun einen US-amerikanischen Konzern. Er war wie geschaffen, um die

verschiedenen Mentalitäten in einem internationalen Konzern zu erkennen und zwischen ihnen zu vermitteln. Marion und ich freundeten uns auch mit David und seiner Frau Amy an. Amy ist leider vergangenes Jahr im Alter von 75 Jahren gestorben. Mit David stehe ich weiterhin in Kontakt.

Wine & Dine

Die nächsten Jahre brachten für Convotherm, was im Grunde auch die Zeiten zuvor immer ausgemacht hatte: Wir betrieben unser Geschäft, indem wir uns nicht mit dem Status quo zufriedengaben. Technische Neuerungen und Verfeinerungen waren das permanente Ziel. Unsere Heißluftdämpfer erhielten seit 2002 ein automatisches Reinigungssystem, das den Verunreinigungsgrad erkannte und entsprechend reagierte.

Ebenfalls im Jahr 2002 schlossen wir eine Kooperationsvereinbarung mit dem Oberlandwerkstätten. Dieser Produktionsbetrieb, der Menschen mit Einschränkung beschäftigt, belieferte Convotherm schon seit Jahren mit etlichen Bauteilen. Er tut es noch heute. Für ein Unternehmen ist es eine schöne Sache, mit Menschen mit Einschränkung zu kooperieren und so ihren Arbeitsplatz zu sichern. Die Grundvoraussetzung einer solchen Partnerschaft ist aber natürlich, dass die Oberlandwerkstätten mit Präzision fertigen und verlässlich liefern. Und das taten und tun sie absolut.

Die Messen zu besuchen und dort unsere Produkte zu vertreiben, diese Aufgabe änderte sich für mich auch nach zweieinhalb Jahrzehnten nicht. Im März 2003 reiste ich mal wieder nach Hamburg auf die Internorga. Auch unsere Marketingprofis

Manfred Sussmann und Andrea Sauer kamen mit. An einem Abend unterhielten wir uns länger mit Gerd Reiser, dem Herausgeber der Fachzeitschrift „Catering Journal“. Gerd erzählte uns, dass er gerade vor einem Problem stehe. Bislang hatte er immer zum jährlichen Meeting der Großküchenbetreiberbranche geladen, und zwar auf ein Grundstück am Starnberger See, das seiner Lebensgefährtin gehörte. Nun jedoch sei es zur Trennung gekommen, und der schöne Ort für das Treffen sei damit Geschichte. Gerd suchte nach Alternativen, gern an einem ebenfalls schönen Ort und zudem bezahlbar.

Im Grunde erwähnte ich dann nur spaßeshalber, dass ich gerade ein Weingut gekauft hätte, auf dem mitten im Weinberg auch ein Kelterhaus stehe. Gerd Reiser nahm das sofort auf – und sah bereits eine neue Location für den Branchentreff. Wir redeten uns ein wenig heiß an dem Abend in Hamburg, malten uns aus, wie solch ein Event an der Saar aussehen könnte. Auch Andrea Sauer und Manfred Sussmann reagierten eher begeistert, als dass sie große Einwände vorgetragen hätten.

Am Ende haben wir an diesem Abend den entscheidenden Schritt gemacht, um das Branchentreffen für die nächsten Jahre zu sichern. Das Event zog vom Starnberger See an die Saar. Von 2003 bis 2010 fand es unter dem Namen „Wine & Dine“ direkt vor unserem Kelterhaus statt, stets zur der Weinblüte am zweiten Wochenende im Juni.

Andrea Sauer und das Marketing-Team von Convotherm übernahmen die Organisation. Andrea nahm den Kontakt zu Spitzenköchen auf und engagierte sie, überlegte sich Programmpunkte und lud schließlich ein. Wenn es dann so weit war, rückte das Messteam von Convotherm um Arpad

Vescei und Rocco Vincenci an und baute in der Probierstube des Kelterhauses eine Küche mit Heißluftdämpfern auf. Unser Winzer Bernhard Faber kümmerte sich den Außenbereich. Damit eine Ausleihfirma ihre weißen Pagodenzelte aufbauen konnte, verlegte Bernhard mit seinen Leuten weitläufig Holzbohlen. Bernhard stellte auch die Versorgung mit Wein sicher. Für die Dekoration und die Gestaltung der Tische sorgten Christine Faber und Marion zusammen mit Andrea Sauer.

Das Kelterhaus wurde zur Großküche, in der drei Köche bis zu 100 Essen zubereiteten. Als „Chef“ wirkte jeweils ein Koch von besonderem Renommée. 2003 war das Claus Weitbrecht, der sich beim „Bocuse d’Or“-Wettbewerb in Lyon auf den dritten Platz gekocht hatte. Im Jahr drauf arbeitete Weitbrecht mit Johann Lafer zusammen. Johann kam auch in den beiden folgenden Jahren zum Wine & Dine. 2007 löste ihn Paul Lenz ab, Head Chef des Shangrila Top-Hotel in Oman. Paul brachte zur freundlichen Verlosung einen Vier-Tages-Aufenthalt in seinem Sechs-Sterne-Haus mit. Convotherm spendierte spontan einen Gutschein für den Hin- und Rückflug. Gewonnen haben dann unser Korkenlieferant Gerd Schaeidt und seine Lebensgefährtin Angelika Grosse-Extermöring. Die beiden traten die Reise in die Wüste an und waren so begeistert, dass sie ihren Aufenthalt in Oman auf eigene Kosten noch um ein paar Tage verlängerten.

„Die fünf Elemente“ hieß das Menü, dass Richard Shen 2008 im Weinberg präsentierte, Convotherms Head Chef Asien. Beim Wein & Dine 2009 ermöglichte Mario Gamba aus dem Aquarello in München, der einzige italienische Sterne-Koch außerhalb Italiens, ein „Tafeln wie die Römer“. 2010 haben wir

dann einem Martin Baudrexel die Bühne gegeben, einem Akteur der Fernseh-Dokusoap „Die Kochprofis“.

Auf unserem Weingut fanden zu den Wein-&-Dine-Events lauter Fachleute zusammen. Der Chef des Caterings vom Frankfurter Flughafen kam, ebenfalls der Leiter der Kantinen von Karstadt und auch der Küchendirektor der Show „Eckart Witzigmann Palazzo“. Die Enodis-Europa-Chefs François Houpert und Kevin Blades ließen sich das Spektakel an dem schönen Ort auch nicht entgehen. Perfekt organisiert hat es all die Jahre und mit viel Liebe zum Detail vor allem Andrea Sauer.

Plus3

David McCulloch wollte Enodis im weltweiten Wettbewerb nach vorne bringen. Das war mit Umsatzsteigerungen in den einzelnen Firmen des Konzerns möglich und auch mithilfe von Zukäufen. Und so kaufte Enodis 2004 die Firmen „FRAU Food Service“ und „Sammic“ in Spanien, die Großküchengeräte vertrieben. In Italien, wo ja schon der Eiswürfelmaschinenhersteller Scotsman zum Konzern gehörte, übernahm Enodis noch die kleine Firma Frimont. In Großbritannien kam es zu einer Zusammenlegung der Firmen – Convotherm UK ging in Enodis Food Equipment auf. In Frankreich übernahm Enodis France die Vertriebsfirma Convotherm France.

Bei Convotherm hatten wir uns immer selbst um den Verkauf unserer Geräte in England und Frankreich gekümmert. Durch die Umstrukturierungen hatte Convotherm nun keinen direkten Zugriff mehr auf den Vertrieb. Andererseits reduzierte die Neuregelung spürbar unsere Kosten.

Auch in den USA stellte David McCulloch um. Als unser Lizenzvertrag mit der Firma Alto-Shaam auslief, erhielten wir als neue Lizenznehmerin für Convotharm-Geräte in den USA unsere Schwesterfirma Cleveland in Ohio. Cleveland produzierte damit einen Teil der Geräte für den US-Markt und zahlte uns dafür Lizenzgebühren. Den Rest produzierten wir weiterhin in Eglfing. Diese Geräte mussten erst einmal die in den USA notwendigen UL- und NSF-Prüfzeichen erhalten. Die Prüfung fand in Brüssel durch US-autorisierte Stellen statt.

In Eglfing beschäftigte uns seit 2002 die Entwicklung einer komplett neuen Gerätegeneration von Heißluftdämpfern. Damit wollten wir unseren Kunden mehr Anwendungsmöglichkeiten bei noch einfacherer Bedienung anbieten. Zugleich wollten wir unabhängig von unserem Zulieferer und industriellen Geschäftspartner in Italien werden. Dort hatte uns die Firma Angelo Po mit ihrem Sachverstand bei Gasgeräten über Jahre unterstützt. Doch die Nachfrage nach Dämpfern mit Gasantrieb stieg und stieg. Deshalb entschlossen wir uns, eine eigene Gasgerätegeneration zu entwickeln.

Ein weiterer Grund für unsere Aktivitäten bestand darin, dass Wettbewerber, die neu auf den Markt drängten, ausschließlich Heißluftdämpfer ohne Dampferzeuger anboten. Preislich unterboten sie uns damit deutlich. Wir benötigten deshalb ebenfalls ein Gerät ohne integrierten Dampferzeuger.

Am Ende unserer Überlegungen standen drei Gerätefamilien: eine elektrische mit Einspritzsystem (OES), also ohne Dampferzeuger, eine weitere elektrische mit Dampferzeuger (OEB) und drittens eine Gasversion mit Einspritzsystem

(OGS). Die Ingenieure in unserer Entwicklungsabteilung standen durch dieses Vorhaben vor einer enormen Herausforderung. Sie wurde nicht geringer durch meinen Wunsch, die Neulinge schon zwei Jahre später auf der Hogatec 2004 in Düsseldorf vorzustellen.

Der Zeitplan war also ambitioniert. Zur Krönung versuchte dann auch noch das Technologiezentrum in Tampa, in unsere Entwicklung einzugreifen. Enodis hatte es gerade erst eingerichtet und verstand das Center als technologischen Kopf aller Konzernteile. Das war aus meiner Sicht zu viel des Anspruchs und für uns in diesen Monaten auf alle Fälle kontraproduktiv. Die Jungs in Florida ließen jedoch nicht nach in ihrem Begehren, bei uns mitzumischen. Sie gaben erst auf, nachdem ich bei David McCulloch persönlich um die ausreichende Beinfreiheit für unsere Entwickler in Eglfing gebeten hatte.

Für unsere Gasgeräte, das gehört auch zur Wahrheit, galt das allerdings nicht. Hier und auch bei der Zertifizierung für den US-Markt waren wir auf den Sachverstand der Entwickler in Florida angewiesen. Wir mussten uns also einerseits vor ihnen behaupten, sie zurückweisen. Andererseits benötigten wir ihre Unterstützung. Es war ein Balanceakt, der hoher sozialer Kompetenz bedurfte – und der Stan Smits aus unserer Gasentwicklung auf beeindruckende Weise gelang.

Die neue Gerätegeneration hieß „Plus3“ und umfasste die Familien OEB (Beuler-Version), OES (Einspritzversion) und OGS (Gas). Wir haben jede Familie in sieben Modellen gefertigt, kamen also auf 21 Gerätegrößen. Jede von ihnen statteten wir mit der patentierten Verschwindetür aus, mit der neuesten Elektronik und einer integrierten, nicht mehr außen angebrachten Handbrause. Außerdem verfügten alle

Geräte über ein automatisches Reinigungssystem und über eine Press-and-go-Funktion.

In der Ideenphase und auch beim Bau unserer Geräte hatten wir weltweit in engem Kontakt zu unseren Kunden gestanden. Wir wollten bestmöglich auf die Wünsche des Marktes eingehen können. Das hatte auch zur Folge, dass wir unser Einschubsystem änderten. Bei der neuen Generation wurde ein Rost oder Blech nicht mehr mit der Breitseite in die Einschübe eingebracht, sondern mit der Längsseite. Die Vorteile: Zum einen brauchten wir nicht länger zu erklären, warum der Einschub in der Breite besser sei als die Längs-Einstellung, die zum Beispiel unser Mitbewerber Rational seit jeher anbot. Zum anderen verringerte sich die Baubreite unserer Geräte. Deshalb und wegen unserer Verschwindetür brachten wir eine echte Alternative auf den Markt.

Zur Einführung unserer neuen Gerätegeneration ließ sich Andrea Sauer etwas Besonderes einfallen. Sie erstellte die Präsentation in 3-D, was damals noch sensationell und geradezu futuristisch war. Am Messestand erhielt jeder Besucher eine 3-D-Brille. Die Geräte wurden dann in drei Dimensionen vorgestellt, genau wie unser Anwendungssystem Cook-Chill und unser Bankettsystem. Wir luden auch die Konzernspitze zur Premiere. Der CEO kam persönlich und reagierte mit Begeisterung auf unsere technische Neuentwicklung.

Zur Vorstellung in Deutschland organisierten wir jenseits unseres Messeauftritts auch noch eine Küchenplaner-Konferenz in Eglfing. Das kleine Event fand Anklang, mehr als 50 Planer kamen. Unsere Vertriebler im Ausland luden wir ebenfalls nach Eglfing, zur mittlerweile elften Exportkonferenz. Anschließend machten sie sich auf die Socken und stießen gemeinsam

mit unseren Köchen weltweit zu den Kunden vor. Ich selber reiste mit unserem Singapur-Büroleiter Wolfgang Foerg durch Asien, Australien und Neuseeland, um die Geräte vorzustellen. Unsere chinesischen Köche unter Leitung von Joseph Soen bearbeiteten den Markt in der Volksrepublik.

Wenn die Entwickler geliefert haben, sind die Vertriebler an der Reihe, so ist das nun mal.

Es wurde schließlich eine gewaltige Kraftanstrengung vieler verschiedener Mitarbeiter. Meine eigene Abwesenheit von zu Hause vergrößerte sich im Jahr 2004 noch einmal merklich. Ich war so viel unterwegs wie nie zuvor. Auf rund 200 Nächte im Hotelbett dürfte ich es in dem Jahr gebracht haben, Urlaube nicht eingerechnet.

Doch aller Einsatz lohnte sich. Fünf Jahre später hatte sich unser Umsatz verdoppelt.

Entweder-oder

Weil ich im Jahr 2004 so viel unterwegs war, fragte mich David McCulloch, ob er als zweiter Geschäftsführer bei Convotherm tätig werden solle. Ihm waren meine Reisezeiten aufgefallen. Ich hielt es für ein nett gemeintes Hilfsangebot, musste ihn aber auf das deutsche Handelsrecht verweisen. Im Handelsgesetzbuch ist nachzulesen, welches Risiko jemand eingeht, der die Firma als Geschäftsführer von den USA aus leitet und damit auch in der vollen Haftung steht. David ließ sich das von mir erklären und zog sein Angebot dann schnell zurück.

In der Sache hatte der CEO allerdings nicht unrecht. Es konnte wirklich nicht schaden, einen zweiten Geschäftsführer in Eglfing einzustellen.

Bei der Umstrukturierung in den Jahren 2001 und 2002 hatte ich Hans Kummert kennengelernt. Er war damals alleinvertretungsberechtigter Prokurist der Firma temp-rite und dort für die Finanzen verantwortlich. Die Firma saß in Bremen und vertrieb Speisenverteilsysteme für Kliniken, Altenheime, Schulen und Caterer, die ihre Mutterfirma in den USA produziert hatte. Ich arbeitete recht intensiv mit Hans Kummert zusammen und lernte ihn als exzellenten Financer kennen. Diese Erfahrung und mein grundsätzliches Vertrauen in seine Fähigkeiten führten nun dazu, dass wir ihn 2005 zum zweiten Geschäftsführer von Convotherm machten. Hans war zehn Jahre jünger als ich und brachte die nötige Erfahrung mit.

In jenen Jahren zeigte sich einmal mehr, dass bei Convotherm nicht immer nur die Chefetage alles vorgeben musste. Nicht stillzustehen und auch in Erfolgsphasen nach weiteren Wachstumsmöglichkeiten zu suchen, auf dieser grundsätzlichen Einstellung hatten Werner und ich das Unternehmen aufgebaut. Sie war eingesickert und präsent, wurde gelebt. Das bewiesen nun auch die Vorstöße aus der Marketingabteilung, von unseren Entwicklern und von unseren Köchen. Sie forderten, unsere Geräte auch in kleinerem Format auf den Markt zu bringen, dadurch einen neuen Kundenkreis zu gewinnen und die Marktanteile zu erhöhen.

Ich wehrte mich dagegen. Convotherm stattete Großküchen aus, immer schon und durchaus nicht unerfolgreich. Sollten wir künftig etwa auch Frittenbuden beliefern?

Die Kollegen blieben hartnäckig. 2005 baten mich Lutz Riefenstein und Stan Smits in ihr Entwicklungsbüro und führten mir eine Präsentation vor. Ich bekam eine Gerätelinie zu

sehen, die sie Mini nannten und die nahezu alle technischen Möglichkeiten der Großgeräte aufwies. Eine Kostenerfassung hatten Lutz und Stan bereits durchgeführt, genau wie eine Machbarkeitsanalyse.

Der Zeitpunkt war gekommen, das merkte ich an diesem Tag. Es gab nichts mehr aufzuschieben, eine Entweder-oder-Entscheidung stand an. Ich konnte ihnen absagen, durchaus aus Gründen, damit aber Frustration hervorrufen. Oder zustimmen und für Begeisterung sorgen.

Ohne lange nachzudenken, gab ich mein Okay und damit den Startschuss der Entwicklung.

Was mir an diesem Tag und auch in den Wochen danach allerdings durchging, war eine Pflicht, der ich als angestellter Geschäftsführer in solchen Fällen unterlag: Dass wir eine neue Gerätefamilie entwickeln und in den Markt einführen wollten, musste auch die Konzernspitze in Chicago wissen – und gutheißen.

Meinen unmittelbaren Vorgesetzten François Houpert immerhin habe ins Boot geholt. François wollte ich allein schon dabei haben, weil ich mir von ihm gute Ideen versprach. Außerdem sah ich in Frankreich, wo er ja die Vertriebsfirma Enodis France leitete, den größten Markt für solch eine Mini-Serie. Mit den kleinen Geräten lässt sich perfekt à la carte kochen, und die französische Gastronomie ist schlichtweg auf à la carte ausgerichtet.

2006 haben wir die neue Linie in den Markt gebracht. Andrea Sauer und Team sorgten erneut für das perfekte Marketing. „Die Welt des CONVOTHERM mini“, hieß es im Verkaufsprospekt, „mini Platz – maxi Leistung“. Der Mini passe überall rein (kleinste Grundfläche: 0,31 Quadratmeter), alles

passee in ihn rein und er könne alles wie ein Großer. Wir versprachen beste Qualität bei geringstem Garverlust, Einsparungen bei Energie- und Wasserkosten und eine immer richtige Garraum-Feuchtigkeit, ohne diese eigens einzustellen.

Der Mini eigne sich für Gastronomie und Hotel, hieß es weiter, für Fullservice und Quickservice-Restaurants, für Metzgereien, Bäckereien und Imbisse, für Caterer und für die Schul- und Kita-Verpflegung, außerdem für Anbieter von Heimplieferservice und Take-aways, für Shop-in-Shop-Systemgastronomie, für Cash & Carry sowie für Promotionsstände und Werbeeinsätze.

Wenn schon, denn schon, denke ich, wenn ich heute den Prospekt anschau. Wir versprachen viel. Aber unsere Mini-Geräte konnten auch viel.

Durch die Vorstellung erfuhr auch der CEO von unserem Mini. Auf der Internorga fragte David McCulloch mich, ob ich mir für die Entwicklung eigentlich eine Genehmigung geholt hätte. Er selbst habe keine Erlaubnis erteilt und auch keinen Investitionsplan gesehen.

„David, das ist keine Neuentwicklung“, antwortete ich. „Das ist dasselbe Gerät, das wir im Angebot haben, wir haben es jetzt einfach nur in klein gebaut. Kosten sind dabei gar nicht entstanden.“

Meine Argumente überzeugten David McCulloch nicht, die Verkaufszahlen hingegen schon.

Denn die Rechnung ging tatsächlich auf. Mit den Mini-Geräten öffnete Convotherm die Türen zu Kleinstküchen. Sie bildeten daher eine fantastische Ergänzung zu unserem klassischen Programm. Der große Vorteil: Es gibt weltweit mehr kleine als große Küchen.

Die Mini-Verkaufskurve zeigte Jahr für Jahr steil nach oben. 2010 machte ihr Anteil am Gesamtumsatz bereits 20 Prozent aus. Weitere 15 Jahre später liegt er noch weit darüber.

Schon der erste Großauftrag bestätigte uns in der Annahme, dieses Gerät sei ideal für Fooddistributoren und Handelsketten. Die Jollibee Group auf den Philippinen bestellte 500 Geräte für seine Outlets. Der neue Großkunde wollte allerdings nicht lange auf seine Kücheninnovation warten und gab uns für die Fertigung gerade mal drei Monate. Zum Glück hatten wir schon während der Verhandlung mit Jollibee auf unser eigenes Risiko hin Bauteile bestellt. So konnten wir termingerecht ausliefern.

Es waren einzelne Bistros, Restaurant, Cafés, Supermärkte und auch Imbisse, die bei uns bestellten. Caterer fragten, ob man den Mini auch als mobiles Gerät bestellen könne. Für die Dampferzeugung brauchte es allerdings Flüssigkeit, die bisher über einen festen Wasseranschluss ins Gerät gelangte. Unsere Lösung für mobile Geräte war nun, unter dem Geräteboden zwei Behälter einzubauen. Aus dem einen wurde Wasser hochgepumpt und zur Verdampfung auf die Heizung gespritzt. Das zweite Becken fing das Abwasser auf.

Im August 2009 schrieb mir der CEO – das war zu dem Zeitpunkt bereits Glen E. Tellock – und gratulierte zu dem Großgeschäft mit Jollibee. Der Deal habe die Position des Konzerns im asiatisch-pazifischen Raum gestärkt. Mochte das Dankeschreiben auch an mich adressiert gewesen sein – verdient hatten es sich in erster Linie jene Kollegen, die mich zur Zustimmung fast gezwungen hatten. Sie waren hartnäckig und hoch motiviert gewesen und selbstbewusst genug, um erst einmal selbst nach vorne zu marschieren.

Auch Manfred Sussmann hatte sich frühzeitig für die Entwicklung der Mini-Serie starkgemacht. Manfred spielte in diesen Jahren bei Convothem eine besonders wichtige Rolle. Er erschloss auch das Schiffsgeschäft. Als Entwickler unterstützte ihn Hannes Wild, der sich an die Aufgabe machte, unsere hochtechnologischen Geräte an die rauen Bedingungen auf See anzupassen. Hannes nahm also einerseits die Wünsche der Schiffshersteller auf und besprach dann mit unseren Abteilungen Entwicklung und Konstruktion sowie der Fertigung, was möglich war. Dabei musste er Bedenken in den beiden Abteilungen ausräumen. Als gelernter Ingenieur war er dafür genau der richtige Mann.

Manfred und Hannes bildeten aber auch ein ideales Team, um unsere Kunden zu beraten und zu betreuen. Regelmäßig gingen sie an Bord, wiesen in die Geräte ein und kontrollierten deren technische Funktionen. Sie besuchten auch die Messen der Schiffsausrüstung in den USA und Europa. Die Reederei Cunard Line machte uns zum Hauptlieferanten. So arbeiten auch die Köche der Kreuzfahrtschiffe Queen Mary, Queen Elisabeth und Queen Victoria mit Geräten von Convothem.

Bocuse d'Or und Hamburger Preis

Seit 1987 finden sich alle zwei Jahre die besten Köche der Welt in Lyon ein, um in dem Wettbewerb „Bocuse d'Or“ ihren Besten zu ermitteln. Die Köche haben sich vorher in regionalen und nationalen Ausscheidungen für diese inoffizielle Weltmeisterschaft qualifiziert. Nun, im Rahmen der Fachmesse Sirha, wird es ernst. Ihr berühmter Vorgänger, der Franzose Paul Bocuse, Jahrgang 1926 und wichtigster Wegbereiter der

Nouvelle Cuisine, verlieh lange Jahre persönlich die Siegerstatuen in Gold, Silber und Bronze. Die Trophäen zeigten ihn selbst, mit der typischen hohen Kochmütze.

2003 hatte der deutsche Koch Claus Weitbrecht es in Lyon auf den dritten Platz geschafft. Convotherm sponserte ihn damals. Ein Jahr später fragte mich François Houpert, ob Convotherm nicht Hauptsponsor des kompletten Wettbewerbs werden wolle.

Sponsoring ist ja im Grunde nichts anderes als Werbung, und natürlich muss ein Unternehmen genau abwägen, wie groß der Nutzen eines solchen Engagements sein kann. Exakt messbar ist er am Ende nicht. Ist man rührig und präsentiert das Unternehmen an den richtigen Orten, kann das zum Gesamterfolg beitragen. Aber ob man sein Produkt nicht ohnehin und ohne den finanziellen Einsatz gut verkauft hätte, weiß man nicht.

Als Mann des Vertriebs stand ich Sponsoring- und Werbemaßnahmen grundsätzlich durchaus offen gegenüber. Von nichts kommt nichts. Und ein Einstieg beim Bocuse d'Or würde uns in der Fachwelt bekannter machen, international und natürlich auch in Frankreich. Dort agierte unser großer Mitbewerber Rational als Marktführer. Rational war eine wahre Marketingmaschine, während Convotherm traditionell durch hohe Qualität überzeugte. Doch der Abstand zwischen Rational und uns in Frankreich war nicht in Stein gemeißelt. Uns in dem Land bekannter zu machen, konnte unsere Umsätze dort durchaus steigern.

Die Kosten waren nicht unerheblich, doch wir sagten das Sponsoring zu. Von 2005 bis 2013 waren wir auf fünf Wettbewerben in Lyon als Marke sehr gut sichtbar vertreten.

Im Nachhinein betrachtet würde ich unseren Einsatz beim Bocuse d'Or als extrem hilfreich bezeichnen. Nach der Einführung unserer Mini-Geräte stiegen jedenfalls die Marktanteile in Frankreich rapide an. Rational sah sich durch unseren Erfolg gezwungen, ebenfalls ein Mini-Gerät anzubieten. Das taten sie dann auch, einige Jahre später und obwohl das Unternehmen immer erklärt hatte, genau das niemals zu tun.

Man kann nicht auf allen Hochzeiten tanzen. Doch mit den Jahren bin ich zu der Erkenntnis gekommen, dass es sich – um im Bild zu bleiben – lohnt, hin und wieder einen Ball zu besuchen. Sich zu bewegen, zu vernetzen, zu schauen, wo etwas geschieht. Dabei habe ich mitunter Menschen getroffen, die mir wertvoll wurden. Die Beziehung zu ihnen reichte über das Geschäftliche hinaus.

Gretel Weiß ist so ein Mensch. Ich lernte sie gemeinsam mit ihrem Kollegen Axel Bohl 1977 kennen, als Convotherm gerade an den Markt ging. Axel gab das Magazin „gvpraxis“ im Deutschen Fachverlag heraus, Gretel schrieb dort als Redakteurin. Bald darauf entwickelte sie die Zeitschrift „foodservice“, die ebenfalls im Fachverlag erschien.

Über die Jahre haben Gretel Weiß und Axel Bohl Convotherm publizistisch begleitet. Sie wurden journalistische Weggefährten, tauschten sich mit uns über die Branche aus, schrieben über unsere Produkte und hatten auch die Entwicklung des gesamten Unternehmens im Blick. Auch mit ihren Kolleginnen Martina Reif und Christine Häuser hatte ich über die Jahre stets viel zu tun.

Axel Bohl, der Gretel einst zu „gvpraxis“ geholt hatte, ist leider bereits im Jahr 2000 gestorben. Da war er erst 59 Jahre

alt. Gretel würdigte ihn später als „Vordenker und Fürsprecher seiner Leser-Zielgruppen“ und zitierte Axels häufig wiederholten Satz: „Kantinen sind eine verkannte volkswirtschaftliche Größe, während Sterne-Restaurants im Gesamtgefüge allzu leicht überbewertet werden.“

Zu meinem 60. Geburtstag schrieb mir Gretel, dass wir „weit mehr als 20 Mal“ die Hamburger Foodservice-Preisnacht zusammen durchlebt hätten. „Eine einzigartige Verbindung“ sei entstanden, „nämlich die des Feierns und Festens“.

Wir haben gefeiert, ja, beim Foodservice-Forum im Hamburger Hotel Grand Elysée, wo Gretels Zeitschrift alljährlich besonders innovative Projekte ihrer Branche prämierte. Und wir haben uns ausgetauscht, immer wieder. Zu unserer Nicht-nur-Party-Connection zählte übrigens auch Manfred Sussmann. Manfred war genau wie Gretel breit in der Branche vernetzt. Über ihn habe ich auch Ingrid Hartges kennen- und schätzen gelernt, die Hauptgeschäftsführerin des Deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes (DEHOGA). Später, als wir beide nicht mehr bei Convotherm arbeiteten, leitete Manfred als Präsident den Heiz- und Kochgeräte Industrieverband (HKI).

Hilfe für die Engländer

Die Führung unseres Konzerns gliederte sich in das globale, das amerikanische und das EMEA-Board. EMEA steht für Europa, den Mittleren Osten und Asien. Dem EMEA-Board gehörte als Deutschlandverantwortlicher auch ich an. Wir trafen uns einmal im Monat in Asien oder in Europa. Zudem flog ich alle drei Monate zum globalen Meeting der Präsidenten aller Länder mit der Konzernspitze nach Chicago.

Wir Europäer konnten eigentlich immer frohen Mutes in die USA reisen, unsere Firmen florierten. Die Ausnahme bildeten zwei Unternehmen aus Großbritannien. Die Viscount Catering Limited in Sheffield und die Firma Merrychef südwestlich von London machten heftige Verluste und drückten unser Europaergebnis nach unten.

2006 hörte ich, dass es um Viscount Catering besonders arg stand. Die Großkochgeräte, die man dort produzierte, waren nicht für den kontinentaleuropäischen Markt geeignet und nur auf der Insel verkäuflich. Das Design der Produkte durfte man als „old-fashioned“ bezeichnen. Und eine Entwicklungsabteilung gab es gar nicht. Das Management hatte die Belegschaft bereits spürbar dezimiert.

Es sprach sehr viel dafür, Viscount zu schließen.

Uns bei Convotherm mangelte es in jener Zeit schon wieder an Produktionsfläche, trotz unseres erst vier Jahre alten neuen Werks III. Ich schlug David McCulloch deshalb vor, Viscount Catering bei Convotherm aufzuhängen. Ich würde dafür sorgen, dass die Firma wieder schwarze Zahlen schriebe, versprach ich.

Der CEO gab mir sein Okay – und drei Jahre Zeit, um das Ruder herumzureißen.

Nun mussten wir liefern.

Die genauere Planung führte unsere Bereichsleiter Reiner Kühnel (Produktion) und Stephan Plenagel (strategischer Einkauf) sowie mich selbst jetzt regelmäßig nach England. Wir schauten, sprachen, analysierten. Und kamen zu der Erkenntnis, dass mit dem Eigenprodukt von Viscount kein Start zu machen war. Entsprechend fuhren wir die Fertigung der Großkochgeräte weitgehend herunter. Die gewonnenen

Kapazitäten nutzten wir für die Fertigung unserer Auftau-geräte. Auch die Produktion der Untergestelle und Beschiekungswagen verlagerten wir nach England. Dafür zog auch einer unserer Schweißroboter in die Viscount-Fabrik.

Wir konnten die Verluste der Firma später fast auf null drücken. Einer nachhaltigen Rationalisierung, die betriebswirtschaftlich notwendig gewesen wäre, um uns in die Gewinnzone zu schieben, stand allerdings das britische Gewerkschaftssystem entgegen. Für den Moment wussten wir nicht weiter.

Zur selben Zeit produzierte die ebenfalls nicht gut aufgestellte britische Schwesterfirma Merrychef unter sehr widrigen Bedingungen in einem fast schon uralten Gebäude. Die Firma baute ihre Elektronik noch selbst, worauf wir bei Convotherm aus Gründen der Effektivität lange schon verzichteten. Merrychef war außerdem technisch ins Hintertreffen geraten: Die in der alten Fabrik gebauten Mikrowellen entsprachen nicht mehr dem aktuellen Standard.

Ich regte an, die Fertigung der Mikrowellen von Merrychef zu Viscount zu verlagern. So, hoffte ich, würden wir in die Gewinnzone kommen. Der damalige Enodis-Entwicklungschef für Europa, Martin Behle, wollte mit dem Technologiezentrum in Tampa eine neue Elektronik für die Merrychef-Geräte entwickeln. Auf meinen Vorschlag hin benutzten Martin Behle und das Technologiezentrum dafür unsere Elektronik „Press and go“ und schrieben eine Software, mit der sie auch für die Mikrowellengeräte funktionierte. Außerdem erarbeiteten sie ein völlig neues Design und erweiterten die Anwendungsmöglichkeiten der Mikrowellen.

Als all das 2009 abgeschlossen war, verlegten wir die Fertigung von der Merrychef-Fabrik in die Produktionshallen von

Viscount. Es war fast schon ein kleines Märchen oder jedenfalls ein Happy End: Aufgrund des Re-Designs und der jetzt hochmodernen Elektronik verkauften sich die bei Viscount gebauten Mikrowellen von Merrychef hervorragend. Heute findet man an fast jeder Tankstelle die neuen Merrychef-Mikrowellen. Durch die hohe Nachfrage rutschte die Bilanzen von Viscount und Merrychef deutlich ins Positive. Zwei extrem angeschlagene Firmen verdienten jetzt wieder Geld. Die Arbeitsplätze bei Viscount wie auch bei Merrychef blieben erhalten. Heute arbeiten sogar wieder mehr Kollegen als früher in der Produktion.

Ein weiterer Gewinner des gelungenen Rettungsmanövers war dann Martin Behle. Er hatte wenige Jahre zuvor noch in einem Werk im Westerwald gearbeitet, das ich als Deutschlandchef hatte schließen müssen. Dank seiner guten Beziehungen zum Technologiezentrum in Tampa richtete man ihm dann aber die Stelle des Entwicklungschefs Europa ein. Durch die Viscount-Merrychef-Rettung gewann Martin Behle im Konzern an Statur. Einige Jahre später sollte er als Geschäftsführer bei Convotherm antreten.

Asien

Wenn ich mir all die Themen in Erinnerung rufe, merke ich, dass doch einiges passiert ist in meinen letzten Jahren bei Convotherm. Monatlich flog ich jetzt nach Asien, aus verschiedenen Gründen und natürlich wegen des großen Absatzmarktes in China, auf den wir wie viele andere drängten. Meine Reiseroute führte mich immer zuerst nach Singapur. Von dort ging es dann ohne Zeitverschiebung entweder nach Australien, China oder nach Japan und Korea.

2007 eröffnete Enodis in Shanghai das Enodis Center of Culinary Excellence. In dieser hochmodernen Versuchsküche probierten wir, welcher Bedarf sich ergeben könnte bei Restaurantketten, die ins alte Reich der Mitte strebten. Ein Unternehmen, das bereits 1997 seine erste Filiale in China eröffnet hatte, allerdings unter dem Namen „Yum!“, war Kentucky Fried Chicken (KFC). Mit Yum! standen wir in engem Austausch. Es kam zu einer Art Entwicklungsgemeinschaft unserer chinesischen Köche und den Produktentwicklern von Yum!. Der Fast-Food-Gigant, der heute allein in China 8000 Restaurants betreibt, bestellte fortan regelmäßig. Allein bis zum Sommer 2010 lieferten wir Yum! rund 2000 Heißluftdämpfer. Die ersten Geräte habe ich zusammen mit Joseph Soen noch selbst eingewiesen.

In China haben wir auch bei den Olympischen Sommerspielen 2008 die Küchen im Athletendorf ausgestattet. Zwei Jahre später kochte man im Deutschen Pavillon der Weltausstellung EXPO in Shanghai mit Convotherm. In Singapur und China erschien damals auch ein Kochbuch, dass unser Koch Joseph Soen zusammen mit dem Singapur-Büroleiter Wolfgang Foerg geschrieben hat. In Indien wiederum haben wir 2009 Convotherm India eröffnet, eine eigene Vertriebsfirma, mit der wir einen Fuß auf diesen wachsenden Markt bekommen wollten.

2008 setzte Convotherm 62 Millionen Euro um und erzielte einen Gewinn (Ebita) von 8,3 Millionen Euro. Knapp die Hälfte des Umsatzes machten wir in Asien.

Der Kontinent im Osten bleibt für mich mit fremden Kulturen und sehr viel Neuem verbunden, aber auch mit der womöglich banal klingenden Erkenntnis, dass Menschen doch

überall Menschen sind und wir sie deshalb auch genau so behandeln sollten.

Zu meinem Abschied hat mir die Belegschaft von Convotherm einen dicken Hefter geschenkt. Er ist nicht nur schwer zu tragen, weil er in Chromnickelstahl eingeschlagen ist. Für mich wiegen auch die Erinnerungen und lieben Wünsche viel. In einem Beitrag, der mit „Farewell Speech from Team Convotherm Singapore“ überschrieben ist, heißt es übersetzt:

„Mister Dittmann war für alle ein großartiger Mentor, eine Stütze, eine Inspiration und ein Vorbild. Mit seiner makellosen Vision davon, was Convotherm in dieser globalen Branche sein sollte, hat er unermüdlich Beiträge geleistet. Sie haben das Leben der Convotherm-Kollegen, insbesondere des Teams Convotherm Singapur, auf unermessliche Weise geprägt. Ich glaube, ich spreche im Namen von Ali, Tan, Serene, Nicole, Vincent, Baliram und Kelvin, wenn ich sage, dass wir wirklich traurig sind, Sie gehen zu sehen. Die Herzlichkeit, die Sie uns durch Ihre Umarmungen entgegengebracht haben, hat bei uns einen tiefen emotionalen Eindruck hinterlassen. Wir haben von Mister Dittmann viel über Engagement, Loyalität, Geduld und Sensibilität in menschlichen Beziehungen gelernt. Für viele von uns war Ihre Karriere bei Convotherm ein Vorbild, dem wir nacheifern wollten. Wir werden Herrn Dittmanns Engagement für Spitzenleistungen und seine stets besten Taktiken in Bezug auf Geschäftsstrategien und deren Umsetzung, die weltweite Maßstäbe gesetzt haben, auf jeden Fall vermissen.“

Ziehen wir mal ein paar Prozent ab, weil eine Abschiedsrede manchmal ja fast schon einer Grabrede gleichkommt und nur das Beste berichtet wird. Ich bin trotzdem stolz darauf, was die Kolleginnen und Kollegen hier ausgedrückt haben.

Convotherm Singapore hatte übrigens noch einen heißen Tipp für mich, am Ende der Farewell Speech. Ich solle doch bald ein Buch über meine Zeit bei Convotherm und über meine Familie schreiben. Nun ja. Als braver Chef habe ich nicht sofort, aber 15 Jahre später dann doch auf die Kollegen gehört.

Finale

Mit David McCulloch, Kevin Blades und François Houpert ging es fünf Jahre lang nach oben. Im Jahr 2008 streckte dann The Manitowoc Company seine Finger nach Enodis aus. Der US-amerikanische Konzern war zu der Zeit der weltweit drittgrößte Produzent von Baukränen und baute außerdem Eiswürfelbereiter. Nun wollte Manitowoc, das sich Anfang des 20. Jahrhunderts nach der gleichnamigen Stadt am Michigan-See im Bundesstaat Wisconsin benannt hatte, zusätzlich zu den Kränen eine Sparte Gastronomietechnik aufbauen.

Die Vorgespräche schritten voran, und irgendwann wurde es ernst. Unser CEO David McCulloch teilte uns mit, dass er den Prozess begleiten werde und danach aus dem Konzern ausscheide. Diese Nachricht war ein kleiner Schock, für mich und auch für Convotherm. Seit 2003 wussten wir uns in einem sicheren Hafen. Ob das so bleiben würde nach der Fusion, war nicht vorauszusehen.

Wie es bei Übernahmen und Verschmelzungen üblich ist, mühte man sich, die Braut hübsch zu machen. Um die

Ertragszahlen zu verbessern, hielt Enodis die einzelnen Firmen an, die Produktionskosten spürbar zu reduzieren. Eine headcount reduction wurde gefordert – wir sollten Mitarbeiter entlassen.

Ich habe mich aufgrund dieses Ansinnens heftig mit der Konzernspitze gestritten. Warum sollte ich jemanden rauschmeißen in einem Unternehmen, dessen Belegschaft hart arbeitete und mit guten Ergebnissen merklich zum Konzerngewinn beitrug? Ich stand hinter meinen Mitarbeitern. Nur auf den alten Trick, den Lagerbestand zu reduzieren und so den Gewinn zu erhöhen, ließ ich mich ein. Für sinnvoll hielt ich diese Volte auch nicht, aber irgendeinen Beitrag zu einem höheren Ergebnis musste Convotherm nun mal leisten.

Der Verkauf ging im November 2008 über die Bühne. David McCulloch verließ nach einer kurzen Übergangszeit das Unternehmen. Ihm folgte als Präsident und CEO der Amerikaner Glen Tellock. Unter ihm agierten ein Chef für das Krankengeschäft und einer für das neue Foodservice-Segment. Wir bekamen es mit Mike Kachmer zu tun, einem umgänglichen, aber auch undurchschaubaren Typen, der als CEO noch keine allzu große Erfahrung gesammelt hatte. Die Europazentrale wurde in Lyon eingerichtet. Hier regierte an der Seite unseres Finanzvorstandes Kevin Blades nun Phil Dei Dolori. Der US-Amerikaner mit italienischen Wurzeln war 43 Jahre alt. Phil Dei Dolori zeichnete sich, soweit ich das beurteilen konnte, leider nicht durch besondere Fertigkeiten aus.

Sein Vorgänger François Houpert gehörte mit seiner Vertriebsfirma Enodis France bereits seit 2007 nicht mehr der Enodis-Gruppe an. Als François von den Überlegungen mitbekommen hatte, dass Enodis mit Manitowoc verschmelzen

sollte, hatte er die Vertriebsfirma in Frankreich vom Konzern zurückgekauft. Kevin Blades und ich hatten ihn bestärkt, die Firma, die er aufgebaut hatte und verkörperte, aus der großen Verschiebemasse zu lösen. Verhandlungen mit dem Konzern waren dann ausgesprochen positiv verlaufen. François durfte nach dem Rückkauf sogar den Firmennamen Enodis France behalten.

Für Convotherm war dieser Rückkauf von Bedeutung. In Frankreich vertrieb nämlich niemand so viele Großküchenkochgeräte wie Enodis France. François selbst war damit einer unserer größten Kunden und zugleich auch ein sehr guter Freund von mir.

Das Jahr 2009 hat für Convotherm weitere Verkaufserfolge in Asien erbracht. Das Geschäftsjahr 2008/09 ergab im Vergleich zu 2004 eine Verdoppelung des Umsatzes. 2008/09 haben wir insgesamt rund 11.000 Geräte ausgeliefert, darunter viele Minis. Ihr Anteil sollte in Zukunft noch weiter zunehmen.

Im Dezember 2009 flog ich nach London zu einem Meeting. Im Versammlungsraum eines Hotels am Airport Heathrow wollte unser neuer Europa-Chef die Leistung der verschiedenen Länderverantwortlichen beurteilen. Die Bewertung meiner Person endete damit, dass ich Phil Dei Dolori fragte, ob er sich eigentlich kompetent fühle, einen vormaligen Entrepreneur und Firmenleiter aus Deutschland zu beurteilen.

Das sei seine Aufgabe, antwortete Phil ruhig. Er könne mich tatsächlich nicht nach meinen Fähigkeiten beurteilen. Mein Erfolg spreche ja für sich. Ich sei jedoch nicht konzernfähig.

Nicht konzernfähig. In dem Moment habe ich noch nicht verstanden, dass er hier meinen Rauswurf andeutete. Zurück

in Weilheim sagte ich Marion dann allerdings, es könne passieren, dass sie mich bald zu Hause habe.

Erst einmal geschah jedoch nichts. Im Mai 2010 empfangen wir unsere Vertriebspartner aus dem Ausland zur Exportkonferenz in Eglfing. Aus den USA reiste eigens Mike Kachmer an, der CEO für die Foodservice-Sparte von Manitowoc. Er drückte seine hohe Zufriedenheit mit dem Geschäftsergebnis von Convotherm aus. Das Unternehmen habe die Märkte weltweit durchdrungen.

Eine Woche später fand in Chicago die NRA-Show statt. Ich flog zu dieser wichtigen Messe und nahm auch an einem Meeting von Manitowoc teil. Darin sollte es um die Neuausrichtung der weltweiten Strategie des Konzerns gehen. Der Plan war, Ersatzteilversand, Kundendienst und Einkauf zu zentralisieren und von den USA aus zu steuern. Was das für die einzelnen Firmen des Konzerns bedeutete, war nicht schwer zu verstehen: Sie würden ihrer Beine und Arme beraubt.

Convotherm hatte zu der Zeit weltweit 350 Mitarbeiter. Zählt man jene Arbeitskräfte mit, die etwa bei Viscount in England Convotherm-Produkte für uns fertigten, kommt man auf rund 500. Das war eine Menge, aber natürlich gleichwohl überschaubar, wenn man auf den Gesamtkonzern mit seinen rund 8000 Mitarbeitern blickte. Ich habe bei dem Meeting im Hilton Hotel allerdings auch nicht das Wort ergriffen, weil ich glaubte, großen Einfluss auf das Gesamtgeschehen zu haben. Ich wollte schlicht aussprechen, was ich dachte und was, so empfand und empfinde ich das, auf solch einer Konferenz auch ausgesprochen gehörte.

So fragte ich den CEO Kachmer, ob er die weltweiten Märkte eigentlich kenne. Danach kündigte ich vor der

versammelten Führungsmannschaft an, die geplante Zentralisierung nicht mitzumachen.

Mike Kachmer hätte das als Provokation auffassen können oder als unbotmäßigen Widerspruch. Vielleicht hat er das getan. Vielleicht wusste er aber auch schon, dass ich nicht mehr lange im Konzern sein würde. Er reagierte jedenfalls nicht auf meinen Beitrag.

Ein paar Tage nach unserem Boardmeeting in Chicago kam der Europachef Phil Dei Dolori nach Oberbayern. Er brachte auch Jean-Paul Roudier mit, den Personalchef für Europa, Asien und den Mittleren Osten. Im Hotel Alpenhof in Murnau, wo die beiden eingekcheckt hatten, setzten wir uns in der Lobby zusammen.

„Worum geht's?“, fragte ich.

Sachlich, korrekt und ohne jede Emotion teilte mir Phil Dei Dolori daraufhin mit, dass der Konzern sich von mir trenne.

„Das überrascht mich nicht“, antwortete ich. „Aber hätten wir das nicht in Chicago machen können? Das hätte dem Konzern die Reisekosten gespart.“

Ich habe dann darauf bestanden, dass die beiden ihren Entschluss auch der Belegschaft mitteilten. Wir beriefen für den Nachmittag eine Betriebsversammlung in der Fertigungshalle ein. Die anwesende Schicht und etliche Kollegen aus der Verwaltung erschienen, insgesamt sicher 80 Mitarbeiter.

Zuerst sprach ich selbst und sendete die Botschaft, dass für Convotherm alles geordnet weiterlaufe. Dann sprach Phil Dei Dolori ein paar Sätze. Ich hatte noch angeboten zu übersetzen, doch das übernahm nun mein Co-Geschäftsführer Hans Kummert.

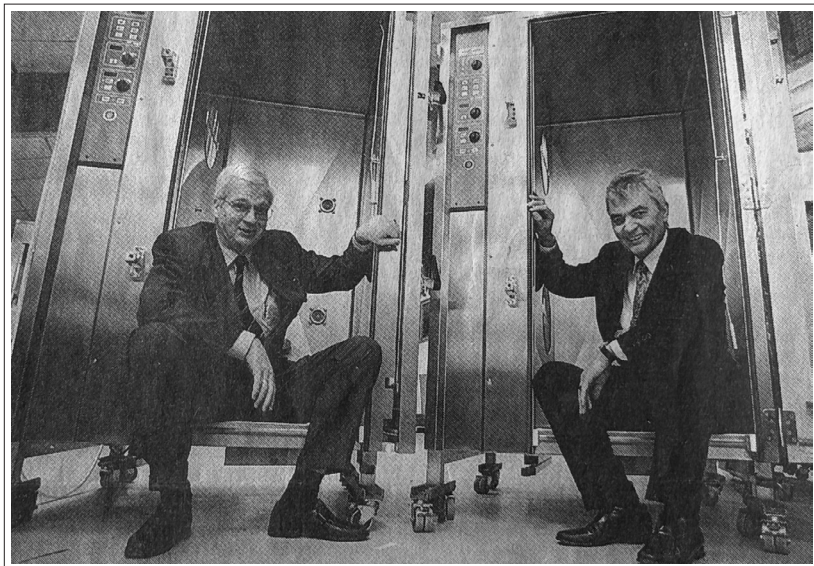
Die Belegschaft reagierte mit betretenem Schweigen. Ich ging in mein Büro und packte meine persönlichen Sachen zusammen. Außerdem rief ich Quirin an, er möge mich bitte abholen. Ich hatte ja nun etwas mehr als gewöhnlich zu tragen. Quirin sah dann, wie meine Mitarbeiterinnen im Büro sich mit Tränen von mir verabschiedeten. Bei mir kamen an diesem Nachmittag des 31. Mai 2010 noch keine großen Gefühle auf.

Phil hatte einen Rechtsanwalt mitgebracht, womöglich fürchtete er, dass ich mich nicht aus meiner Fabrik werfen ließe. Am Tag drauf erledigten wir freundlich die Formalitäten. Mein Vertrag als Geschäftsführer endete erst am 31.12.2011. Der Konzern verhielt sich als Arbeitgeber einwandfrei und zahlte mir all jene Leistungen, die mir vertraglich zustanden.

In den Jahren von 1999 bis 2010 habe ich mein berufliches Portfolio erweitern können. Nach Studentenjobs war ich einst bei Piccolo ein kleiner Angestellter mit Flausen im Kopf gewesen. Dann habe ich das Handwerk des Unternehmers erlernt und schließlich als angestellter Manager die Unterschiede zwischen Entrepreneurship und Konzernmitgliedschaft erfahren. Im Großkonzern habe ich noch einmal wahnsinnig viel gelernt, wenn auch nur wenig wirklich Gutes.

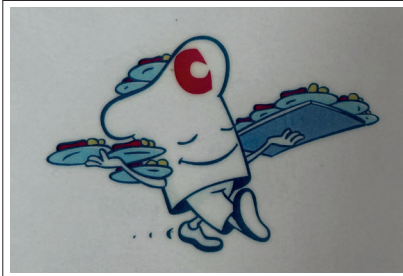
Erst mit der Zeit wurde ich gewahr, was mir nun, nach Convothem, auch jenseits der reinen beruflichen Tätigkeit wegbrach. Es war unmöglich, jeden Kontakt in gleichem Maße weiterzupflegen. Einige Kollegen oder Vertreter anderer Unternehmen, die man jahrelang und gerne auf Messen getroffen hatte, habe ich gar nicht mehr gesehen. Mit möglichst vielen habe ich jedoch Kontakt gehalten.

Der Abnabelungsprozess hat letztlich Jahre gedauert, und manchmal träume ich heute noch von Convothorm. Ein bisschen bin ich bei unserer Firma geblieben.

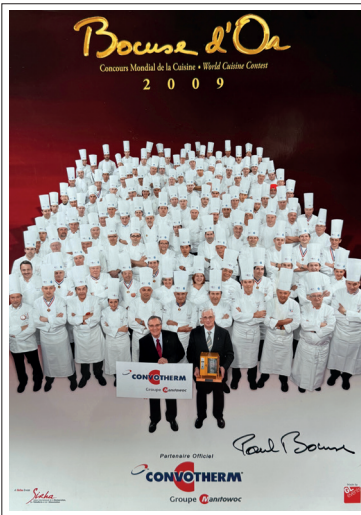


1985 mit Werner Schwarzbäcker und der ersten Heißluftdämpfer-Generation HUD (oben); rechts: mit Werner bei einem Empfang





Ganz oben: unser Messestand in Singapur; rechts mit Arpad Vescei, unserem Head Chef Joseph Soen und zwei weiteren Mitarbeitern (obere Reihe); mit Werner und Gretel Weiß sowie mit Manfred Sussmann (zweite Reihe); Maskottchen Mister C und mit Kevin Blades mit seiner Frau Maxine (dritte Reihe); unten: mit François Houpert und seiner Frau Antoinette sowie (rechts) in Hamburg mit Manfred Sussmann und Mitarbeitern des Deutschen Fachverlags



Oben: mit Francois Houpert und Paul Bocuse (hinter uns) und vielen Spitzenköchen in Lyon

Oben rechts: Wine&Dine mit Convotherm im Tälchen, hier mit dem Sternekoch Claus Weitbrecht, dem Winzer Bernhard Farber und mit Johann Lafer

Unten: Werner und Renate bei Werners Abschied von Convotherm Anfang 2002



8. Und sonst ...?

... war zum Glück auch einiges los. Auf einem Gut mit Pferden und einem anderen Gut mit Reben. Auf Schlepp- und anderen Jagden. Und wenn runde Geburtstage zu feiern waren

Dreieinhalb Jahrzehnte Convotherm durften nicht ohne angemessenen Abschied enden. Einen solchen habe ich in der Tat erhalten. Am 2. Juli 2010 stand auf dem Firmengelände in Eglfing wie jedes Jahr die Betriebsfeier an. Diese Gelegenheit nutzten meine Kollegen. Marion wie auch Werner und seine Frau hatten sie eingeladen.

Es kam zu allerlei Darbietungen, manche mit einem Thema, das man, nun ja, für erwähnenswert hielt. So hatte ich in all den Jahren niemals einen Computer benutzt. Auf meinem Schreibtisch stand zwar stets das neueste Modell, farblich mit der Platte abgestimmt. Doch es diente nur dazu, Besucher zu beeindrucken.

„Geschichten aus dem Alltag im Büroberufsleben“, lautete eine Einlage, zu der ich nun auf die Bühne gebeten wurde. Ich hatte mich selbst zu spielen. Dass sich der humorvolle Text zu diesem Schwank auch der Realität bediente, konnte ich nicht bestreiten.

Weil meine Leidenschaft im Unternehmen bekannt war, schenkte mir Convotherm für meine Zukunft als Winzer ein Barrique-Fass aus französischer Eiche, das man mit dem Dittmann'schen Familienwappen versehen hatte. Das 225-Liter-Behältnis steht heute auf meinem Weingut. Die

Geschäftsleitung und der Betriebsratsvorsitzende überreichten mir außerdem jenes dicke Metallbuch mit Beiträgen aller Abteilungen und Gruppen. „Zum Abschied – von der Belegschaft“, ist auf dem Titel eingraviert

Die Aufführungen, die Geschenke, all die niedergeschriebenen und gesprochenen Worte: Meinen Abschied von Convotherm habe ich als ergreifend erlebt und darin Anerkennung und Zuneigung ausgemacht. Einmal mehr wurde mir bewusst, dass sich die Arbeit eines Unternehmers und Firmenchefs nicht nur in Umsatzzahlen und Gewinnsummen bemisst.

Gut Allegra

Als ich bei Convotherm ausstieg, besaßen wir das Gut Allegra bereits seit elf Jahren. Zu einem Ort, in dem sich große Teile unseres Familienlebens abspielten, hatte die idyllisch gelegene Anlage sich da längst entwickelt. Marion und ich haben das Gut Stück für Stück auf Leoni übertragen.

Die Reithalle mit Reiterstüberl haben wir selbst gebaut, einen zweiten Laufstall ebenfalls. Die Galoppbahn, die an die Ammer grenzte, war schon angelegt. Das Gut hatte einen Reitplatz, eine Führanlage, natürlich einen Stall mit klassischen Pferdeboxen, ein Heulager und Unterstände auf den Koppeln.

Zu dem Anwesen zählte auch ein Fischweiher mit drei Teichen. Dort züchtete der Fischer Peter Marten Forellen. Peter, dessen Frau Gabi heute noch bei meinem Schwiegersohn Bernhard arbeitet, war pensioniert und ein sehr angenehmer Zeitgenosse. Er baute sich an den Teichen sogar einen Räucherofen. Die Idee war, im Bedarfsfall auch ein paar frische Forellen zur Hand zu haben. Das allerdings gelang so gut wie

nie. Fischreihher versorgten sich an den Teichen, und auch Gänsesäger trieben ihr Unwesen, eine Gansart, die Fische anpickt und sie damit in einen langsamen Tod schickt. Zum Schutz spannten Peter und ich Netze über die Wasserflächen. Der Ertrag der Fischerei blieb trotzdem dürftig.

Leider ist Peter Marten 2014 mit gerade mal 72 Jahren gestorben. Bis kurz vor seinem Tod war er auf Gut Allegra aktiv.

Im September 2000 fand auf dem Gut das dritte Treffen der Dittmann-Familien statt. Feiern ließ es sich hervorragend auf der Anlage. Jedes Jahr im Sommer richteten wir auf Gut Allegra deshalb auch ein Fest aus, luden Reiter und Reiterfreunde, Kutschenfahrer, aber auch die Bauern der Umgebung und Jagdpächter ein. Wir sorgten für allerhand Spektakel auf diesen Festen. Ich erinnere mich an Westernreiter, die mit dem Lasso warfen, und an Clowns, die mithilfe einer Leiter auf den Pferdrücken stiegen. Mal führte jemand vor, wie man durch eine Papierwand reitet, mal saß ein gut dressierter Schäferhund auf. Die Herzog-Tassilo-Ritter traten zum Turnier an.

2005 feierten wir wie immer im August unser Sommerfest. Während des Festes regnete es durchgehend, Fotos zeigen die Gäste unter Schirmen. Schuld hatte ein sogenanntes Dreid-Tief, das sehr viel Feuchtigkeit brachte und sich allerdings nicht weiterbewegte, sondern im Kreis drehte. Spaß hatten wir trotzdem, jedenfalls halbwegs. Aber wir hatten auch die Ammerflut aus dem Jahr 1999 nicht vergessen, damals, als wir das Gut erworben, aber noch nicht übernommen hatten.

An diesem Augustwochenende 2005 füllte sich der Fluss erneut mit Regenwasser, versorgt auch mit angeschwollenen Zuströmen aus den Bergen. Als die Gäste das Gut am

Sonntagabend verlassen hatten, brachten wir die Pferde für alle Fälle auf Nachbarhöfen unter. Leoni, Bernhard und Pia mussten ihr Wohnhaus verlassen. Die Feuerwehr hatte eine Evakuierung angeordnet. Eine erneute Überschwemmung war nicht mehr nur nicht auszuschließen, sondern gut möglich.

Als das Wasser am nächsten Morgen tatsächlich kam, befand ich mich auf dem Hof. Ich rief Marion an. Da sei so ein Geräusch, sagte ich, ein kräftiges Rauschen, fast schon schön.

Das zweite Jahrhunderthochwasser nach sechs Jahren – für Jahrhunderthochwasser gibt es offizielle Kriterien, die hier erneut zutrafen – näherte sich nicht als stille, langsame Überflutung. Wir bekamen es mit einem kompakten Wasserfluss zu tun. Das lag daran, dass einen Kilometer flussaufwärts eine Brücke im Bau war, die das Hochwasser nun bedrohte. Die zuständigen Behörden hatten deshalb entschieden, den Damm vor der Brücke zu öffnen. Und genau das geschah.

Das Wasser schoss nun wie durch einen Flaschenhals auf eine Zufahrtsstraße und dort recht ungehindert und mit hoher Geschwindigkeit an einem Waldstück entlang auf unseren Hof zu. Der Regen hatte zu dem Zeitpunkt schon wieder aufgehört.

Wir hatten das Glück, dass am Morgen dieses 23. August 2005 noch einige auswärtige Gäste unseres Sommerfests in Weilheim weilten. Anstatt ihren Nachhauseweg anzutreten, kamen sie nun mit Schaufeln ausgerüstet zum Gut zurück. Jeder Einzelne von ihnen war uns mehr als willkommen.

Die Flut nämlich wirbelte Massen an Boden auf und führte ihn als Schlamm mit sich. Das Wohnhaus lag zum Glück zwei oder drei Stufen erhöht, sodass es zwar umspült wurde, die

Brühe aber abwies. In die Ställe, den Innenhof, die Garagen und die Sattelkammern drang der Schlamm jedoch ein. Was wir wussten: Wenn er sich setzt, wird er hart wie Beton und ist fast unmöglich zu beseitigen.

Wir schaufelten, was die Oberarme hergaben. Marion und zwei weitere Frauen gingen in die Küche des Reiterstüberls, das im ersten Stock der Reithalle lag, und begannen, im großen Stil zu kochen. Die Herausforderung: rund 50 Entschlammungsarbeiter zu verpflegen.

Unsere Helfer rackerten auf dem Innenhof und in den Ställen. Der Schlamm Herr zu werden, erwies sich als extrem anstrengend.

Als das Wasser nach einigen Stunden abgefließen war, sahen wir Tausende Steine im Gras der Koppeln: Geröll aus der Ammer, das ja nicht fest im Flussbett liegt und deshalb mitgerissen worden war. Das Geröll hatte auch Zäune zerstört, die auf dem Anwesen standen. Von insgesamt 4,5 Kilometer Zaun mussten wir 3,5 Kilometer ersetzen. Im Keller des Wohnhauses stand das Grundwasser 40 Zentimeter hoch und musste abgepumpt werden. Ein weiteres Problem war, dass der Hof sich für den Moment mit Autos gar nicht erreichen ließ. Das Wasser hatte die Zufahrt schlicht weggespült. Wir mussten deshalb mithilfe einer Erdbaufirma einen schmalen Zuweg durch ein Waldstück aufkiesen, verbreitern und so befestigen, dass dort auch schwerere Fahrzeuge vorwärtskamen. Die würden wir brauchen, um all den Schlamm und die Steine wegzubekommen.

Das Hochwasser war ein Naturereignis, der Schaden, den es anrichtete, ein harter Schlag. Der Versicherungsagent kam, um sich ein Bild zu machen und zu besprechen, was

nun zu tun sei. Er hatte schlechte Nachrichten: Die Elementarversicherung deckte nur Schäden an Gebäuden oder an mit Gebäuden fest verbundenen Teilen ab. Neue Böden für den Reitplatz, die Reithalle und die Galoppbahn würden deshalb wir bezahlen müssen. Für die Gummimatten in den Stallungen galt dasselbe. Einen großen Teil der zerstörten Zäune mussten ebenfalls wir kaufen, weil die Versicherung nur die Außenbegrenzung ersetzte. Später errechneten wir einen Gesamtschaden von 300.000 Euro. Unser Anteil daran betrug 140.000 Euro.

Ein paar Tage später – die Pferde standen immer noch in Fremdunderkünften – surrten die Trocknungsmaschinen im Keller des Wohnhauses und in den Stallungen. Die Tiefbau-firma fuhr mit ihren Lastern 40 Tonnen Geröll und 45 Tonnen Schlamm über den Behelfsweg vom Gut weg. Wir hatten uns geeinigt, dass sie Schlamm und Steine als Baumaterial kostenlos bekämen, wenn sie beides abholten.

In den Wochen drauf haben wir die Koppeln wieder kultiviert und eingesät. Wir ersetzten die Böden auf den Reitplätzen. Neue Zäune kamen. Ich habe nach dem Hochwasser einige Dienstreisen abgesagt. Marion, deren Mithilfe enorm wichtig war, und ich wollten so viel wie möglich mit anpacken.

Das Gut Allegra blieb der Platz unseres Herzens. Und wir haben es auch in seiner Schönheit wiederherstellen können. Als „Fünf-Sterne-Stall“ hatte es mein Freund Jürgen Kröll mal bezeichnet. Das sollte er bleiben.

Natürlich haben wir uns aber auch gefragt, wann das nächste Jahrhunderthochwasser kommen würde. Beim nächsten starken Regen? In drei Jahren? Oder erst wieder im nächsten Jahrhundert? Gerade Leoni hat die Ungewissheit

beschäftigt und auch belastet, nicht nur unmittelbar nach der Flut. Für sie hing ja weitaus mehr am Gut als für uns. Sie lebte dort, mit ihrer Familie. Sie arbeitete dort. Das Gut stellte gewissermaßen ihre Existenz dar.

Das Leben auf dem Reiterhof ging weiter. Die Gemeinschaft lebte. Im Sommer haben wir gegrillt. Im Winter veranstalteten wir Gänseessen. Unsere Enkelin Pia verwuchs geradezu mit dem Hof, bewegte schon als Kind den Traktor und ritt mit Freude und Anspruch. Ich selbst begann, Kutsche zu fahren, mal mit zwei Großpferden und mal, wenn Kinder mitfahren wollten, mit drei kleinen Shetlandponys.

Als ich aus dem Unternehmen ausschied, habe ich mich auch ein wenig mehr in das Geschäft mit den Managerkursen eingebracht. 2012 kamen auf Einladung der Stabsstelle Wirtschaftsförderung des Landkreises Vertreter der lokalen Wirtschaft auf Gut Allegra. Eine Pressemitteilung, die anschließend veröffentlicht wurde, beschrieb unsere Tätigkeit in eher werblichem Ton, brachte aber auf den Punkt, worum es Leoni ging:

„Vertrauen und Aufbau von Respekt, klar formulierte Ziele und Selbstreflexion, all das sind die Schlüsselbegriffe für die Seminare, die Leoni Schmid gemeinsam mit ihrem Vater und langjährigem Unternehmer Frank Dittmann anbietet und die im Umgang mit Pferden in mehreren Einheiten trainiert werden. In Kooperation mit Personalberatern bzw. Trainern bieten Tochter und Vater geschlossene oder offene Seminare über einen oder eineinhalb Tage für jeweils maximal zwölf Teilnehmer an.“

Die langjährige Beschäftigung mit Pferden sowie die Analyse des positiven Einflusses von Pferden auf Menschen von Leoni Schmid einerseits sowie der große Erfahrungsschatz von Frank Dittmann als erfolgreicher Unternehmer und Führungsverantwortlicher andererseits ergeben eine ideale Kombination. Die Gutsbesitzer und Unternehmer bieten damit sowohl für Wirtschaftsunternehmen wie auch für Behörden und größere Einrichtungen ein interessantes Angebot im Bereich der Aus- und Weiterbildung von Managern und/oder Führungskräften. Die Philosophie des Unternehmens: „Das Pferd ist dein Spiegel. Es schmeichelt dir nie. Es spiegelt dein Temperament, es spiegelt auch dessen Schwankungen. Ärgere dich nie über ein Pferd – du könntest dich ebenso über deinen Spiegel ärgern.“

Die Seminare wurden gut nachgefragt und waren ein Erfolg. Doch sie haben nicht übertünchen können, dass ein Reitstall auf diesem Niveau, mit aber nur 24 Einstellplätzen, sich betriebswirtschaftlich nicht rechnet. Bei Leoni tat die Befürchtung, dass es im Grunde jederzeit wieder zu einer Überflutung der Anlage kommen konnte, ein Übriges. Auch dass ihr Mann nicht wirklich warm wurde mit dem Leben auf Gut Allegra – Bernhard hatte eben andere Interessen als Pferde und Reiten –, hat meine Tochter irgendwann zu einem Entschluss gebracht.

Ende des Jahres 2014 kam Leoni zu mir. Sie wolle sich vom Gut Allegra trennen, sagte sie. Die Gründe waren, wie so oft im Leben, vielschichtig.

Im Grundbuch hatten Marion und ich eintragen lassen, dass Leoni das Gut ohne unsere Zustimmung nicht verkaufen dürfe. Diesen Satz ließen wir nun löschen. Leoni gab unsere

schöne Reitanlage in die Hände einer Maklerin, die sich auf Objekte wie dieses spezialisiert hatte. Ein halbes Jahr später war Gut Allegra verkauft. Die Tochter eines Pharmaproduzenten, selbst begeisterte Reiterin, übernahm den Ort, der uns lange Zeit sehr viel bedeutet hat. Die Entscheidung halte ich auch heute noch für richtig.

Leoni, Bernhard, Pia, Julie und der gerade erst geborene Felix zogen vorübergehend in eine Wohnung nach Weilheim. Die Pferde, insgesamt acht, kamen auf einem kleinen Anwesen in der Nähe von Iffeldorf unter. Einige Freundinnen von Leoni stellten ihre Pferde ebenfalls dort ein.

In Westried, einem Ortsteil von Murnau gleich südlich des Staffelsees, stießen Leoni und Bernhard dann auf ein sehr schönes Haus, das zu kaufen war. Weil sie in Weilheim zwar gesucht, aber nichts gefunden hatten, griffen sie zu. Und dann wurde in Grafenaschau, drei Kilometer von ihrem neuen Zuhause entfernt, ein Stall samt Koppeln und kleiner Bewegungshalle frei. Gemeinsam mit ihren Freundinnen pachtete Leoni den Stall. Die Halle, die am Hang direkt auf die Stallungen gebaut war, durften sie noch etwas vergrößern.

Leoni bietet ihr Managertraining mit Pferden weiterhin an. Auf dem von Hase'schen Familientag in München 2023 haben 15 Familienmitglieder sich darauf eingelassen und das Training einmal mitgemacht. Sie waren begeistert.

Ohne einen Trainer- und Coachingschein zu haben, ist das Geschäft allerdings etwas aufwendig zu betreiben. Wenn Leoni etwa mit einem Unternehmen zusammenarbeitet, dem entsprechende Zertifikate wichtig sind, muss sie einen ausgebildeten Coach engagieren. Unsere Tochter betreibt deshalb

seit drei Jahren eine ressourcenorientierte Coachingausbildung mit dem Schwerpunkt Systemische Transaktionsanalyse. Im Grunde ist es eine Art Studium. Leoni reist dafür regelmäßig nach Hamburg. Wenn sie diese Ausbildung demnächst abgeschlossen hat, hat sie alle Möglichkeiten. Sie kann dann als Coach ohne Pferde arbeiten, aber natürlich auch Managertraining mit Pferden geben. Von dem, was sie in der Ausbildung macht und lernt, ist sie begeistert.

Die Idee, wieder einen Hof anzumieten, einen deutlich kleineren ohne Einstellbetrieb diesmal, auf ihm zu leben und ihre Trainings durchzuführen, hat Leoni weiterhin im Hinterkopf. Sie hat sich beruflich immer mal wieder auf eine Veränderung eingelassen, mitunter auch einlassen müssen. Ihre grundsätzliche Vorstellung aber, wie sie arbeiten und leben will, hat sie nie aufgegeben und ihren Weg zu meiner Freude stets weiterverfolgt.

Durchs Land der Massai

Einer reitet vorneweg, der Fuchs, an seinem linken Oberarm baumelt ein Fuchsschwanz. Ihm folgen zwei Piköre, die nicht überritten werden dürfen und so die anderen Reiter auf Abstand halten. Am Ende des Feldes kümmert sich der Schlusspikör um alle Teilnehmer, die nicht ganz so flott unterwegs sind.

Irgendwann, wenn einige Kilometer zurückgelegt und etliche Hindernisse übersprungen sind, gelangen die Reiter auf eine breite, übersichtliche Fläche. Jetzt wird die Jagd freigegeben. Die schnellsten hetzen nun den Fuchs. Wer ihn erwischt, ihm den Fuchsschwanz am Arm abreißt, hat gewonnen. Bei der nächsten Jagd wird er als Fuchs vorausreiten.

Jede Fuchsjagd läuft anders, doch ungefähr so kann man sich die Veranstaltungen vorstellen, die weitaus mehr als den sportlichen Wettbewerb ausmachen. Mir haben sie über einige Jahre große Freude bereitet. Einmal bin ich bei der Bayerischen Staatsjagd auf der Insel Herrenchiemsee an den Start gegangen, da sprang man unter der Schirmherrschaft von Franz Josef Strauß noch über Buschhecken und ritt auch in den Chiemsee hinein. Ein anderes Mal zählte ich zu den Schnellen an der Spitze des Feldes und schaffte es dann tatsächlich, den Fuchs zu greifen. An dem Tag lernte ich, dass der Ausgang des Rennens mitunter vorher abgekartet wird. Ich war als Sieger gar nicht vorgesehen, und der Unternehmer Hans Müller, der mit seinen Brezen das Oktoberfest versorgte und als Großbäcker dreistelligen Millionenumsatz machte, empörte sich heftig, dass nicht er die Jagd gewann.

Ich habe die Fuchsjagden immer auf unserer Stute Blume geritten. Die haben wir dann aber einmal in Ostbayern decken lassen. Blumes Abstammung und ihr Körperbau, auch ihr Charakter gaben das wunderbar her. Nachdem sie gefohlt hatte, kehrte sie nach Icking zurück, ihr Nachwuchs, Biala, blieb noch auf dem Zuchthof und kam dann als Dreijährige zu uns.

Als wir mit Blume gerade nach Icking kamen, zog mein Freund Jürgen Kröll mit seinen Pferden in einen Reitstall östlich von München. Wir verloren uns ein wenig aus den Augen, trafen uns nur mehr ab und an bei Reiterbällen, auch weil ich keine Fuchsjagden mehr ritt. Dafür fehlte mir inzwischen die Unbeschwertheit. Die Firma lastete ja zu einem guten Teil auf meinen Schultern. Ich mochte es mir nicht erlauben, dort nach einem Reitunfall verletzt auszufallen.

Zu Geburtstagen luden Jürgen und ich uns allerdings stets ein, und auf einem der Feste, im Juni 1998, traf ich Marlene Karl. Marlene, eine Tirolerin, die in Kirchdorf bei Kitzbühel eine Senffabrik betrieb, erzählte nun von einer Reiter tour durch Kenia, an der sie bereits einmal teilgenommen habe. Ein anderer Geburtstagsgast, eine Schwäbin namens Ingrid, war auch schon einmal mitgeritten und pflichtete Marlenes Begeisterung über den Wanderritt in Ostafrika vehement bei.

Marion und ich waren da gerade von einer Reiter tour aus Griechenland zurückgekommen. Mit Vicky und Benam Augustine sowie Edith und Georg Fasching hatten wir zehn Tage auf dem Pilion verbracht. Dieser ins Mittelmeer reichende Mittelgebirgszug gilt als Sommersitz der griechischen Götter. Hier stehen auch noch viele alte Klöster. Auf sogenannten Pilonpferden waren wir durch tolle Natur geritten.

Am Anfang unserer immerhin zehntägigen Tour hatten wir erst einmal den Veranstalter beruhigen müssen. Der war Grieche und hatte den Trip über ein Reisebüro in München organisiert, in dem seine deutsche Freundin arbeitete. Dabei hatte er eine All-inclusive-Reise mit also kostenfreiem Essen und Trinken angeboten, und die hatten wir dann auch gebucht.

Wir starteten den Ritt auf dem Familienbesitz des Griechen. Am Vorabend der ersten Reit-Etappe tischte er uns schmackhaftes griechisches Essen auf und stellte auch einen Fünf-Liter-Ballon Rotwein auf den Tisch. Den leerten wir nun recht zügig und tranken danach auch noch einen weiteren Ballon. Die Stimmung unter uns sechsen war ausgelassen, doch uns entging nicht, dass der Veranstalter zunehmend nervös wirkte. Den Grund dafür konnten wir

uns zusammenreimen. Sollten wir nun zehn Tage lang jeden Abend in den gebuchten Unterkünften Wein in solcher Menge Wein trinken, würde die Reise für ihn als Veranstalter im Minus enden. Wir schlugen ihm deshalb vor, die alkoholischen Getränke aus dem All-inclusive-Paket herauszunehmen. Dieses Angebot nahm der Mann gerne an.

Am nächsten Morgen sollte es um acht Uhr losgehen. Die sechs Reiter aus Deutschland fanden sich pünktlich um 7.45 Uhr bei den Pferden ein. Wer nicht kam, war unser Grieche. Als er gegen halb neun Uhr eintraf, wunderte er sich, dass wir schon bereitstanden. Wir hätten doch so viel getrunken gestern Abend, merkte er vorsichtig an.

Wir erklärten ihm, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun habe. Dann ritten wir los, jeden Morgen hinunter zu den Küsten und dort am Wasser entlang und abends wieder hoch auf den Gebirgskamm, wo wir in Dörfern übernachteten. Es waren wunderbare Tage. Und nun, noch halb in Urlaubsstimmung, auf dem Geburtstag Jürgen Krölls, hörten wir von den Wanderritten In Ostafrika. Marion und ich haben nicht lange überlegt – und uns für die nächste Tour im Februar 1999 angemeldet.

Damit warteten neben einer zweifellos zutiefst beeindruckenden Landschaft auch Tagesetappen von 40 bis 50 Kilometer Länge auf uns. Die Pferde bekamen wir vor Ort zur Verfügung gestellt, Polopferde, die ausreichend trittsicher, kräftig und ausdauernd waren. Die allererste Etappe fand mit Geländewagen statt.

Die Safari auf dem Pferd hat all unsere Erwartungen übertroffen. Zwei Jahre später meldeten wir uns erneut für Kenia an und landeten wieder in Nairobi. Von diesem zweiten

Wanderritt liegen uns die Videoaufnahmen des Teilnehmers Horst Stuppi vor.

Auch diese Reise sollte sich wieder als perfekt geplant erweisen, wobei: Das letzte Wort hatte erst einmal die Natur Kenias. Und die ließ sich am Ende der Regenzeit auch per Auto mit Vierradantrieb nicht so leicht bezwingen. Starker Niederschlag machte die roten Erdpisten zwischenzeitlich zu Flussbetten. Die Lastwagen, die unsere 16 Pferde ins Camp bringen wollten, steckten fest. Die Tiere wurden herausgelassen. Zwei Begleiter saßen auf und führten die Herde erst einmal in ein Massai-Dorf. Am nächsten Tag kamen wir zusammen.

Die Camps, in denen wir nun fast zwei Wochen lang übernachteten, bestanden aus einem Küchenzelt und Doppelzelten mit jeweils einem Toilettenzelt. Die Utensilien wurden in Lkws von Etappenziel zu Etappenziel transportiert. Mithilfe unseres Guides haben wir das nächste Lager gut erreicht – fast immer.

An einem Tag waren wir schon sieben Stunden durch die Savanne geritten und einigermaßen müde. Es war später Nachmittag, etwa 18 Uhr, und der Sonnenuntergang stand bevor. Der vollzieht sich in Äquatornähe ja sehr schnell. Unser Problem: Kein Camp tauchte auf. Unser Führer ritt nun allein los, um zu suchen. Wir warteten, machten bald Feuer und wurden von vielen Kindern beobachtet. Ihr Dorf lag ganz in der Nähe. Das immerhin war gut zu wissen.

Irgendwann erreichten uns zwei Autos. Wir erfuhren, dass zwei von den drei Lkws aufgrund von Überschwemmungen liegen geblieben waren. In dieser Nacht schlugen wir mit einem Drittel der Ausrüstung ein Not-Camp auf. Uns standen die Einzelzelte zur Verfügung, nicht jedoch das Gemeinschaftszelt. Zu essen gab es auch nichts. Wir campten ein

bisschen einsamer als sonst. Die Massai aber beruhigten uns. Hier würden sich keine Löwen annähern, sagten sie. Ab und zu kämen mal Elefanten vorbei.

Die erschienen in dieser Nacht nicht. Als wir nach trotzdem nicht ganz entspanntem Schlaf aufstanden, trieben die Massai in der Morgensonne große Viehherden auf ihre Weiden. Später an diesem Tag sahen wir unsere ersten drei Löwen der Reise. In der Nacht, als wir vom Camp aus eine Runde mit dem Jeep machten, stießen wir auf einen erschossenen Elefanten. Wilderer hatten ihn liegen lassen und auch nicht die Stoßzähne mitgenommen.

Zu dem gewaltigen Kadaver – ein Elefant verliert auch im Liegen nicht an Opulenz – sind wir noch mehrfach zurückgekehrt. Am nächsten Morgen labten sich verschiedene Tiere an dem Fleischberg, Löwen, Hyänen, etliche Geier. Ein männlicher Löwe thronte auf dem toten Körper, als wolle er seine Überlegenheit demonstrieren.

Wir sahen Strauße und Antilopen, Gnus und Giraffen. Am Mara-Fluss, den man aus der bekannten Dokumentation „Serengeti darf nicht sterben“ kennt, tummelten sich Nilpferde und Krokodile. Unser Guide warf einige Steine ins Wasser, um mögliche Krokodile zu vertreiben. Und dann, vom Guide ermutigt, da könne jetzt nichts passieren, schwammen einige von uns tatsächlich im Fluss. Marion und ich zählten nicht zu diesen Wahnsinnigen. Ich verließ mich durchaus auf unseren Guide. Doch mein Leben war auch ohne ein Bad mit Krokodilen spannend genug. Die vier oder fünf Schwimmer verfolgten wir am Ufer.

Pistole und Gewehr führte der Guide nicht mit sich, das wussten wir. Immer griffbereit hatte er eine Bullenpeitsche.

Mit der vermochte er drei oder vier Löwinnen in Schach zu halten, sagte er. Grundsätzlich vertrauten wir alle der Regel, dass die Tiere sich friedlich verhalten, wenn die Menschen es auch tun.

Immer der Meute nach

An unserem zweiten Wanderritt durch Kenia nahmen auch Schleppjagdreiter teil. Wir lernten Wolfhard Lindner, Jochen Nolte und Horst Stuppi kennen. Schleppjagdreiter waren für die Wanderritte in Ostafrika allenfalls mittelgut zu gebrauchen. Es fiel ihnen schwer, den Ranger zu respektieren und ihn nicht zu überreiten. Wenn sie große freie Flächen vor sich sahen, verloren sie die Nerven und wollten nur noch losgaloppieren. In möglichst hohem Tempo stoben sie dann oftmals durch die Savanne.

Das Jagdreiten hat in Deutschland eine über 100 Jahre alte Tradition. Die Reiter folgen dabei einer Hundemeute, die ihrerseits früher lebenden Füchsen und heute einer künstlichen Spur nachjagt. Für die sorgt einer der Reiter, der sogenannte Schleppenleger. Aus seinem Kanister tröpfelt ein Duftstoff heraus und weist der Meute den Weg. Dann rennen die Hunde los. Die Reiter folgen – und haben Hindernisse unterschiedlicher Art zu überwinden.

Ein Jagdtag beginnt, indem die Reiter sich bei Klängen der Jagdhornbläser sammeln. Jeder ordnet sich entsprechend seiner reiterlichen Kompetenz ein, einige in das Springer-, andere in das Nichtspringerfeld. Der Hundemeister (Master of hounds) präsentiert dann die Meute. Piköre halten sie während der Verfolgung der Fährte zusammen.

Eine Jagd besteht in der Regel aus vier oder fünf Runs, Streckenabschnitten von 1,5 bis zwei Kilometer Länge. Nach jedem Run gibt es eine Pause. In dieser Zeit gibt der Schleppenleger die nächste Etappe des Weges vor. Zu gewinnen gibt es nichts. Die Hunde allerdings erhalten mit Ende der Jagd ihr Curée.

Es braucht schon einige reiterliche Kenntnis und Erfahrung, um eine Schleppjagd gut zu überstehen. Die Sprünge fordern Pferd und Reiter heraus, Wassergräben und Naturhecken, Bürsten, Holzstöße, Bäche und Talsprünge. Mal geht es nur hoch, mal auch hoch-weit.

Das Nichtspringerfeld reitet im selben Tempo und ebenfalls mit einem Master neben oder hinter dem Springerfeld her. Die Jagd stellt sich auch ohne Sprünge für Ross und Reiter anspruchsvoll dar.

Mein Freund Jürgen Kröll, den ich ja bei Fuchsjagden auf Gut Eicherloh kennengelernt hatte, hatte sich Ende der Achtziger- oder Anfang der Neunzigerjahre unter die Schleppjagdreiter begeben. Bald prägte Jürgen die Szene der Schleppjagdreiter in Nord- und Süddeutschland. Sein Beitrag: Neben dem rein sportlichen verschaffte er auch dem gesellschaftlichen Aspekt hohe Bedeutung. In Bayern organisierte er eine Drei-Schlösser-Jagd. Das Ereignis wuchs sich bald zur Jagdwoche aus.

Es war nun Jürgen, der mich überzeugte, auch einmal an einer Schleppjagd teilzunehmen. Dass ich längst keine Jagden mehr ritt, hielt ihn nicht davon ab. Ich sagte ihm zu, allerdings unter der Bedingung, dass ich nur das Nichtspringerfeld anführen würde. Um diese Position zu erhalten, musste ich mich nun allerdings als Jagdherr engagieren – und einen guten Teil der Veranstaltung bezahlen.

Meine erste Schleppjagd führte mich 2002 auf Schloss Hexenagger, das nahe dem Altmühltal westlich von Kelheim liegt. Die Frühjahrsjagd dauerte nur einen Tag. Im Jahr drauf fuhr ich wieder auf Schloss Hexenagger, diesmal als Jagdherr an der Seite von Ulrich Deus und Wolfhard Lindner. Veranstalter der Jagdwoche waren der Schlossherr Ebo Leichtfuß und mein Freund Jürgen. Die Foxhound-Meute brachte der Hamburger Schleppjagdverein mit.

Das Programm bot neben drei Jagden mit steigenden Anforderungen eine Besichtigung der Eichstädter Altstadt sowie einen Besuch auf dem Münchner Oktoberfest. Für den dritten Jagdtag hatte ich als besonderes Event ein Wine & Dine mit dem Koch Claus Weitprecht organisiert, der beim Bocuse d'Or 2003 Dritter geworden war. Die Weine stammten von meinem Weingut Simonshof.

Natürlich ist die Ausrichtung einer Schleppjagdwoche nicht ganz billig. Es braucht Unterkünfte für Pferd und Reiter, man isst und trinkt gut. Ich habe die Teilnahme mit einer Fernreise verglichen und die Kosten so ein wenig relativiert. Einen Flug mussten wir nicht bezahlen.

Das habe ich 2003 auch der ZDF-Journalistin Annegret Oster gesagt, die für das Magazin „Reporter“ einen Bericht über das Schleppjagdreiten und die Jagdtage auf Schloss Hexenagger machte. Man weiß vorher nie, wie solch eine Reportage dann aussehen und welcher Ton darin gesetzt wird. Ich war jedoch der Meinung, dass wir nichts zu verstecken hatten. Deshalb habe ich mich auch nicht geziert, vor laufender Kamera ein paar Fragen zu beantworten.

Der Beitrag lief an einem Mittwochabend im Oktober zur besten Sendezeit. Die Anmoderation bestärkte erst einmal die

Skeptiker, die befürchteten, im Zweiten Deutschen Fernsehen als Anhänger einer skurrilen und vor allem teuren Sportart vorgeführt zu werden.

„Bevor wir uns den wirklich wichtigen Dingen des Lebens zuwenden“, setzte der Moderator Norbert Lehmann an, „gönnen wir uns doch einmal einen Blick in die schöne Welt der Blaublütigen, Edlen und Reichen. Zum guten Ton und zur Tradition gehörte da früher die Fuchsjagd zu Pferde, aber die ist ja bei uns inzwischen verboten. Und deshalb tut man heute nur noch so, als würde man jagen – ein unblutiges, dafür aber, wie Sie gleich sehen werden, richtig mächtiges und prächtiges Spektakel. Ach ja, in dieser Zeit, wo alle übers Sparen und Gürtel-enger-Schnallen reden, haben es einige wirklich nicht nötig, Bescheidenheit zu zeigen. Treibjagd, ein luxuriöser Sport der oberen Zehntausend. Aber, wie unsere ZDF-Reporterin Annegret Oster in Bayern erfahren hat, eine richtig schöne Sache. Wenn man sie sich leisten kann.“

So weit, so zugespitzt. Die Reportage selbst finde ich auch heute weder ehrabschneidend noch durch den Kakao ziehend. Die Zuschauer sahen schöne Eindrücke vom Reiten, vom Schlosshof, vom Abendessen.

Dass die Journalistin „Champagnerlaune und Nervenkitzel an der Galoppstrecke“ ausmachte, geschenkt. Und Bilder von Marion, die mir vor dem Abendessen ein Plastron anlegte, gereichten auch niemandem zum Nachteil. An anderer Stelle hieß es: „Dr. Frank Dittmann ist einer der Gastgeber und immer ganz vorn dabei.“ Da konnte ich mir nur wünschen,

dass mein Klassenlehrer Holl aus Neheim gerade ZDF schaute – und wirklich glaubte, dass es bei seinem früheren Schüler Frank zu einem Dokortitel gereicht haben könnte. Das ZDF zeigte noch, wie der Jamaikaner Juliano auf der Wiese vor dem Schloss Prosecco ausgab. Auch das wird keine Neid Diskussion heraufbeschworen haben. So reich waren die Reichen nicht und die Blaublütigen ohnehin in der Minderheit. Mit den öffentlich-rechtlichen Einblicken in unseren Sport konnte ich daher gut leben.

Die Breitenwirkung eines ZDF-Beitrags darf man in der Zeit des linearen Fernsehens übrigens nicht unterschätzen. Und dann lief der Bericht auch noch im Auslandsprogramm der „Deutschen Welle“. Dort erkannte mich der südafrikanische Vertreter von Convotherm. „Frank, did you change professions?“, fragte er mich am Telefon. „Are you an actor now?“

Marion ist keine Schleppjagd geritten. Ich selbst habe über fünf Jahre an insgesamt zehn Schleppjagden teilgenommen, im Altmühltal und in der Lüneburger Heide, der Hamburger und der Asbacher Meute folgend und einmal auch auf der Spur der Bavarian Beagles. Ich startete auf unserem Pferd Palliot, das wir nur „den Russen“ nannten, auf dem Wallach Anaxandros und einmal, was besonders schön war, gemeinsam mit Leoni. Öfter habe ich das Nichtspringerfeld angeführt und dort allerlei Mitstreiter hinter mir versammelt, die nicht springen oder nicht bergab reiten wollten und deshalb ein wenig schutzbedürftig waren.

Meine dritte Jagd auf Schloss Hexenagger – erneut war ich Jagdherr mit Ulrich Deus und Wolfhard Lindner, als Veranstalter fungierten wieder Ebo Leichtfuß und Jürgen Kröll – ritt ich übrigens nicht mit. Wir hatten zu dem Zeitpunkt

gerade unsere Überschwemmung auf Gut Allegra hinter uns gebracht, die Pferde standen noch auf fremden Höfen. Teilnehmen wollte ich dennoch und hatte ja auch schon als Jagdherr zugesagt.

Die Jagden haben mir sportlich große Freude gemacht und gute Bekanntschaften und sogar Freunde gebracht. Dazu zählten sicher Nisrin und Wolfhard Lindner, Rita und Jochen Nolte, Annegret und Bruno Wolff, Claudia Bartels und Rolf Junge und nicht zuletzt Uta und Karl-Ludwig Hesse. Zu ihnen allen haben wir den Kontakt über viele Jahre gepflegt.

Mit Uta und Karl-Ludwig Hesse verstanden wir uns so gut, dass wir den Kontakt spielend auch über die gemeinsame Reiterei hinaus hielten. Wir sehen uns mehrmals im Jahr. Mit Karl-Ludwig verbindet mich zudem ein besonderes Erlebnis. Bei einer Schleppjagd 2004, Marion und ich waren ebenfalls nur als Zuschauer dabei, standen wir am vorletzten Sprung und sahen Jochen Nolte auf das Hindernis zureiten, gefolgt von Karl-Ludwig. Während Jochen die Hürde überwand, stürzte Karl-Ludwig mit seinem Pferd über dem Sprung, überschlug sich und landete im Sand. Dabei hatte der Reiterhelm nicht wie er sollte für Schutz gesorgt, sondern Karl-Ludwigs halbes Ohr abgeschnitten. Die herbeigerufenen Sanitäter wollten den Gestürzten verarzten und dann ins Krankenhaus bringen. Bevor sie mit Karl-Ludwig zum Nähen davonfuhren, konnte ich die Situation noch mit meiner Kamera festhalten: Karl-Ludwigs Ohr, blau verbunden, damit es nicht abfiel.

In einer späteren sagen wir mal poetischen Verarbeitung des Unfalls zitierte Karl-Ludwig mich:

*„Jetzt kam der Tierarzt,
dann der Notarzt
und dann Frank
Gott sei Dank.
Er verwies die Ränge, tadelte strenge
Und verlangte nach einer Bild-Dokumentation
im unverkennbaren ‚Fränki-Ton‘
Koordinierte die Retter: ‚no, no, this is better‘“*

Ohne Karl-Ludwig, der stets mit offenen Augen und (weiterhin zwei) Ohren unterwegs ist und oftmals schnell die richtigen Querverbindungen zieht, gäbe es dieses Buch wahrscheinlich nicht.

Ein Kapitel über Wanderreiten und Schleppjagden wäre nicht vollständig, ohne noch einmal an Bruno Wolff zu erinnern – leider. Bruno kam 2018 bei einem Unfall mit seinem Pferd zu Tode. Ebenfalls muss und möchte ich Marlene erwähnen. Marlene Karl, Senffabrikantin und ausgebildete Bergführerin, Mutter eines Sohnes, Sportlerin durch und durch und außerdem eine wunderbare Kameradin, hat die Reiterei heiß und innig geliebt. 2010 überschlug sie sich bei einem Vielseitigkeitslehrgang in Luhmühlen mit ihrem Pferd und erlag im Krankenhaus ihren Verletzungen. Sie wurde nur 65 Jahre alt.

Wein gut

Werner Faber, der frühere Verkaufsleiter des Wolfenbütteler Küchengeräteherstellers MKN, stammt von der Saar. Dort liegt nahe der Stadt Konz und zwischen Saar und Mosel eine

Landschaft, durch die sich die Mosel einst geschlängelt hat. Sie ist von weichen Linien geprägt, lieblich fast, weist ein mildes Klima auf und wird Konzer Tälchen oder einfach nur Tälchen genannt.

„Fahren Sie doch mal ins Tälchen“, riet mir Werner Faber in den Jahren unserer Zusammenarbeit nicht ein- und auch nicht nur zweimal. Sein Bruder führe dort das Weingut des Vaters fort.

Mir fehlte ein wenig das Interesse, doch Werner Faber ist niemand, der schnell aufgibt. Er wollte mich ganz offensichtlich unbedingt einmal an diesen für ihn heimatlichen Ort bringen. Und so setzten Marion und ich uns Mitte der Neunzigerjahre gemeinsam mit Werner Faber ins Auto und nahmen Kurs auf die deutsch-luxemburgische Grenzregion.

Die letzten der 600 Kilometer legten wir auf der Hunsrückhöhenstraße zurück, genossen dabei die Landschaft dieses lang gezogenen Mittelgebirges und übernachteten schließlich in einem schönen alten Hotel. Am nächsten Tag erreichten wir gut gelaunt das Tälchen.

Herr Faber senior war ein halbes Jahr zuvor gestorben. Wir trafen nun Werners Bruder Bernhard und dessen Frau Christine. Beide lebten im Haus des alten Weinguts Schnitzler in dem zu Konz gehörigen Dorf Krettnach. Bernhard leitete als Winzermeister das Weingut, das etwa 3,5 Hektar maß, mit dieser Größe gerade so zum Leben reichte und daher – da waren wir uns schnell einig – nach vorne gebracht werden musste.

Bernhards grundsätzliche Auffassung von Weinbau gefiel mir. Seinen Plan, das Weingut zu vergrößern und dafür weitere Lagen hinzuzukaufen, hielt ich für richtig. Vor allem aber

gewann ich bei diesem ersten Treffen den Eindruck, dass dieser Winzer, dessen Bruder ich ja schon länger kannte und schätzte, durchaus unternehmerisch dachte. An Engagement schien es ihm nicht zu fehlen.

Ich kaufte fortan seine Weine und besuchte ihn immer mal wieder im Tälchen. Unser Kontakt intensivierte sich mit den Jahren, und mein Vertrauen in Bernhards unternehmerisches Gespür wuchs. 1999 kam er auf die Idee, eine Art Crowdfunding zu machen. Den Begriff kannte man damals kaum bis gar nicht. Bernhard jedenfalls gründete unter dem Namen Cella Vinaria eine Weinbruderschaft.

Es war ein kleiner, handverlesener Kreis interessierter Weingenießer, den er auf seinem Weingut zusammenbrachte. Die Mitgliedschaft in dem Zirkel hatte Bernhard jedem einzelnen über längere Zeit schmackhaft gemacht. Er hatte vom Weinanbau im Saargebiet erzählt, hatte Weingüter besichtigt und Weinmessen besucht. Versuchte jemand, sich einen ganz besonderen Wein zu beschaffen, hatte er mit Bernhards Expertise und Hilfe rechnen können. Bernhard verstand es, einen Menschen mit einem gewissen Anfangsinteresse zu einer Person zu machen, die Begeisterung für den Wein aufbringt und unbedingt mehr darüber erfahren will.

„Personen, die in besonderer Weise dem Deutschen Wein im Allgemeinen und dem Saarwein im Besonderen verbunden sind“ – so lautete die Definition der Weinbrüder der Cella Vinaria, die sich im Januar 2000 in Krettnach gründete. Die schönen Worte stehen geschrieben auf dem Aufnahmedokument, das wir alle erhielten und unterzeichneten. Unter „Pflichten/Bedingung“ stand:

- „ • *Moderater Weingenuss*
- *Bereitschaft, einmal pro Kalenderjahr ins Weinbaugebiet zu reisen*
- *Betrag: 100,-- DM pro Monat (entfällt bei fördernden Mitgliedern)*
- *1 Weinfass (Stückfass, Inhalt: 1200 L.), Eichenholz mit Schnitzereien. Die Kosten trägt der Weinbruder, das Fass bleibt im Eigentum des Weinbruders, jedoch wird es aufbewahrt und genutzt im Weingut.*
- *Übernahme einer Patenschaft für einen Weinberg“*

Die Kosten für das Fass samt Schnitzereien betrugen dann übrigens stolze 6250 Mark. Zum Glück regelte die Urkunde auch die „Rechte/Vorteile der Weinbruderschaft“. Dort führte Bernhard die Teilhabe an einer Weinschatzkammer mit Lagermöglichkeiten für 200 Flaschen an. Vor der Schatzkammer würde ein Stein liegen und mit dessen Namen auf den Weinbruder hinweisen. Neben einem Wein aus des Weinbruders Geburtsjahr erhielt man noch ein „jährliches Naturalguthaben“ im Wert von 1000 Mark, einen Rabatt auf Einkäufe im Weingut und schließlich zwei kostenlose Übernachtungen pro Jahr für zwei Personen inklusiv Wein-Menü und Weinprobe.

Kundenbindung plus Kapitalbeschaffung, so lässt sich die Idee der Bruderschaft wohl auf den Punkt bringen. In Bernhards Interesse lag auch, dass man dem Weingut Schnitzler ein zinsloses Darlehen in Höhe von 50.000 Mark über zehn Jahre gewährte. Der Zweck: die „Förderung der Weiterentwicklung des Weingutes“.

Einen plumpen Verkäufer habe ich in diesem Winzer nicht gesehen. Eher schon brachte Bernhard mithilfe von

Emotionalität Liebe zum Wein mit der Bereitschaft zur finanziellen Förderung zusammen. Den Weinbrüdern vermittelte er, dass sie stets ein Standbein im Weingut und auch im Gewölbekeller mit seinen Mulden und den Schatzkammern hätten.

Bernhards Ansatz hat mir gefallen. Und doch habe ich eine gute Idee selten so schnell und abrupt scheitern sehen.

Leute, die sich in einem gewissen finanziellen Rahmen an einem Projekt beteiligen, sind keine Mitschwimmer. Bei der Cella Vinaria aber hatte Bernhard es – und er war noch nicht erfahren genug, um das zu verstehen – mit Kapitänen zu tun.

Am jenem ersten Abend wollten wir im Gewölbekeller des Weinguts Schnitzler feierlich die Gründung der Cella Vinaria begehen. Bernhard erklärte uns, wie eine Flasche Sekt sabriert, also mit einem Säbel geöffnet wird. Dafür hält man die Flasche in der einen Hand, nimmt in die andere den Säbel, streicht mit ihm zuerst am Flaschenhals entlang und schlägt dann den Glasring an der Öffnung der Flasche ab.

Ich trat als Erster an, nahm den Säbel, strich und schlug – und schaffte es tatsächlich sofort, die Flasche zu entkorken.

Jens Brendel, der eine große, auf IT-Prozesse spezialisierte Unternehmensberatung in Kiel führte, war der Nächste. Der Norddeutsche hatte sich einen Weinberg gekauft, den Bernhard für ihn bewirtschaftete. Auch Jens Brendel setzte nun an. Leider scheiterte er, und das nicht nur beim ersten Versuch. Die Szene im Gewölbekeller entbehrte nicht einer gewissen Komik: Ein im Beruf hoch erfolgreicher Mensch versuchte sich hier an einem Kunststück, zuerst nur motiviert, dann mit Verbissenheit. Wir anderen schmunzelten. Der Unternehmer fand die Situation nicht

lustig. Nachdem er fünfmal erfolglos angesetzt hatte, warf er den Säbel entnervt zur Seite.

Einer der Geldgeber fühlte sich auf gewisse Weise bloßgestellt. Ob grundlos oder zu Recht, tat nichts zur Sache. Die gute Stimmung verflieg. Unser fünfköpfiges Trüppchen war zu klein, um abzapfen, dass Jens Brendel vergrätzt war und aufgab. Genau das tat er. Unsere Einlagen hatten wir gemacht. Doch ihre Gründung blieb die einzige Zusammenkunft der Cella Vinaria. Die Weinbruderschaft zog keinen einzigen weiteren Weinfreund und Investor an.

Das Jahr 2000 verging. Wir kauften weiterhin unseren Wein bei Bernhard, fuhren zwei- oder dreimal im Jahr ins Tälchen, blieben in guter Verbindung. Der Winzer hatte sich seinen Misserfolg eingestanden, gab deshalb aber nicht auf. 2001 sprach er uns und zwei weitere Ehepaare an – mit einer neuen Idee. Ein Weingut stand zum Verkauf, ganz in der Nähe, mit Anbauflächen von etwa 3,5 Hektar. Es hieß Simonshof. Das Besondere: Zum Weingut gehörte ein Kelterhaus mit Wohnung und ebenerdigem Weinkeller, das 1897 erbaut worden war und mitten im Weinberg und direkt am Hang stand.

Bernhard wollte diese sanften Hänge, von denen man weit über das Tälchen schaute, selbst bewirtschaften, seine Anbaufläche so vergrößern und seinen Umsatz steigern. Doch den Kaufpreis konnte er nicht aufbringen. Deshalb suchte er Investoren.

Es gab gute Gründe für mich, hier nicht einzusteigen. Ich war beruflich mehr als ausgelastet und aufgrund der vielen Dienstreisen mehr als die Hälfte des Jahres nicht einmal in Deutschland. Würde ich Zeit und Muße finden, einige meiner

Wochenenden im Weingut zu verbringen? Marion tat es gar als Spinnerei ab, sich Anteile an einem 600 Kilometer entfernten Weingut zuzulegen.

Ich müsse ja keine regelmäßige Präsenz zeigen, beruhigte mich Bernhard, als ich ihm von meinen Bedenken erzählte. Und die Kosten seien ja nicht so hoch, wenn insgesamt drei Ehepaare das Weingut kauften.

Ich habe nicht spontan entschieden, nach einigem Überlegen aber doch zugesagt, ein Drittel des Weinguts Simons-hof zu kaufen.

Die beiden anderen Paare sagten ebenfalls zu, und Bernhard begab sich in die Kaufverhandlungen. Der Preis, den der Besitzer schließlich forderte, veranlasste ein Ehepaar, aus dem Projekt auszusteigen. Das andere sagte, es bleibe an Bord und kaufe auch 50 Prozent. Selbiges galt für Marion und mich.

Im Oktober 2002 fuhren wir also frohgemut nach Trier zum Notar, um den Kaufvertrag zu unterzeichnen. Auf der Höhe von Heilbronn klingelte unser Autotelefon – Bernhard. Das andere Ehepaar sei jetzt doch auch abgesprungen, gerade eben. Ein paar Stunden vor dem Termin.

„Dann können wir ja auch wieder nach Hause fahren“, sagte Marion, „der Kauf hat sich erübrigt.“

In solchen Momenten spüre ich eine gewisse Sturheit. Ich führe sie einfach mal auf meine Herkunft zurück – der Sauerländer ist nicht uninteressiert daran, seinen Willen (oder in diesem Fall: seinen Wein) zu bekommen.

Wir fuhren erst einmal weiter, und im Auto hatte ich Zeit, Marion für die Sache zu gewinnen. Das gelang mehr oder weniger. Meine Frau stimmte gegen ihre Überzeugung zu, das

Abenteuer Wein auch ohne die beiden anderen Ehepaare zu wagen. Im Notariat unterzeichneten wir den Kaufvertrag. Bernhards Frau Christine beteiligten wir mit zehn Prozent. Das hatte zwei Gründe. Zum einen wollte ich die Fabers nachdrücklich an Gut Simonshof binden. Außerdem hatte Bernhard den Vertrag verhandelt und einen, wie wir fanden, guten Preis erzielt. Das Weingut Simonshof hatte zuvor dem Verband Deutscher Prädikatsweingüter (VDP) angehört und bot uns Bestlagen.

Wir gründeten am selben Tag eine GbR. Christine Faber wurde zur Geschäftsführerin ernannt, und schon starteten wir mit der aktuellen Ernte am Stock. So haben wir bereits im selben Jahr die erste Ernte eingefahren.

Das Weingut Simonshof schloss einen Bewirtschaftungsvertrag mit Bernhard Faber ab, der seine Leistung und unsere finanzielle Gegenleistung genau festlegte. Das hatte für Bernhard den Vorteil, dass er mit einem festen monatlichen Einkommen kalkulieren konnte. Marion und ich wiederum durften sicher sein, den besten Winzer im Tälchen gewonnen zu haben.

Weil wir mit Simonshof über keine eigenen Produktions- und Lagerstätten verfügten, mieteten wir einen Teil des Weinkellers von Bernhards Weingut Schnitzler an. Die Pressen und Maschinen, die wir vom Vorkäufer erworben hatten, brachten wir in den nun dann gemeinsamen Weinkeller ein, etwa die Wilmes Tuchpresse 2500 VA mit Zubehör oder verschiedene VA-Edelstahl-Tanks. Die Weinaufsicht hatte uns vorgegeben, in dem Kellergewölbe zwei Flächen auszuweisen. Das taten wir insofern, als dass wir den Lagerraum mit einem hellem Stoffvorhang teilten.

2002 war eines der erfolgreichsten Jahre im deutschen Weinbau. Als entsprechend gut erwies sich auch unsere erste Ernte. 2003 folgte dann das beste Jahr, das die Winzer im Tälchen bis dahin erlebt hatten. Einen besseren Start in der Weinwirtschaft hätten wir uns nicht wünschen können.

Mein Vertrauen in Bernhards Kompetenzen sollte mich in den kommenden Jahren nicht trügen. Er dachte stets unternehmerisch und balancierte dabei die eigenen mit den Vorteilen der anderen aus. Er gab nicht den barmherzigen Samariter, zockte aber auch niemanden ab. In unserer Zusammenarbeit haben wir niemals ein Problem miteinander gehabt.

Simonshof haben wir damals als reines Riesling-Weingut gekauft. 2002 gelang es uns, Weine der Qualitätsstufe QbA zu lesen wie auch Eiswein, Beerenauslese, Spätlesen, Auslesen und Kabinettweine. Im Jahr drauf ernteten wir dann Trauben von noch höherem Niveau. Ab 2004 allerdings haben wir keine Eisweine und auch keine Beerenauslesen mehr gelesen. Dem stand die Witterung entgegen, aber auch die Tatsache, dass wir uns den Kundenkreis für diese teuren Weine nicht ohne Weiteres erschließen konnten. Der deutsche Konsument ist eher nicht dazu bereit, einen hohen Preis zu bezahlen. Und für den Export fehlte uns die Expertise.

Ich selbst habe in den ersten Jahren viel von Bernhard gelernt, zum Weinanbau im Feld und ebenfalls zum Weinausbau im Keller. Die Unterschiede der einzelnen Qualitäten habe ich recht gründlich studiert, mir mit Bernhards Hilfe ein ganz passables Wissen angeeignet.

Bei aller Riesling-Tradition unseres Weinguts haben wir uns auf Dauer etwas breiter aufgestellt. Einige Felder bestückten wir mit Regent-Rotwein, außerdem tauschten wir mit dem

Weingut Schnitzler ein Feld mit Riesling gegen ein Feld mit Weißburgunder ein. Der erste Ertrag des Regent-Rotweins stellte sich nach drei Jahren ein. Die Öffnung hin zur roten Traube erwies sich als richtige Entscheidung. Die Nachfrage gerade nach Regent-Rotwein ist in Deutschland während der vergangenen Jahre enorm gestiegen. Heute wächst diese Sorte auf fast fünf Prozent der Anbaufläche.

Wir waren Selbstvermarkter. Der Verkauf der Flaschenweine lag in meinen Händen. Was in Fässer abgefüllt wurde, verkaufte Bernhard an Kommissionäre, die den Wein dann wiederum an Abfüllbetriebe veräußerten. Mit den Jahren fragten die Kunden die hohen Qualitäten immer weniger nach. Die Grundweine vom QbA bis zum Kabinett erfreuten sich hingegen hoher Beliebtheit.

Anfang der Nullerjahre führten die Europäische Union und das Deutsche Weininstitut eine neue Klassifizierung ein. Zwischen QbA und Kabinett gehörte ab sofort die Qualitätsstufe Classic. Heute zielen 95 Prozent aller Weinkäufe auf QbA und Classic. Wir trugen dem Trend Rechnung und verzichteten auf Ausleseweine in größerer Menge.

Eine Ernte auf dem Stock, eine weitere im Keller und eine dritte auf der Bank – so soll es nach einer alten Winzerweisheit gerne sein. Wir lagerten immerhin rund 23.000 Flaschen.

Unser erstes Weinblütenfest haben wir gleich 2003 gefeiert, damals mit der Combo Wengert-Stompers, die mithilfe von Weinbauerwerkzeug Musik machte und zum Beispiel auf eine Raufe schlug. In diesem Jahr stieg auch bereits Convotharm mit dem Event Wine & Dine in das Fest ein. Das Unternehmen lud freitags ins Tälchen, und dank Andrea Sauer und Manfred

Sussmann entstand rund um das Häuschen immer eine ganz besondere Atmosphäre. Am Samstag und Sonntag öffnete das Weingut Simonshof dann für die Region. Ab 2011, ich war inzwischen bei Convotherm ausgestiegen, hat der Simonshof den Freitag übernommen.

An Interesse hat es uns nie gemangelt bei unseren Weinblütenfesten, manchmal zählten wir bis Sonntagnachmittag 450 Besucher, darunter auch alte Freunde und Weggefährten. Herausragende Köche hatten wir weiterhin, sie kamen in den Zehnerjahren eher aus der Region, boten aber in Form eines Sechs-Gänge-Feinschmeckermenüs ebenfalls Haute Cuisine. Einen Großteil der Gäste für unser erstes Wine & Dine nach der Convotherm-Zeit habe ich vorher angesprochen und eingeladen. Am Samstagabend wie am Sonntagmorgen spielten Bands.

Unser Team bestand jetzt aus Christine Faber, die für das Essen verantwortlich war, und ihrem Mann, der sich um die Weine und die Gesamtorganisation kümmerte. Marion übernahm die Innendekoration und stellte außerdem ein Kulturprogramm für den Samstagnachmittag auf. Sie führte zu Sehenswürdigkeiten in und um Trier herum, etwa in die Römische Villa Borg im Archäologiepark oder in die unterirdischen Grabkammern auf dem Friedhof der Abtei St. Matthias.

Die Organisation der Weinblütenfeste hat immer gut geklappt, allerdings auch einige Kraft gekostet. Nachdem Bernhard im Weinberg die Plattform für die Zelte gelegt hatte, schafften wir aus Kasernen oder aus der Stadthalle Trier in großen Mengen Stühle heran. Die Tischplanung für das Event am Freitagabend, die ich vornahm, musste auch immer wohl-durchdacht sein.

Am Sonntag spielte mehrfach die Unplugged Gang mit Alois Kirchen, Erich Fahl und Walli Prinz oder eine holländische Formation auf, das Motto lautete: „Runter vom Sofa, rauf aufs Mofa, der Weinberg rockt“. Ich bestand all die Jahre darauf, dass am Samstagabend die Zwei-Mann-Kapelle „Jeu-chen Brothers“ mit Hans Biewer und Walter Kohl bei uns auftrat – sie brachte stets beste Stimmung ins Zelt. Walter Kohl erwies sich auch jenseits seiner Auftritte als treuer Helfer, genauso wie seine Frau Gertrud und wie Bernhards Tochter Stefanie und ihr Mann Jens. Ohne Unterstützung vor Ort hätten wir die Feste nicht gestemmt.

Ab 2014 haben Christine und ihr Team sonntagsmorgens auch noch Frühstück angeboten. Dafür hatten wir 100 Plätze zur Verfügung – die bald nicht mehr ausreichten. Zweimal trat am späten Sonntagvormittag Hans-Joachim Heist im Zelt auf, den man als Gernot Hassknecht aus der „heute-Show“ kennt. Mit seiner Heinz-Erhardt-Parodie kam Hans-Joachim bestens an.

Das große Geld haben wir freilich nicht verdient mit unseren Weinblütenfesten, daran konnten auch die Sponsoren Gerolsteiner Mineralwasser und Melitta nichts ändern. Das Programm und die ganze Organisation war schlicht zu aufwendig. 2019 haben wir das Fest zum letzten Mal ausgerichtet. Das geschah aus freier Entscheidung und nicht, weil danach die Pandemie zuschlug. Wir luden mit dem Claim „Letzte Gelegenheit, noch einmal dabei zu sein“ ein.

Es reichte.

Damals sprach mich ein Unternehmer an, der mit einigen Mitarbeitern gekommen und recht begeistert war. Er wolle das Weinblütenfest in die Zukunft führen und die Ausrichtung übernehmen, sagte der Mann.

„Das können Sie gerne machen“, antwortete ich, „sofern Sie das Risiko eingehen wollen, an einem Wochenende auch mal 30.000 Euro zu verlieren. Sie könnten dieses Risiko minimieren, aber 10.000 Euro werden sie wohl hineinstecken müssen.“

Der Unternehmer winkte ab.

Wir organisierten das Fest mit großem Enthusiasmus. Es stellte einen Höhepunkt im Weinjahr dar, und die Leute im Tälchen reden noch heute davon. Dass die Weinblütenfeste über lange Jahre solch ein Erfolg wurden, verdanken wir freilich allen Hilfskräften und Köchen – und vor allem den Organisatoren Christine und Bernhard, Stefanie und Jens, Waltraud und Walter sowie Marion.

Das Weingut Simonshof hat mir viele Jahre lange große Freude bereitet und mich mit vielen Menschen zusammengebracht. Mit Mitte, Ende 70 musste ich mir allerdings eingestehen, dass jenseits von mir selbst in unserer Familie niemand ein derartiges Interesse an unserem Weingut aufbrachte. Meine Kinder verhalfen mir zu dieser Erkenntnis.

Bei unser Gesellschafterversammlung 2021 teilte ich Bernhard und Christine mit, dass ich mich wohl vom Weingut trennen würde. Wir waren in einer GbR verbunden, eine Trennung konnte daher nur einstimmig erfolgen. Bernhard nahm meine Entscheidung als Einschnitt wahr und brauchte erst einmal etwas Zeit zum Nachdenken. Das Weinberghäuschen hatte er all die Jahre ständig genutzt, für sein eigenes Weingut Schnitzler und auch für Veranstaltungen. Er hätte es gern besessen. Doch die Preisvorstellungen, die ich für einen Verkauf des Weinguts Simonshof hatte, lagen für ihn selbst zu hoch.

Wenn es eine Enttäuschung war für Bernhard, so hat er sie zügig überwunden – und sich nämlich beim Verkauf nach Kräften engagiert. Dass Simonshof in gute Hände ging, bedeutete auch ihm viel. Und nicht zuletzt wollte er das Weingut gern weiterhin bewirtschaften. In einer Zeit, in der die Preise für Weinberge in Deutschland stetig sanken, gelang es ihm schließlich mit einer eigenen, mit mir abgestimmten Strategie, einen guten Preis zu erzielen. Gute Preise, der Plural ist richtig, denn Bernhard bot das Weingut Simonshof abschnittsweise an.

Den ersten Teil bildeten das Weinberghäuschen und alle Reihen oberhalb davon. Dieser Teil ging schnell weg. Teil zwei umfasste die Rieslinglagen, Teil drei Weißburgunder und Regent.

In jenen Jahren, 2022 und 2023, verkaufte Bernhard mit der Winzergenossenschaft große Weinmengen nach Südkorea. Als sein koreanischer Kunde erfuhr, dass es im Tälchen ein Weingut mit dem Namen Simonshof gibt, war dessen Interesse geweckt. Der Koreaner hieß nämlich mit christlichem Namen Simon.

Die Vorstellung, ein Weingut mit seinem Namen zu besitzen, gefiel ihm. Bernhard sprach dann irgendwann mal mit ihm und schlug ihm einen Kauf vor. So begannen die Verhandlungen, die Bernhard dann mit der nötigen Ruhe und viel Geschick führte. Der Koreaner hielt Rücksprache mit seinem Team und signalisierte Kaufbereitschaft. Wir mussten unsererseits manche bürokratische Hürde überwinden, die der Verkauf eines deutschen Weinguts an einen Asiaten mit sich bringt. Nachdem alles geklärt und der Kaufpreis bestimmt war, schlossen wir einen Kaufvertrag über alle Rieslingflächen

des Weingutes und dessen Namen. Die Anbauflächen würde weiterhin Bernhard bewirtschaften.

Die restlichen Lagen, etwa 20 Prozent der Nutzfläche des Simonshofs, kaufte Bernhard selbst.

Mir blieb an jenem 1. August 2023, als alles verkauft war, der Weinbestand. In Weilheim gründete ich eine Vertriebsfirma und hatte nun rund 23.000 Flaschen zu verkaufen. Diese Aufgabe ließ Trennungsschmerz gar nicht erst aufkommen. In meiner Weinstube in Weilheim-Unterhausen veranstalte ich Weinproben und versuche so, alten und neuen Kunden die große Bandbreite meines Angebots näherzubringen. Die Auslieferung in der Region ist dann ebenfalls meine Aufgabe. All das macht mir Freude, und meine letzten Flaschen werde ich auch noch los. Vertrieb habe ich schließlich gelernt.

Ein Nachspiel hatte unsere Zeit in der Wein- und Landwirtschaft übrigens auch für Marion. Im Jahr 2012 schenkte mir Marion ihre 45 Prozent Anteile am Weingut Simonshof. Da hatten wir bemerkt, dass sie als Hausfrau mit Anteilen an einem landwirtschaftlichen Betrieb in die Landwirtschaftliche Alterskasse einzahlen musste. Mit der Schenkung würde dieser Beitrag in die Sozialversicherung nun entfallen – dachten wir. Die Alterskasse teilte uns nämlich mit, dass Marion als Ehefrau eines Landwirts ebenfalls einzuzahlen habe. Das tat sie dann auch, bis zu ihrem 65. Geburtstag 2013. Seitdem bezieht sie in ihrer Eigenschaft als frühere Weinbäuerin und anschließende Ehefrau eines Weinbauers eine Rente.

Auf meine Jahre mit dem Weingut Simonshof blicke ich heute dankbar mit einem warmen Lächeln zurück. Ich begann als Lehrling, und die neue Materie stellte erst einmal eine Heraus-

forderung dar. Doch so hatte ich auch bei unserem Reiterhof begonnen und letztlich auch als Unternehmer in Wolfratshausen. Die Verbindung zum Weingut besteht zudem weiter. Das liegt an unserer guten Beziehung zu Bernhard und Christine und vor allem an den Weinbrüdern.

Seit 1967 besteht die Weinbruderschaft Mosel-Saar-Ruwer. Die Vereinigung hat sich zum Ziel gesetzt, das Wissen um das Kulturgut Wein zu fördern und zur Hebung der Weinkultur beizutragen. Sie verfügt in ihrem Präsidium über einen Bruderschaftsmeister, mehrere Kellermeister, über einen Secretarius und mehrere Bruderschaftsräte. Bernhard hatte die Position des Zeremonienmeisters für das Saargebiet übernommen.

Für eine Mitgliedschaft in einer Weinbruderschaft kann man sich nicht selbst bewerben. Wer beitreten will, muss von einem Zeremonienmeister vorgeschlagen werden. Das ganze Präsidium entscheidet dann darüber, und im positiven Fall erfährt der Bewerber während der Jahreshauptversammlung am Weinbruderschaftstag eine feierliche Aufnahme. Dort schwört man dann auch, sich für den Wein einzusetzen. Das lateinische Motto, das den Geist der Bruderschaft spiegelt, lautet „amata vitis, beata sitis“, auf Deutsch: geliebte Rebe, glückseliger Durst.

Als Zeremonienmeister bemühte sich Bernhard nun, die Weinfreunde vom Simonshof und der Umgebung zu Mitgliedern der Weinbruderschaft Mosel-Saar-Ruwer zu machen. Das gelang ihm nicht nur mit mir. Auf den Jahreshauptversammlungen stellten wir bald einen geraumen Teil der Stimmberechtigten und gewannen so einen gewissen Einfluss auf die Geschehnisse der Bruderschaft.

Irgendwann hatten wir eine Größe erreicht, mit der wir uns ein Stück weiter unsere eigene Struktur schufen: Wir gründeten die „Saarfraktion“ der Weinbruderschaft Mosel-Saar-Ruwer. Dort nehmen wir auch solche Weinfreunde auf, die nicht Mitglieder der Weinbruderschaft Mosel-Saar-Ruwer werden möchten. Zusätzlich zu den zwei, drei großen Veranstaltungen der Bruderschaft machen wir alljährlich unser eigenes Programm.

42 Mitglieder zählt die Saarfraktion inzwischen. Viele Verbindungen ergaben sich aus den Weinblütenfesten, die somit ein kleines bisschen fortleben in unserer Fraktion. Neben den Weinbrüdern gehören auch die Sektschwestern zu uns. Eine eigene Hymne haben wir ebenfalls, Text und Melodie verdanken wir unserem Weinbruder Dirk Sussmann:

Von der Mosel bis zur Saar

1 Weinbrüder sind wir alle gern.

Viele kommen von nah und fern.

Der Bernhard hält sie fest zusammen, man mag's kaum glauben,

als Winzer keltert er auch Trauben.

Refrain:

Und lange hallt's im Tälchen noch,

die Saarfraktion, sie lebe hoch.

Von der Mosel bis zur Saar

wir fühlen uns alle wunderbar.

2 Natürlich sind wir nicht von gestern

haben auch noch Sekt und Schwestern.

Zusammen fahren wir rund um die Uhr

und lieben alle Wein und Tour.

Refrain:

*Und lange hallt's im Tälchen noch,
die Saarfraktion, sie lebe hoch.*

*Von der Mosel bis zur Saar
wir fühlen uns alle wunderbar.*

Der Spiritus Rector der Saarfraktion ist ohne Zweifel Bernhard Faber. Unterstützt wird er allerdings von einem Team, das die Veranstaltungen organisiert und das aus Klaus und Ingrid Bischoff besteht, aus Herbert Faber sowie aus Angelika und Dirk Sussmann. Dirk ist der Neffe Manfred Sussmanns.

Einmal im Jahr steht eine Reise an. Die hat uns 2013 unter anderem auf unser Gut Allegra geführt. 2014 besichtigten wir Weingüter an der Mosel, 2016 Anbauflächen in der Champagne. Die Tour nach Frankreich hat uns so gut gefallen, dass wir sie 2019 wiederholt haben. Ein Dutzend Sektgüter stellten ihre Produkte vor, mit dem Bus besuchten wir eins nach dem anderen. Der Champagner wurde mit kleinen Delikatessen gereicht, mal mit regionaler Blutwurst, mal mit Austern.

Die Reisen bilden in Weinbelangen und halten außerdem die Gemeinschaft aufrecht, die unsere Saarfraktion ausmacht. Zwei Mitglieder haben wir verloren, Birgit Groß leider schon im Alter von 56 Jahren. Im Jahr 2021 starb mit 82 Jahren Manfred Sussmann. Das ist eben der Lauf der Dinge, könnte man jetzt anmerken und dass acht Jahrzehnte sicher auch ein gutes Alter sind. Beides stimmt. Den Verlust dieses Mannes, der mich beruflich wie privat 20 Jahre begleitet hat, habe ich trotzdem als besonders hart empfunden.

Geburtstage

In bestimmten Zeitabständen innezuhalten, zurückzuschauen und mit Freunden, Verwandten und Bekannten zu feiern, das habe ich schon mit Ende 30 für wichtig und richtig gehalten. Runde Geburtstage bieten dafür einen guten Anlass.

Meinen 40. Geburtstag feierten wir auf der Hirschbergalm, die oberhalb Weilheims liegt. Ich mochte das Lokal sehr, den Küchenchef holten wir später zu Convothorn. Damals, bei der Feier, bestand unser Unternehmen seit zehn Jahren. Ich hatte Schulfreunde aus Neheim eingeladen, die inzwischen in München lebten, und natürlich etliche Reiterfreunde. Aus Kiel reisten Bernd Harms und seine Frau Susanne an. Auf Bernd's 40. Geburtstag, den er auf einem Schiff feierte, hatte ich ja damals gekocht. Insgesamt kamen rund 50 Gäste zusammen.

Am Tag drauf trafen wir uns auf dem Reiterhof von Franz Mattusch in Arnried. Wir machten einen schönen Frühschoppen und wollten dann zum Mittagessen mit vier Kutschen nach Bauerbach fahren. An dem Ort, rund zehn Kilometer von Arnried entfernt, sollte mein Geburtstag in ländlicher Atmosphäre ausklingen.

Bernd Harms und seine Frau waren hartgesottene Hochseesegler, doch auf die Kutsche mochten sie nicht so gern steigen. Wir bedrängten sie, sich dennoch darauf einzulassen, und das taten die beiden dann auch.

Die Kutschen rollten vom Hof und rechts die Straße hinunter. Nach 300 Metern ging wiederum rechts der Feldweg nach Bauerbach ab. Den wollten wir nehmen, taten es auch, jedenfalls drei unserer vier Kutschen. Der Kutscher der vierten mühte sich ebenfalls abzubiegen, bekam aber die Kurve nicht

und krachte in eine Wand aus Bäumen und Dickicht. Vorher hatte der Kutscher noch „Abspringen“ gerufen, und das tat die Besatzung dann auch – inklusive Bernd Harms und seiner Frau. Die beiden hatten ausgerechnet die Kutsche erwischt, deren Pferde leichtsinnigerweise keine Scheuklappen trugen.

Zum Glück konnten wir die Fahrt fortsetzen, weder Mensch noch Tier hatten sich verletzt. Unser Besuch aus dem hohen Norden stieg nun allerdings lieber auf ein Auto um.

Den Höhepunkt des Geburtstags stellte dieser Unfall übrigens nicht dar. Dafür sorgte unser Sohn. Quirin, damals sechs Jahre alt, kletterte nach unser Rückkehr auf den Hof von Franz einen rund 20 Meter hohen Baum hinauf, rutsche dabei auf einem der Äste ab und fiel aus etwa sechs Meter Höhe wie ein Stein ins Gras.

Quirin hatte große Schmerzen, sodass Marion und ich mit ihm ins Krankenhaus nach Weilheim fuhren. Röntgenaufnahmen ergaben, dass er sich den Unterkiefer gebrochen hatte, zum Glück gerade durch. Zu einer Verschiebung war es nicht gekommen. Am Tag drauf fuhr Marion mit Quirin noch einmal in eine Spezialklinik in München. Der Arzt verordnete Stillhalten, eine Operation war nicht möglich. Alles verheilte gut.

Zehn Jahre später stand mein 50. Geburtstag an. Am Vorabend trafen wir uns schon mal mit meiner Familie und allen angereisten Freunden im Hotel Bräuastl in Weilheim bei kalt-warmem bayerischem Buffet. Tags drauf kam es im Unternehmen, das ja inzwischen kräftig gewachsen war, zu einem richtig schönen Empfang. Neben meinen Kollegen erschienen Dienstleister, Kunden und auch die Bürgermeister der umliegenden Gemeinden. Der Landrat Luitpold Braun

hielt eine nette Laudatio auf mich. Wir standen und saßen bis in den späten Nachmittag beieinander.

Für den Abend hatte ich zum Essen nach Wessobrunn in den Gasthof zur Post eingeladen. Das Dorf liegt zwölf Kilometer von Weilheim entfernt. Freunde und Geschäftsfreunde, Verwandte und gute Bekannte feierten mit uns, darunter unser einziger Exklusiv-Vertreter Karl Maiworm aus dem Sauerland und die Unternehmerin Renate Sandfuchs aus Wolfenbüttel. Mein alter Reiterfreund Benam Augustine war ebenfalls dabei.

Da der Fasching gerade erst zu Ende gegangen war, hatten die Reiter aus München ihre närrischen Beziehungen spielen lassen. Norbert Vogel, der Sohn meines Freundes Wilfried Vogel, gehörte dem Faschingsclub Laim an. Die Laimer schickten nun ihr Prinzenpaar samt Garde. Der Auftritt wirkte durchaus ästhetisch und war schön anzusehen, allerdings nur bis das Männerballett zum Einsatz kam. Die Herren, die nun auftraten, trugen Kuhkostüm und unter anderem Euter aus Plastik an Brust oder Becken. Ihr Kuhtanz, hieß es, habe in der zurückliegenden Session in München für viel Freude gesorgt.

So weit, so schön für die Münchner, doch an diesem Abend musste leider ich mich einreihen. Mit sicherem Griff bekam ich ein Euter um den Bauch gebunden und hatte dann die Ehre, zum Höhepunkt des Abends beizutragen.

Seit dem Jahrtausendwechsel hatten wir fast jedes Silvester in der Oberpfalz auf der Burg Wernberg gefeiert. Es gefiel uns sehr an diesem schönen Ort, und so entschied ich mich, zu meinem 60. Geburtstag im März 2006 auf die Burg zu laden. Dass die Betreiber gerade Christian Jürgens angestellt hat-

ten, damals ein Koch mit zwei Sternen, dem er später am Tegernsee einen dritten folgen ließ, machte die Location noch attraktiver. Christian Jürgens galt über ein Jahrzehnt hinweg als bester Koch Deutschlands.

Die Gäste reisten am Freitagabend an. Im romantischen Burgkeller trafen wir uns bei Musik, Wein und Gesang, um locker in das Wochenende zu starten. Am nächsten Morgen fuhren wir mit einem Bus nach Pilsen, besichtigten dort die berühmte Brauerei und ließen den Nachmittag nach einem ländlichen Mittagessen in der Burgschänke ausklingen. Dann ging es auf die Zimmer – zum Umziehen. Ich hatte um Smoking, dunklen Anzug oder Abendkleid gebeten.

Das Galadinner von Christians Jürgens am Samstagabend haben wir sehr genossen. Meine Gäste hatte ich an Achtertischen platziert, die Sitzordnung vorher mit Marion ausbalanciert. Es braucht – erst recht, wenn sich das Menü einige Stunden hinzieht – an jedem Tisch eine gute Mischung aus temperamentvollen Charakteren und solchen, die auch gern zuhören. Meine Konzernkollegen und Freunde Kevin Blades und François Houpert hatten jeweils ihre Frau mitgebracht und mussten an ihrem Tisch natürlich auf Gäste treffen, die ohne Anstrengung Englisch sprachen. Zwei Paare, die sich schon kennen, und zwei, die sich nicht kennen, an dieser Formel orientierten wir uns. Später, im Kaminzimmer der Burg, haben sich all die Verwandten und Freunde dann wieder bunt gemischt.

Nach dem Ausschlafen fand noch ein Geburtstagsjazzbrunch im Fürstensaal der Burg statt. Auch dabei legten sich Christian Jürgens' Leute mächtig ins Zeug. Die Musik steuerte eine Vater-Sohn-Jazzband aus Tschechien bei, die ich bereits kannte. Sie spielte dezent im Hintergrund.

Meinen 70. Geburtstag habe ich mir im Vorhinein als den Höhepunkt meiner altersbedingten Feierei ausgemalt. Ich war gesund und bei Kräften, außerdem motiviert, noch einmal etwas Besonderes zu organisieren. Wer wusste schon, was noch kommen würde?

Es brauchte einigen Platz, und den hatte ich zum Glück zur Verfügung, wenn auch nicht um die Ecke. Ich lud in die Grenzregion, Rheinland-Pfalz nahe Luxemburg, zwei Flüsse, eine Gegend: das Tälchen.

Es kamen: viele. Meine Kinder und Enkel natürlich wie auch meine noch lebenden Geschwister, außerdem aus dem Kreis der Familie meine Neffen und Nichten, Großneffen und Großnichten. Freunde von den Wanderritten in Kenia und aus Weilheimer Vereinen und Verbänden und der CSU. Weinbrüder, Schafkopfbrüder, Stammtischbrüder. Und weitere Verwandte, Freunde, Weggefährten. Für jenes Wochenende hatte der Kalender zwar die Zeitumstellung und damit den Verlust einer Stunde, aber zum Glück auch die Osterfeiertage vorgesehen. Das erleichterte die Anreise, und so hat das Weingut Simonshof eine bunte Besucherschar erhalten.

Am Freitagabend traf sich ein größerer Teil der Gäste schon einmal im Hotel Estricher Hof in Trier. Es wurde etwas später, denn um Mitternacht mussten wir erst einmal mit Winzersekt vom Simonshof anstoßen. Am Samstag fuhren zwei Fünzfzigerbusse die Festgesellschaft von Trier an die Saar. In Saarburg bestiegen wir ein Schiff, das uns flussaufwärts brachte. Darauf sang – das war ein Geschenk meiner Weinbrüder – ein Männerchor aus dem Hochwald.

Vor dem Weinkeller, auf dem großen, weitgehend überdachten Hof erwartete uns am Abend ein rustikales Buffet mit

Lamm und Spanferkel vom Drehspeiß. Gedeckt war im Keller, zwischen Tausenden Weinflaschen, die in Kartons auf Paletten in den Hochregalen lagerten.

Ich sagte einige Worte, auch weil ich gerührt und dankbar war. Aus allen Abschnitten meines nun sieben Jahrzehnte währenden Lebens hatten sich Menschen eingefunden, die mir mindestens viel bedeuteten.

Meine Schwester Beate hat ebenfalls eine Rede gehalten. „Lieber Frank oder, wie wir in der Familie sagen: Fränkchen“, hob sie an, zählte mich dann dementsprechend „zu den Kleinen“ und erinnerte daran, dass die von mir sehr gemochte Kinderfrau Erna mich immer „Häschen“ genannt habe. Später sei ich ein „Sensibelchen“ gewesen, ein „Empfindsamer“.

So ging dann aber weder mein Leben noch Beates Rede weiter. Sie machte am Ende sogar noch ein paar schwesterliche Komplimente, von denen die Feststellung, dass ich „die Meinungen anderer nach intensivem Austausch durchaus gelten“ lasse, am meisten gefreut hat. Das zu tun ist mir in der Tat wichtig.

Unsere älteste Enkelin Pia hat an dem Abend ohne jede Bühnenangst vor der ganzen Gesellschaft ein Lied gesungen. Es war nicht leicht darzubringen. Leider habe ich vergessen, welches Stück sie sich ausgesucht hatte. Das grämt mich jedoch nicht allzu sehr – Pia und ihre Mutter wissen es auch nicht mehr.

Am Ostersonntag sucht man Ostereier, in diesem Fall im Weinberg rund ums Kelterhäuschen. Die Kinder hatten zuvor das Osterfeuer entzündet und sind später noch mit der Kutsche gefahren.

Meine Erwartungen an dieses Wochenende haben sich mehr als erfüllt. Ich habe das Fest als vollkommen erlebt. Ohne Christine Faber und ihr kulinarisches Team, ohne Bernhard, ohne Gertrud und Walter Kohl und ohne Steffi und Jens, ohne das Team Weinblütenfest also hätten wir den Geburtstag so nicht feiern können.

Dem Lauf des Lebens Rechnung tragend freue ich mich inzwischen auf einen 80. Geburtstag, dessen Feier derlei Größe und Niveau nicht erreichen wird. Das strebe ich aber auch gar nicht an. Alles zu seiner Zeit und im angemessenen Rahmen.

Marion und ich haben über die Jahre auch viele tolle Geburtstagfeiern als Gast erlebt, etwa den 60. Geburtstag unseres Freundes Jürgen Kröll auf Schloss Hexenagger mit Ausritt, Gartenparty und einer Donauschiffahrt von Kelheim nach Kloster Weltenburg. Seinen Siebzigsten feierte Jürgen mit Fiakerfahrt, Heurigem und einem festlichen Abend in Wien. Jürgens 80. Geburtstag fiel leider der Corona-Pandemie zum Opfer. Seine Frau Ingrid lud zu ihrem 50. Geburtstag nach Budapest. Auch zu Hause lässt sich ein runder Geburtstag festlich begehen, kürzlich erst haben das in Weilheim Luise und Klaus Bauer und zuvor schon unsere Nachbarn Barbara und Max Lipp getan. Weitere wunderbare runde Geburtstage feierten wir mit Klaus und Gabriele Franz in Essen und unseren Ingolstädter Freunden Gaby und Helmuth Schultze.

Und dann wäre da ja auch noch meine bessere Hälfte.

Halb zog ich sie, halb sank sie hin, um es mal frei nach Goethe zu sagen. Jedenfalls haben wir – nach allerlei Überzeugungsversuchen meinerseits – Marions 50. Geburtstag auf der Hirschbergalm gefeiert. Zehn Jahre später lud sie in

den Alpenhof nach Murnau. Das Fest hatte mit der Einladung schon gut begonnen. Die zeigte die Jubilarin gute fünfzehn Jahre zuvor in brauner Cord-Latzhose, mit blondem Engelshaarschnitt und ihrem geliebten Dackel Bepperl auf dem Arm. Die Feier habe ich als ebenso gelungen wie dieses Foto in Erinnerung. Getanzt wurde übrigens eine Münchner Française. Zu dieser Polonaise, die damals als Stimmungsgarant auf Münchner Faschingsbällen galt, leitete Marions Schwester Edith die Festgesellschaft an.

Ihren 70. Geburtstag hat Marion erneut im Alpenhof in Murnau gefeiert, diesmal mit Sektempfang, Abendessen und im Übrigen, so die Kleiderordnung, weder in Jeans noch in Krawatte. Unsere Kinder schenkten ihr damals eine eingerahmte Fotokollektion. Sie zeigt alle Eingangstüren der Häuser in München, die Marion und ich als Bewohner zusammen durchschritten haben, und hängt heute im Eingang unseres Hauses.

„Jeder Mensch ist einmalig. Jeder ist etwas Besonderes. Und dann tritt plötzlich der Mensch ins Leben, der etwas GANZ Besonderes ist – nämlich der Mensch, mit dem man durchs Leben gehen will.“

Diese Zeilen haben uns im Sommer 2019 einige Freunde aus der CSU zum 50. Jahrestag unserer Eheschließung geschrieben. Sie fanden damit, finde ich, schöne und treffende Worte. Dem „ins Leben Treten“ ist in Marions und meinem Fall eine lange, starke und unerschütterliche Beziehung gefolgt. Unsere Silberne und Goldene Hochzeit haben wir daher als Ereignisse von hohem Wert empfunden – und sie nicht in großer Runde gefeiert, sondern zu zweit.

Für die Tage rund um den 30. Juli 1994 habe ich meine Frau nach New York eingeladen. In Manhattan hatte da gerade das neue und modernste Hotel der Four-Seasons-Kette eröffnet. Das Restaurant darin betrieb der französische Drei-Sterne-Koch Alain Ducasse. Als Küchenchef hatte er einen Japaner nach New York geschickt, der bei ihm gelernt hatte und nach seiner Philosophie kochte.

Marion wünschte sich dann leider auch einen Rundflug im Helikopter über Manhattan. Obwohl ich Tage und Nächte in der Luft verbracht hatte, war mir solch ein Unterfangen doch äußerst suspekt. Ich hatte Angst. Tag für Tag suchte ich mir eine neue Ausrede, mal war das Wetter zu gut, mal zu schlecht. Doch dann, am vorletzten Tag beim Frühstück, gab ich mir einen Ruck und schlug vor, dass wir heute doch gut fliegen könnten.

Das haben wir dann auch getan, und was soll ich sagen? Die 30 Minuten im Hubschrauber über den Dachterrassen der Hochhäuser, fast zwischen den Schluchten zwischen den Wolkenkratzern, über den Parks, dem Hudson und dem East River habe ich bis heute als traumhaftes Erlebnis in Erinnerung. Damals standen weit im Süden Manhattans auch noch die Twin Towers.

Unsere Tage in New York waren ein toller Abschluss von 25 Jahren. Zugleich brachten sie Vorfreude auf das nächste Vierteljahrhundert an der Seite von Marion. Das zu erleben, ist mir zum Glück vergönnt gewesen.

Im Sommer 2019 machten wir uns zur Feier unserer Goldenen Hochzeit auf nach Carcassone. Die Stadt liegt im Süden Frankreichs am Fuß der Pyrenäen. Wir reisten aus der

Champagne an, wohin uns vorher eine Fahrt mit der Saarfraktion der Weinbrüder geführt hatte.

Carcassones Kern, die Cité, wurde im Mittelalter auf einer Anhöhe erbaut. Sie gleicht einer gewaltigen Festung und ist bis heute von einer doppelten Stadtmauer mit massiven Toranlagen und insgesamt 52 Türmen umgeben. Autos dürfen in der mittelalterlichen Altstadt tagsüber nicht fahren. Entsprechend entspannt lässt sich durch die verwinkelten Gassen und über die Plätze flanieren.

Am Rande der heutigen Innenstadt hat Franck Putelat das „La Barbacane“ eröffnet. Das Ambiente des Restaurants und die Künste dieses Sternekochs haben diesen Abend für uns einmalig gemacht. Seine Signatur und die skizzierte Kochmütze auf der Menükarte habe ich auf- und den Abend in bleibender Erinnerung bewahrt.



*Oben: Wanderritt über den Pilion, hoch über und entlang der griechischen Strände
Unten: Wanderritte in Kenia 1999 und 2001*





Unser Gut Allegra. Beim Sommerfest 2005 haben wir dem Regen trotzen müssen. Doch dann, am nächsten Morgen, kam die große Überschwemmung





Schlossherr Ebo Leichtfuß und Jürgen Kröll
veranstalten mit den Jagdherren

Ulrich Deus, Jesteburg
Frank Dittmann, Weilheim
Dr. Dr. Wolfhard Lindner, Kronberg

vom 28. September bis 5. Oktober 2003

Jagdtage auf Schloss Hexenagger

hinter der Foxhound-Meute des Hamburger Schleppjagd-Vereins

Musikalische Jagdbegleitung:

Die Bläsergruppen Pegnitztaler, Schambachtaler und Anjagd

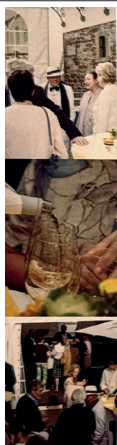
Die Schleppjagdreiterrei, hier rund um Schloß Hexenagger nahe dem Altmühltal, hat mir einige Jahre lang große Freude bereitet. Im Herbst 2003 fungierte ich als einer der drei Jagdherren



Zur Schleppjagdreiterei bin ich meinem Freund Jürgen Kröll (Mitte rechts) gefolgt. Die Freundschaft mit Karl-Ludwig Hesse (Mitte links mit blauem Verband) verdanke ich ebenfalls diesem Hobby. Karl-Ludwig stürzte bei einer Jagd 2004 spektakulär, hat aber natürlich seinen Humor behalten



Das Weingut Siemonshof, im Tälchen bei Konz gelegen (oben und unten). Zum ersten Weinblütenfest kamen auch Freunde aus Neheim (Mitte rechts). All die Jahre an unserer Seite hatten Marion und ich das Winzerehepaar Werner und Christine Farber (Mitte links)



Wine & Dine im Weinberg

am 14.06.2019

Exklusives 6-Gang-Feinschmeckermenü

Die begleitenden Weine werden von unserem erfahrenen
Winzermeister **Bernhard Faber** vorgestellt

An diesem Abend kochen für Sie:

Christine Faber

Chef de Cuisine Weinstube Schnitzler
mit ihrem erfahrenen Köcheteam

Ausstellung: „Rheinisches Farbenspiel“
verantwortlich: Die „Malweiber“ aus dem Rheinland



Die Weinblütenfeste fanden immer im Frühjahr statt. Es spielten mehrfach die ((NAME DER BAND)) (Mitte rechts) und die ((NAME DER DREI-MANN-COMBO)) (unten links). Auch Gernot Hassknecht trat bei uns auf



Runde Geburtstage haben wir gern genutzt, um die Menschen einzuladen, die uns wichtig waren. Dabei konnte man schon mal in eine überraschend gefährliche Kutschfahrt oder zur Faschingszeit auch in einen Kuhtanz geraten



Meinen 70. Geburtstag feierten wir auf dem Weingut Simonshof. Pia, unsere älteste Enkelin (oben), trug ohne jede Bühnenangst ein Lied vor. Meine Schwester Beate (Mitte rechts) hielt eine Rede



Runde Geburtstage haben wir gern genutzt, um die Menschen einzuladen, die uns wichtig waren. Dabei konnte man schon mal in eine überraschend gefährliche Kutschfahrt oder zur Faschingszeit auch in einen Kuhtanz geraten

9. Soziale Heimat

Gruppen, denen man sich zugehörig fühlt, Orte, die einem fast schon zum Zuhause werden: Derlei habe ich während der vergangenen eineinhalb Jahrzehnte in der Lokalpolitik und in Vereinen gefunden, unter Freunden und in der Familie. Manchmal habe ich mich für eine bestimmte Sache engagiert, manchmal schlicht eine gute Zeit verbracht. Letzteres gilt auch für unsere Reisen

Im Juli 1999 habe ich den Vorsitz des Unternehmerkreises Weilheim/Peißenberg übernommen, als Nachfolger meines Freundes und langjährigen Bekannten Volker Negendank. Ich habe in jener Zeit auch dem Gremium der IHK für München und Oberbayern angehört. In Verbänden habe ich mich also früh engagiert, in der Politik nicht. Noch nicht.

Natürlich haben wir uns mit Convotherm für lokale Belange eingesetzt und zum Beispiel Lehrlingsmessen gesponsert. Doch solange ich in der Wirtschaft steckte, im Unternehmen, wollte ich keine Parteipolitik betreiben. Das habe ich auch nicht getan und mir sogar jede parteipolitische Äußerung verboten. Der Grund: In Hochzeiten hatten wir an die 400 Mitarbeiter, die natürlich jedweder Couleur dachten und auch wählten. Da brauchte es niemanden aus der Chefetage, der sich öffentlich zu einer bestimmten Partei bekannte. Wir haben unsere Leute ja umgekehrt auch nicht nach ihrer Gesinnung beurteilt, sondern nach ihrem Verhalten und ihrem Einsatz am Arbeitsplatz. Dass dort –

und nicht an der Wahlurne – die Einstellung stimmte, machte unseren Erfolg aus.

Christdemokrat

Parteipolitisch war und bin ich so schwarz, dass ich noch im Kohlenkeller Schatten werfe. Als ich mich dann im Mai 2010 von einem auf den anderen Tag von Convotherm trennte, erwog ich nicht gleich, mich politisch zu engagieren. Dann allerdings fragte mich Hans Medele, der damalige Ortsvorsitzender der Mittelstandsunion, ob ich nicht dieser Arbeitsgemeinschaft der CSU beitreten wolle. Ich wurde Mitglied. Später, im April 2016, als Hans Medele zum Kreisvorsitzenden der Mittelstandsunion Weilheim-Peißenberg gewählt wurde, bin ich als Beisitzer Mitglied in seinem Kreisvorstand geworden. Als Stefan Helmenstein wiederum den Ortsvorsitz der Mittelstandsunion in Weilheim übernahm und mich fragte, ob ihn dort als Stellvertreter unterstützen wollte, sagte ich ihm zu.

Vorher allerdings, im März 2014, stand die Wahl des Weilheimer Stadtrats, des Bürgermeisters und des Landrats an. Ich war noch nicht in die CSU eingetreten, ließ mich bei diesen Kommunalwahlen aber ohne Parteibuch auf die Stadtratsliste der CSU wählen. Hans Medele hatte dafür geworben, dass ich kandidiere.

Der CSU-Ortsverein Weilheim verfehlte bei der Wahl dann allerdings die Mehrheit im Stadtrat. Auch der Bürgermeisterkandidat Stefan Zirngibl kam nicht durch. Die Bürger für Weilheim (BfW) waren stärker und stellten wie schon seit 2002 mit Markus Loth weiterhin den Bürgermeister.

Der CSU-Spitzenkandidat Stefan Zirngibel kündigte an, nicht noch einmal anzutreten und auch seinen Vorsitz im Ortsverband abzugeben. Ich selbst hatte es nicht in den Stadtrat geschafft. Nur die Kandidaten auf den ersten acht Listenplätzen erhielten ein Mandat, ich hatte Listenplatz 12 belegt. Immerhin gelang es uns, unsere Stadträtin Angelika Flock als dritte Bürgermeisterin durchzubringen.

Der Ortsverband lag mehr oder weniger am Boden. Solche Situationen mündeten dann oft in Grabenkämpfen. Die einen werfen den anderen Fehler und Versagen vor, die anderen waschen munter schmutzige Wäsche. Die CSU in Weilheim machte da leider keine Ausnahme.

Im Herbst 2014 traf sich der Ortsverband mitsamt der Mittelstandsunion zur Klausurtagung. Bei dem Treffen sollte es um die Zukunft gehen. Was ich dort allerdings erlebte, waren Anfeindungen und chaotische Zustände. Der Ortsverband stand vor dem Aus.

Irgendwann sagte jemand, es brauche einen unbefleckten Kandidaten. Einen, der keiner Clique und keiner Strömung zuzuordnen sei, den deshalb alle akzeptieren könnten.

„Kinder, ich bin ja nicht mal in der CSU“, antwortete ich, als man mich fragte, ob ich mir vorstellen könnte, den Ortsverband zu führen. Ein Blick in die Satzung ergab, dass man nach drei Monaten Mitgliedschaft ein passives Wahlrecht besaß und also in ein Amt gewählt werden konnte. Und so bin ich im Januar 2015 in die CSU eingetreten, knapp 70 Jahre nachdem mein Vater CDU-Mitglied wurde.

Im März schlug man mich bei den Wahlen auf der Jahreshauptversammlung als Vorsitzender vor. Ich hielt eine Bewerberrede, und meine Botschaft war klar: Ich würde mich

erst einmal als Mediator verstehen und versuchen, die unterschiedlichen Strömungen wieder unter einen Hut zu bringen. Solche Prozesse, sagte ich, hätte ich in meinem Berufsleben oft erlebt.

Ich wurde – ein Gegenkandidat fand sich nicht – einstimmig gewählt.

Einer der Gratulanten war Alexander Dobrindt, damals Chef der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag und zugleich Kreisvorsitzender Weilheim-Schongau. Kennenlernen musste ich Alexander Dobrindt nicht mehr. In seinen Anfangsjahren, damals noch als Mitglied des Marktrats von Peißenberg, hatte er unser Unternehmen besucht.

Es gelang uns, was ja Voraussetzung für ein gewisses Maß an Schlagkräftigkeit ist, unseren Ortsverband zu befrieden. Vertrauen entstand, und die Weilheim-CSU fand menschlich wieder recht gut zusammen. Die nächste Herausforderung, die sich stellte, betraf unsere Mitgliederzahl. Es ging gar nicht darum, diese zu erhöhen. Auch um nicht zu schrumpfen, mussten wir laufend neue Parteifreunde finden. Wir hatten nämlich einen Altersdurchschnitt von 68 Jahren, und da bleibt man nicht ewig zusammen. Immer mal wieder erreichte mich eine Sterbeurkunde, mit der Hinterbliebene den Tod eines CSU-Mitglieds belegten.

Bei der Arbeit im Vorstand fiel mir auf, dass der ein oder andere sich zwar in das Gremium hineinwählen lassen hatte, zu unseren Sitzungen jedoch eher spärlich erschien. Für solch ein Verhalten hatte ich wenig übrig. Ich errechnete die Teilnahmequote eines jeden über ein Jahr. Heraus kam, dass doch sehr wenige den Vorstand trugen.

Zu den großen Veranstaltungen erschien der Vorstand allerdings immer mehr oder weniger vollzählig. Wir haben Landtagsabgeordnete eingeladen und im Bierzelt Markus Söder begrüßt. Im Sommer 2024 besuchte uns Friedrich Merz, damals noch Oppositionsführer im Deutschen Bundestag.

Im Kreis der CSU haben sich mit der Zeit einige enge Kontakte zu Parteifreunden ergeben. Unter den Menschen, mit denen die politische Arbeit besonders viel Freude machte, befand sich die dritte Bürgermeisterin Angelika Flock. Wir verstanden uns auch menschlich hervorragend.

Unsere gemeinsame Arbeit war auch davon geprägt, mit der CSU in Weilheim Präsenz zu zeigen. So haben wir in der Stadthalle zweimal den „Tag der Gesundheit“ und einmal den „Tag des Sozialen“ veranstaltet. Der „Tag des Sports“ fand mehrfach in der Innenstadt statt. Solche Angebote für die Bürger bekommt man nur organisiert und durchgeführt, weil unser Vorstand wieder zusammengewachsen war und harmonierte.

Das Parteijahr begann stets mit einem Höhepunkt. Die CSU Weilheim lud die Bürger zum Neujahrsempfang ein, um politisch zu informieren und gleichzeitig für Austausch zu sorgen. Manchmal konnten wir dafür prominente Redner gewinnen. Die Resonanz in der Bevölkerung war ausgesprochen positiv.

In der Vorstandsarbeit und im Zusammentreffen mit den Bürgern bewies Angelika Flock in all den Jahren großes kommunikatives Geschick. Durch ihr soziales Engagement stieg ihr Bekanntheitsgrad in der Stadt. Wahrgenommen wurde sie einerseits als dritte Bürgermeisterin, zugleich aber auch als

Vertreterin der Weilheimer CSU und grundsätzlich als kompetente Kommunalpolitikerin.

Die Chancen der CSU auf das Rathaus standen meiner Einschätzung nach gar nicht so schlecht. Der Bürgermeister Markus Loth amtierte seit 2002 und kandidierte nun noch ein weiteres Mal. Nach 18 Jahren, das fand nicht nur ich, konnte durchaus Wechselstimmung entstehen.

Angie Flock kommt aus dem Allgäu, lebt aber seit Ewigkeiten in Weilheim. Ihr Mann Karl betreibt eine Praxis für Orthopädie und Sportmedizin in der Stadt, die drei Kinder waren damals schon erwachsen. Angie selbst hatte als PR-Referentin gearbeitet, bevor sie Mutter wurde.

Als sich die Kommunalwahl 2020 langsam näherte, hatte ich als Spitzenkandidatin unserer Partei im Grunde nur Angie im Auge. 2019 begann ich, bei ihr vorzufühlen, ob sie sich eine Kandidatur überhaupt vorstellen könne. Ich musste sie erst einmal überzeugen, und Angie wollte sich ihrerseits auch der Unterstützung ihrer Familie versichern.

Einige Sitzungen und etliche Gespräche später erlaubte Angie mir dann, sie dem Ortsverband als Kandidatin für das Bürgermeisteramt vorzuschlagen. Derweil loteten natürlich auch andere Parteimitglieder ihre Chancen auf eine Kandidatur aus. Für mich als Ortsvorsitzender kam aber nur Angie infrage.

Wir bereiteten die Aufstellungsversammlung im Pöltener Hof sorgfältig vor, führten unter anderem die notwendigen Gespräche mit Parteifreunden und erstellten eine Präsentation, die die Qualitäten der Kandidatin darbot.

Unser Einsatz wurde wahrgenommen, und schließlich kam der entscheidende Abend. Auf der Ortsversammlung, zu dem

Mitglieder der Ortsverbände Weilheim und Marnbach-Deutenhausen erschienen, schlug ich Angie vor. Der Wahlleiter fragte, ob es noch weitere Bewerber gebe. Niemand meldete sich.

Nun hielt Angie ihre Rede. Ihr gelang ein exzellenter Auftritt, mit dem sie alle Anwesenden überzeugte. Einstimmig wurde sie zur Bürgermeisterkandidatin der CSU gewählt.

An einem späteren Termin mussten Angie in ihrer Eigenschaft als Spitzenkandidatin und ich als Vorsitzender des Ortsverbandes die Stadtratsliste aufstellen, mit 30 Bewerbern. Unsere Liste entstand mithilfe vieler Gespräche innerhalb und außerhalb der Ortsverbände. Nicht jeder potenzielle Kandidat musste ja der CSU angehören. Schließlich wurde die Kandidatenliste Mitgliedern der beiden Ortsverbände Marnbach-Deutenhausen und Weilheim zur Wahl vorgelegt. Alle Kandidaten kamen durch und fanden sich auf der offiziellen Wahlliste wieder.

Nun begann die praktische Arbeit. Ich stürzte mich in die erste Wahlkampagne meines Lebens. Abendliche Sitzungen im Hause Flock fanden statt, um die heiße Phase des Wahlkampfes vorzubereiten. Prospekte mussten inhaltlich besprochen und später verteilt, Plakate aufgehängt werden. Pirmin Mohr, Martin Wagner, Susanne Schmalhofer, Marion Lunz-Schmieder, Gerald Weingessl und manch andere engagierten sich sehr und brachten viel Zeit auf.

Wir versuchten, im Wahlkampf mit unserer Bürgermeisterkandidatin zu punkten. Entsprechend gestalteten wir die Wahlplakate und -prospekte. Angie wollte die Bürger vor allem über die emotionale Schiene erreichen. Damit unterschied sie sich deutlich von amtierenden Bürgermeister Markus Loth.

Ich sah uns auf einem guten Weg. Wir spürten Rückhalt in den eigenen Reihen. Ja, Markus Loth ging mit einem Amtsbonus in diese Wahl. Doch ich rechnete uns trotzdem gute Chancen aus.

Der Tag des Urnengangs näherte sich. Wir warben an Haustüren für unsere Kandidatin. An den drei Wochenenden vor dem Termin durfte jede Partei auf dem Marienplatz an einem Stand auf sich aufmerksam machen. Thomas Schwyer, einer unserer Kandidaten für den Stadtrat, hatte für diese Zeit in Zusammenarbeit mit einigen Helfern extra eine Holzhütte gebaut und brachte sie nun mithilfe eines Tiefladers und Hubwagens auf den Marienplatz. Mit der Hütte wirkte unser Auftritt robust und professionell. Und wir mussten nicht in einem luftigen Pavillon stehen.

Am letzten Wochenende vor dem Wahltermin brach unser Einsatz leider abrupt ab. Ein bisher unbekanntes Virus verbreitete sich auch in Bayern. Corona. Die Epidemie erreichte Weilheim pünktlich zum Wahltermin.

Am 9. März öffneten die Wahlkabinen. Die Ergebnisse standen am selben Abend fest. Obwohl drei neue Parteien bzw. Bürgervereinigungen in den Weilheimer Stadtrat einzogen, gewann die CSU mit sieben Sitzen nur einen Sitz weniger als die Bürger für Weilheim. Damit hatte sich der engagierte Wahlkampf aus meiner Sicht ausgezahlt. Unsere Kandidatin Angelika Flock erzielte fast so viele Stimmen wie der Amtsinhaber Markus Loth. Eine Stichwahl wurde notwendig.

Jetzt hatten wir noch einmal zwei Wochen, um die Wechselstimmung zu verstärken. Das war eigentlich ein üppiger Zeitraum. Nur findet Wahlkampf auf kommunaler Ebene, wo keine Fernsehspots geschaltet werden, zum größten Teil im

persönlichen Kontakt statt. Und daran war aufgrund der Corona-Pandemie nicht mehr zu denken. Aus Italien erreichten Horrormeldungen das Land, kurz vor dem Tag der Stichwahl waren dort bereits mehr als 3000 mit Corona infizierte Menschen gestorben. In Weilheim blieben die Wahllokale geschlossen. Die Stichwahl wurde zur Briefwahl.

Krisensituationen sind Zeiten, in denen man die Exekutive stärkt. Die Wechselstimmung zerstob. Meiner Meinung nach war das der Grund dafür, dass der langjährige Amtsinhaber Markus Loth in der Stichwahl knapp über 60 Prozent der Stimmen erzielte. Angie verlor. Die Eins-zu-eins-Gespräche mit den Bürgern hatten ihr gefehlt.

Enttäuschung ergriff unseren Ortsverband. Auch ich persönlich haderte mit dem Ergebnis. Gleichwohl hatten wir viele Stimmen bekommen. Und Angie wurde – nach durchaus harten Verhandlungen mit dem Stadtrat, in denen sie sich als hartnäckig und geschickt zugleich erwies – zur ehrenamtlichen zweiten Bürgermeisterin gewählt. Das Amt führt sie, während ich an diesem Kapitel arbeite, noch immer aus.

Obwohl wir unser Ziel bei der Kommunalwahl 2020 nicht erreicht hatten, sah ich keinen Grund, den Vorsitz des Ortsverbandes niederzulegen. Ich war weiterhin bereit, aktiv am politischen Geschehen in Weilheim teilzunehmen. Außerdem standen andere Wahlen an, im kommenden Jahr bereits die zum Deutschen Bundestag, 2022 dann die bayerische Landtagswahl. So kandidierte ich bei der Jahreshauptversammlung 2021 noch einmal als Vorsitzender. Und wurde einstimmig wiedergewählt.

Im Zuge des Bundestagswahlkampfes 2021 bekam ich Besuch von einer Reporterin der Funke-Mediengruppe, zu der

etliche Zeitungen in Thüringen und im Ruhrgebiet, außerdem das „Hamburger Abendblatt“ und die „Berliner Morgenpost“ gehören. Wir unterhielten uns länger, und daraus entstand dann ein Artikel über die Weilheimer CSU und den Kanzlerkandidaten der Union, Armin Laschet. Die Journalistin schrieb:

Weilheim ist eine typische Kleinstadt in Oberbayern, knapp 23.000 Einwohner, mit Kopfsteinpflaster, Lüftlmalerei an den Fassaden, einem Geschäft für Trachtenmode und schnellen Wetterumschwüngen, weil die Alpen so nah sind. Vor allem aber ist es CSU-Land. Hier hatte einst CSU-Übervater Franz Josef Strauß seinen Wahlkreis. Heute ist Weilheim das politische Terrain von Alexander Dobrindt, dem Spitzenkandidaten der CSU für den Bundestag, der im Nachbarort Peißenberg geboren wurde. Seit 2002 hat Dobrindt den Wahlkreis immer direkt gewonnen, zuletzt mit 47,9 Prozent der Erststimmen.

Mir ging es in dem Gespräch mit der Journalistin nicht um einfaches „Bayern-vor“-Geschrei. „Söder wäre als Kanzlerkandidat viel angreifbarer im Wahlkampf gewesen, weil er emotional ist und weil er polarisiert“, sagte ich und gestand zu, dass Laschet mehr Erfahrung darin habe, den Wandel zu regieren. Gleichwohl stellte ich fest, dass Laschet „hier im Ortsverband keine Akzeptanz“ habe. So war es nun mal. Die Menschen konnten mit diesem persönlich sicher netten Rheinländer als Kanzlerkandidaten wenig anfangen.

Ich habe in dem Interview ehrlich meine Meinung gesagt. Dazu gehört, dass man auch nicht alles gutheißen muss, was die eigenen Leute anstellen.

Dass Söder nach dem verlorenen Kampf um die Kanzlerkandidatur dazu aufrief, auch außerhalb Bayerns „Online-Mitglied“ der CSU zu werden, nennt Dittmann „einen schönen Marketing-Gag“. Zielführend fand er ihn nicht: „Wir brauchen keine Online-Mitglieder. Wir brauchen Mitglieder vor Ort, die für die Partei brennen.“

Immerhin hatte und habe ich auch einen Mann aus den eigenen Reihen, den ich problemlos loben konnte. Von diesem CSU-Politiker halte ich tatsächlich sehr viel und bin froh, dass Alexander Dobrindt 2025 in der neuen Bundesregierung den wichtigen Posten des Innenministers übernommen hat.

Das Wichtigste, um eine Wahl zu gewinnen, sagt Dittmann, seien die Kandidaten vor Ort. Und da gerät der Rentner regelrecht ins Schwärmen: „Der Alexander ist der beste Mann, den wir in der Partei haben.“ Er sei „ein Kümmerer“, sagt Dittmann. „Er hat nie vergessen, aus welchem Wahlkreis er kommt.“

Im März 2023 kandidierte ich dann nicht mehr als Vorsitzender des Ortsverbandes. Alexander Dobrindt ließ es sich nicht nehmen, bei meiner Verabschiedung zu erscheinen und mir für meinen Einsatz zu danken. Der Ortsverband überreichte mir einen Gutschein, um mit der neuen Gondel auf die Zugspitze zu fahren und dort ein Menü mit Getränken einzunehmen. Diesen Gutschein haben Marion und ich im Herbst 2023 bei bestem Wetter und beeindruckender Sicht eingelöst.

Meine Aufgabe übernahm nun Johann Bertl, der langjährige Büroleiter Alexander Dobrindts. Mit Frau, drei Kindern und

einem in der CSU aktivem Schwiegervater ist Johann fest in Weilheim verwurzelt. Er war damals Anfang 40 und aus meiner Sicht der ideale Mann, um den Ortsverband weiterzuführen. Nun, drei Jahre später, hat er als Kandidat der CSU gute Chancen, der nächste Landrat zu werden.

Während meiner acht Jahre in der lokalen Politik habe ich die Weilheimer Gesellschaft erst richtig kennengelernt. Wer mit wem geschäftlich oder familiär verbunden ist – als Zugezogener, der auch nicht im Ort arbeitete, war mir das zuvor verborgen geblieben. Darüber hinaus sind mir in dieser Zeit Menschen begegnet, die mir weiterhin viel bedeuten, besonders unsere Kandidatin Angelika Flock (die übrigens inzwischen als Kandidatin für das Bürgermeisteramt 2026 feststeht).

Mit meinen Mitstreitern in den beiden Ortsverbänden, mit dem Marnbach-Deutenhausener Vorsitzenden Klaus Gast und mit unserem Landtagsabgeordneten Harald Kühn verbindet mich nach wie vor unsere politische Arbeit. Auf dem Weilheimer Christkindlmarkt backen wir an unserem Stand jedes Jahr Flammkuchen und verkaufen außerdem Glühwein und Punsch. Susanne Schmalhofer, die auch Ortsvorsitzende der Frauenunion ist, übernimmt dabei immer die Leitung und die Verantwortung.

Die Nachfrage nach unserem Flammkuchen stieg über die Jahre so sehr, wie es die Wahlergebnisse der CSU hoffentlich auch noch tun. Am Stand kommen wir aber auch mit den Bürgern ins Gespräch, erfahren von ihren Sorgen, Nöten und Ansichten. Wenn ich wir sagen, meine ich damit inzwischen eine breite Truppe. Vor zehn Jahren habe ich an den vier Markttagen allein am Heißluftgerät gestanden und rund 500 Flammkuchen zubereitet. Heute sind wir etliche Flammkuchenbäcker.

Der Termin Christkindlmarkt ist fest in meinem Kalender vermerkt, hoffentlich noch für einige weitere Jahre.

In der Mittelstandsunion engagiere ich mich inzwischen schon seit zwei Jahrzehnten. Einige Jahre und bis 2025 habe ich als Vizevorsitzender unter Stefan Helmenstein und Josef Wiedemann mitgewirkt. Inzwischen bin ich nur noch gewöhnliches Mitglied, in der Mittelstands- und in der Seniorenunion.

Meine Zeit in der Politik kam spät, aber nicht zu spät, finde ich. Sie hat mir einmal mehr gezeigt, dass man etwas bewirken kann, wenn man bereit ist, sich einzusetzen – und dass man für sein Engagement immer auch etwas zurückbekommt.

Vereinsmeier

Mit meinem Ausstieg bei Convotherm endete satzungsgemäß auch meine Dienstzeit als Vorsitzender des Unternehmerkreises Weilheim-Peißenberg. Im März 2011 habe ich den Vorsitz daher niedergelegt und den Stab an Herbert Klein übergeben, den damaligen Werksleiter der Firma Agfa in Peißenberg. Auch aus dem IHK-Gremium zog ich mich zurück.

Mit dem Unternehmerkreis Weilheim-Peißenberg befreundet ist der Wirtschaftskreis Fünf-Seen-Land. In diesem Zirkel verfolgt man ähnliche Ziele. Aktiv sind dort allerdings auch Unternehmer und Manager, die aus ihrem Betrieb zwar ausgeschieden sind, jedoch weiterhin Interesse an wirtschaftlichen Zusammenhängen und Aktivitäten verspüren. Den Fünf-Seen-Kreis führte in jener Zeit Kurt Mauerer. Volker Nengendank war stellvertretender Vorsitzender.

2011 bin auch ich beigetreten und habe es nicht bereut. Wir haben in diesem Kreis in den folgenden Jahren viele

interessante Gespräche, Vorträge und Aktivitäten erlebt. Als Kurt Mauerer mit Mitte 80 verstarb, rückte Volker Negendank an die Spitze auf. Mit seiner Wahl wurde ich sein Stellvertreter. Nach Volkers Tod im März 2022 übernahm ich dann satzungsbedingt kommissarisch und 2023 auch gewählt den Vorsitz des Wirtschaftskreises Fünf-Seen-Land.

Es war der Mediziner Dr. Johannes Langer, der mich nach einigen Jahren mal wieder in Kontakt mit dem Gmünder Hof brachte. Den Bauernhof südlich von Weilheim hatte die Familie Gmünder der katholischen Kirche vermacht und sich dabei ausbedungen, den Hof künftig sozial zu nutzen. Johannes Langer vollstreckte das Testament und setzte sich dafür ein, dass nun die Brücke Oberland das Gelände betrieb.

Die Brücke Oberland ist ein freier Träger der Jugend- und Familienhilfe in Weilheim. Sie kümmert sich um die Integration straffällig gewordener Jugendlicher und versucht auch, Menschen aus schwierigen sozialen Verhältnissen auf ihrem Weg in ein selbstständiges Leben zu unterstützen. Den Gmünder Hof wollte die Brücke Oberland nun zu einem sozialpädagogischen Betrieb machen. Die Idee: Junge Leute sollten hier Arbeit und von im nächsten Schritt den Weg in normale Arbeitsverhältnisse finden.

Die neue Art der Bewirtschaftung erforderte einige Umbauten. Diese wurden teilweise über ein Förderprogramm bezuschusst und auch aus dem Erbe mitfinanziert. Johannes Langer kam dann darauf, einen Förderverein für den Gmünder Hof zu gründen. Dafür brachte er Unternehmer aus Weilheim und Umgebung wie auch weitere Menschen zusammen, denen die Idee sympathisch und unterstützenswert erschien.

Der Förderverein, wir nannten ihn „Gmünderhoffnung“, konnte so seine Arbeit aufnehmen. Wir ließen ihn als gemeinnützigen Verein ins Vereinsregister eintragen. Johannes Langer übernahm den Vorsitz, ich den Vizevorsitz. Dirk Ley, ein Weilheimer Wirtschaftsprüfer in Rente, kümmert sich um die Finanzen. Als Beisitzerin engagieren sich Angelika Flock und Alexandra Bertl, CSU-Bezirksrätin, Allgemeinmedizinerin, Frau von Johann Bertl und Tochter von Johannes Langer.

Das Ziel des Fördervereins besteht im Kern darin, Spenden zu sammeln. Das versuchen wir über Aufrufe, über Veranstaltungen wie Benefizkonzerte und Sommerfeste auf dem Hof und über weitere Aktivitäten. Manches Projekt finanzieren wir mit, manchmal tragen wir auch die gesamten Kosten. So ist über Spenden- und Fördergelder bereits das alte Backhäusl der Bäuerin samt Nebenräumen wiederhergestellt worden. Einmal im Monat heizt eine Interessengemeinschaft nun den alten Backofen an und ermöglicht, dass Gäste dort ihr Brot backen. Das Projekt ist noch nicht vollendet, und ich habe mich entschieden, bei meiner Einladung zum 80. Geburtstag statt Geschenken um Spenden an den Förderverein Gmünderhoffnung e.V. zu bitten.

Ein weiteres Engagement, das ich mit Freunden und einem gewissen Zeitaufwand betreibe, ist der Arbeitskreis Wirtschaften und Arbeiten in der Agenda 21 Weilheim. Die Agenda-Initiative geht auf die Vereinen Nationen zurück, und in Weilheim haben wir insgesamt zehn Arbeitskreise. Es geht hier um freiwilliges Engagement von Bürgern ohne jede Rechtsform. Man kommt zu den Treffen, macht den Mund auf oder schweigt, bringt Ideen mit oder entwickelt Ideen

anderer weiter. Für Aktionen und Aktivitäten stellt die Stadt den Arbeitskreisen ein gewisses Budget zur Verfügung.

Ich halte die Agenda für eine gute Möglichkeit, sich zu engagieren, ohne Partei, ohne Verein, ohne Verpflichtung und damit so, wie einige Menschen es bevorzugen. Die lockere Struktur bedeutet aber auch, dass es nicht so leichtfällt, diese Möglichkeit der Partizipation an die Bürger heranzutragen. Wir haben deshalb 2023 den Förderverein „WeilheimerAgenda21 e.V.“ gegründet. Er besteht aus Mitarbeitern der einzelnen Arbeitskreise und auch aus interessierten Bürgern. Der Förderverein kann Spenden entgegennehmen und Spendenquittungen ausstellen. Er ist auch im Internet zu finden. Er greift nicht in die inhaltliche Arbeit ein, wirkt eher als Dienstleister für die Arbeitskreise. Das Ziel ist, deren inhaltliche Arbeit zu unterstützen und in gewisser Weise zu professionalisieren.

Der Vorstand des Fördervereins besteht aus dem Ersten Vorsitzenden Hans-Reinhard Hörl, seinem Stellvertreter Joachim Michl und meiner Person als Schatzmeister. Als Beisitzer unterstützen uns Kirsten Micka und Dr. Wolfgang Köhler. Sie sind auch für die Kommunikation und den Internetauftritt verantwortlich.

Ein Beispiel für die Zusammenarbeit zeigt unsere Baumspendeaktion. Der Arbeitskreis Natur der Agenda hatte die Idee und organisiert die Pflanzungen quer durch Weilheim. Federführend ist unser zweiter Vorsitzender im Förderverein, Joachim Michl, der wiederum gleichzeitig Sprecher des Arbeitskreises Natur der Agenda ist. Der Förderverein stellt den Baumspendern eine Spendenquittung aus und leitet die Gelder an die Stadtwerke weiter. Die Stadtwerke pflanzen die

Bäume dann in Zusammenarbeit mit den Leuten der Agenda. So sind alle involviert.

Mancher von uns, der im Förderverein engagiert ist, betätigt sich auch inhaltlich bei der Agenda, ich selbst als Sprecher des Arbeitskreises Arbeiten und Wirtschaften. Zuletzt hat sich der neue Arbeitskreis Cittaslow gebildet, dem ich auch beigetreten bin. Heiner Putzier leitet den Arbeitskreis. Wir versuchen dort im Rahmen der Vorgaben eines Verbundes von 28 deutschen Städten, stadtplanerische Anstöße zu geben, die unsere Stadt entschleunigen und lebenswerter machen sollen.

Es geht stets darum, mit Bürgern und Verbänden Anträge zu erarbeiten, die geeignet sind, das Leben in Weilheim im Sinne der Nachhaltigkeit und zum Wohle der Bürger zu verbessern. Im Grunde bilden wir eine lokale Denkfabrik, tragen unseren Sachverstand in die lokale Politik hinein. Unsere Anträge – dazu hat sich die Stadt verpflichtet – müssen stets behandelt werden.

Abdoulaye

Im Sommer 2014 stand plötzlich ein Mann vor meinem Weinlager und sagte: „Ich Arbeit.“ Er schien aus Schwarzafrika zu stammen und sprach nahezu kein Wort Deutsch. Ich schätzte ihn auf etwa 30 Jahre. Er hieß Abdoulaye Cisse.

„Morgen um zehn Uhr treffen wir uns auf dem Parkplatz von Lidl“, sagte ich und gab ihm meine Karte. Er nickte. Das deutete ich so, dass er wohl verstanden hatte, was ich gesagt hatte: dass wir uns am nächsten Tag trafen und ich versuchen wolle, ihm zu helfen.

Tags drauf fuhr ich zum genannten Treffpunkt. Ich war pünktlich. Er nicht da. Nach einer Viertelstunde verließ ich den Lidl-Parkplatz.

Eine weitere Viertelstunde später ging mein Telefon – Abdoulaye. „Ich Lidl“, sagte er.

Ich fuhr erneut zum Parkplatz und machte Abdoulaye mithilfe meiner Armbanduhr eine Sache klar, die zu verstehen ihm in Deutschland nur von Vorteil sein konnte: Zehn Uhr heißt zehn Uhr und nicht halb elf.

Abdoulaye, erfuhr ich nun, stammte aus dem Senegal. Er war in Weilheim untergebracht, in der Unterkunft im Leprosenweg gegenüber der Firma Zarges. Und, das hatte er ja schon gesagt: Er wollte arbeiten.

Wir trafen uns im nächsten Schritt mit einem Senegalesen, der in Weilheim wohnt, mit einer Weilheimerin verheiratet ist und gut Deutsch spricht. Dieser Mann dolmetschte und gab sowohl Abdoulaye als auch mir das Gefühl, vom anderen verstanden zu werden.

Als Flüchtling hatte Abdoulaye den Duldungsstatus. Geduldete Flüchtlinge durften arbeiten. Und so habe ich ihn als Hilfsarbeiter an meinen Schwiegersohn Bernhard vermittelt. Bernhard hatte in seiner Montagefirma zwar nicht den perfekten Job für ihn, nahm Abdoulaye aber mir zuliebe und setzte ihn in der Reinigung und im Lager ein.

Abdoulaye erhielt eine Vollzeitstelle und verdiente Mindestlohn. Er erschien jeden Morgen pünktlich im Betrieb. Seine Aufgaben erledigte gut. Mit der Zeit lernte er auch etwas Deutsch.

Weil er regelmäßig verdiente, musste er nun auch Miete zahlen. Das tat er, lebte aber ansonsten sparsam und schickte Geld nach Hause. Abdoulaye erhielt jetzt keinerlei

Unterstützung durch den deutschen Staat mehr. Er lag niemandem auf der Tasche, zahlte ganz im Gegenteil in unser Sozialsystem ein. Sein Fall erzählte in einer Zeit, in der viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen, eine kleine Erfolgsgeschichte.

Im April 2016 kam dann die Anordnung, geduldete Flüchtlinge dürften fortan nicht mehr arbeiten. Bernhard musste Abdoulaye von einem auf den anderen Tag entlassen. Nun kam wieder der deutsche Steuerzahler für ihn auf.

Die neue Regelung konnte ich damals und kann sie auch heute nicht nachvollziehen. Warum entzieht man Flüchtlingen, die einen festen Arbeitsplatz haben, die Arbeitserlaubnis? Das Argument lautet, man Sorge sonst für einen sogenannten Pull-Effekt und ziehe mehr Flüchtlinge an. Warum Letzteres schlecht sein soll, solange diese dann arbeiten und in die deutschen Sozialversicherungssysteme einzahlen, hat mir noch niemand erklärt.

Abdoulaye lebte also weiterhin als nicht anerkannter, jedoch geduldeter Flüchtling bei uns in Bayern. In den folgenden Jahren bin ich mit ihm vor dem Amtsgericht in Weilheim und zweimal vor dem Bayerischen Verwaltungsgericht in München gewesen, außerdem vor dem Landgericht in München. Ich habe ihn zur Anhörung zur Bezirksregierung von Oberbayern in München begleitet. Der Anlass unserer Besuche war jedes Mal, dass er abgeschoben werden sollte. Und diese Abschiebung scheiterte dann jedes Mal daran, dass er keine Papiere hatte und der Senegal ihn ohne Papiere nicht wiederhaben wollte.

Der Höhepunkt der Entwicklung war womöglich, dass das Amtsgericht Weilheim Abdoulaye zu 120 Tagessätzen à zehn

Euro verdonnerte. Er hatte nach Ansicht des Gerichts nicht in ausreichendem Maße mitgeholfen, sich einen Reisepass zu beschaffen. Ich sagte in dem Verfahren als Zeuge aus. Die Bundesregierung und die Landesregierung würden zwar Kontaktadressen im Senegal nennen, an die einer wie Abdoulaye sich zu wenden habe, berichtete ich aus der Praxis. Hierbei handele es sich um Wirtschafts- oder Anwaltskanzleien, die sich vor Ort um die Beschaffung von Ausweisen kümmern würden. Aus Gesprächen mit anderen Flüchtlingshelfern wisse ich jedoch, dass dieses System nicht funktioniere.

Das Gericht erkannte diese Argumentation nicht an und bestrafte Abdoulaye. Wenn dieses Urteil rechtskräftig geworden wäre, wäre er in Deutschland vorbestraft gewesen.

Ich erklärte der Richterin, dass Abdoulaye dagegen Einspruch einlegen werde. Und so kam es dann auch. Mit der Hilfe eines Pflichtverteidigers fertigten wir eine Berufungsschrift.

In der nächsten Instanz trat Abdoulaye vor das Landgericht München. Dort folgte die Richterin unserer Argumentation. Sie fragte mich als Abdoulayes Vertreter, ob der Angeklagte damit einverstanden wäre, dass die Strafe in 120 Arbeitsstunden umgewandelt würde. Gleichzeitig bat die Richterin mich, trotzdem Kontakt mit mehreren Anwälten im Senegal aufzunehmen, um vielleicht doch noch an Papiere zu kommen.

Die Vorstrafe war damit abgewandt. Fürs Erste freuten wir uns.

Drei Tage später rief mich die zuständige Personalsachbearbeiterin der Staatsanwaltschaft München an. Sie wolle mir bei der Vermittlung einer Stelle für die Arbeitsstunden in Weilheim helfen und schlug eine Sozialstation, das Altenheim und das Krankenhaus vor. Das Problem, das ich sah: Abdoulaye

war nicht geimpft, und in Corona-Zeiten würde keine der Einrichtungen Interesse an einem Ungeimpften haben.

Ich schlug der Personalsachbearbeiterin vor, dass sie zu uns nach Weilheim komme und sich selbst davon überzeuge, dass niemand Abdoulaye beschäftigen wolle. Sie kam. Wir fuhren zum städtischen Altenheim, das auf ihrer Liste stand. Der Leiter empfing uns, und als er hörte, worum es ging, schlug seine Stimmung schnell ins Grantige um. Er fragte die Frau aus München, ob sie eigentlich verrückt geworden sei, ihm hier einen Ungeimpften zu empfehlen.

Abdoulaye wollte sich nicht impfen lassen. Das war sein gutes Recht.

Nun bot ich an, mich um eine Stelle für die Arbeitsstunden zu kümmern. Das nahm die Sachbearbeiterin dankend an.

Durch meine Tätigkeit im Förderverein Gmünderhoffnung e.V. kannte ich den damaligen Landwirtschaftsmeister des Hofes gut und fragte ihn, ob er irgendeine Verwendung für Abdoulaye habe.

„Im Außenbereich kann der bei uns selbstverständlich arbeiten“, bekam ich zur Antwort. „Aber wenn er unpünktlich ist, schmeiß ich ihn raus.“

„Du kannst dich auf ihn verlassen“, antwortete ich.

Abdoulaye kam dann tatsächlich immer eine Viertelstunde vor Dienstbeginn angeradelt, auch bei schlechtem Wetter. In drei Monaten riss er seine 120 Stunden ab. Der Landwirtschaftsmeister schickte den Stundennachweis an die Staatsanwaltschaft München, und das Verfahren wurde eingestellt.

Ich wiederum kontaktierte in der Zeit rund zehn Anwälte im Senegal. Bei den E-Mails nahm ich das Landratsamt als zuständige Behörde immer auf cc. Zwei Kanzleien reagier-

ten und sagten, sich könnten sich bei örtlichen Behörden um einen Ausweis für Abdoulaye kümmern. Der eine Anwalt verlangte 600 Euro Vorschuss.

Das Landratsamt genehmigte den Vorschuss und überwies Abdoulaye die 600 Euro auf sein Konto bei der Sparkasse. Von dort ging der Betrag dann an den Anwalt in Dakar.

Den Nachweis für den Geldtransfer legten wir beim Landratsamt vor. Einige Wochen später fragten wir den beauftragten Anwalt im Senegal, wie es denn laufe mit der Beschaffung des Passes. Er sei noch dabei, bekamen wir zur Antwort. Danach hörten wir auch auf Nachfrage nichts mehr von ihm.

So agieren wir manchmal in Deutschland, dachte ich, als klar war, dass das Geld futsch war und keine Gegenleistung erfolgte: Eine Vorschrift führen wir auch gegen jeden Menschenverstand aus.

Ich schrieb dem Landratsamt, wie die Sache ausgegangen war. Eine Reaktion erhielt ich nicht.

Das war vor etwa vier Jahren. Abdoulaye, ein Mann, der fähig und bereit ist zu arbeiten, dem das zu tun jedoch verwehrt ist, sitzt weiterhin auf Staatskosten in Deutschland.

Er behauptet, zu Hause im Senegal sei er verfolgt worden, aber das ist dummes Zeug, und das habe ich ihm auch gesagt. Abdoulaye ist ein Wirtschaftsflüchtling reinsten Wassers.

Da die Flüchtlinge bei uns wenig Geld benötigen, weil sie ja Essen und Wohnraum erhalten, können sie stets einen gewissen Teil ihrer monatlichen finanziellen Zuwendung nach Hause schicken. Aus diesem Grund hat Deutschland überall die Bezahlkarte eingeführt. Das führte dann dazu, dass sich Stellen auftaten, die das Guthaben auf der Karte gegen

Bargeld umtauschen und den Geldtransfer in die Heimat weiterhin ermöglichen.

Die Ampelregierung legte fest, dass jeder Flüchtling, der sich seit mehr als fünf Jahren in Deutschland aufhält, ein Jahr zur Probe arbeiten darf. Wenn er dann genügend Deutschkenntnisse nachweist und belegt, dass er sich ernähren kann, erhält er Bleiberecht.

Diese neue Regelung sollte für Abdoulaye die Wende sein. Er fuhr mit dem Flixbus kostengünstig nach Paris und besorgte sich dort bei der Senegalesischen Gesandtschaft eine ID-Card. Die Gesandtschaft in Deutschland hatte ihm keine beschaffen wollen. Abdoulaye erhielt auch wieder einen Anstellungsvertrag von Bernhards Unternehmen. Jetzt konnte er wieder arbeiten, sich selbst ernähren und zum Bruttosozialprodukt beitragen. So dachten wir uns das.

Das Problem ist nun aber, dass die deutschen Behörden für das Probejahr einen Reisepass sehen wollen. Einen Reisepass hat Abdoulaye an der Gesandtschaft in Paris nicht bekommen können. Und wenn er einen hätte, würde er sich dreimal überlegen, ihn vorzuzeigen. Mit dem Reisepass könnte Deutschland ihn abschieben, weil Senegal ihn dann auch annähme. Davor hat Abdoulaye Angst.

Abdoulaye glaubt nun, ich hätte die Möglichkeiten, ihm trotz der Regelung eine Arbeitserlaubnis zu beschaffen. Das hat er mir so gesagt. Ich habe ihm gesagt, dass dies nicht zutrifft. Mein Engagement habe ich erst einmal eingestellt.

Bin ich enttäuscht? Oder sauer?

Ich weiß, dass er ein Wirtschaftsflüchtling ist. Ich weiß, dass die Bundesrepublik Deutschland ihn nicht abschieben konnte. Über elf Jahre hinweg habe ich ihn betreut und da-

bei gegen Windmühlen gekämpft. Ich bin eher frustriert als verärgert.

Er lebt inzwischen in Penzberg. Alle drei Monate habe ich ihn nach München gefahren, um bei Regierung von Oberbayern seine Duldung erneuern zu lassen. Es geht ihm nicht schlecht in Penzberg. Doch er will arbeiten. Er will Geld nach Hause schicken. Arbeiten darf er aber nicht und dreht stattdessen Däumchen.

Der Kampf füllt bei mir vier Aktenordner. Unterm Strich steht die Erkenntnis, dass die deutsche Politik nicht in der Lage ist, dieses Problem zu lösen. Ich hoffe, dass es Alexander Dobrindt gelingen wird, Leute wie Abdoulaye entweder abzuschieben oder in Arbeit und Brot zu bringen. Der jetzige Zustand ist keine gute Lösung, weder für die Flüchtlinge noch für Deutschland.

Das Engagement der Betreuer von Asylbewerbern bewundere ich. Sie erleben die mitunter absurden Situationen und den ganzen Frust tagtäglich. Es werden weniger, einige von ihnen geben auf. Andere halten durch.

Es hat mich Zeit und auch Nerven gekostet, mich immer wieder intensiv mit deutschen Behörden und Gerichten auseinanderzusetzen. Manchmal dachte ich, kommt jetzt, bitte, wir wissen doch alle, dass das jetzt nichts bringt. Wir taten Dinge, die vorgesehen, aber sinnlos waren. Das ist unser Bürokratismus. Er tut unserem Land nicht gut, im Gegenteil.

Stamm- und andere Tische

Wie wir zusammenkamen, wissen wir fast nicht mehr. Es war jedenfalls vor 25 Jahren, dass Klaus Bauer, Dietmar Ahl,

Herbert Klein, Rudolf Gschnaidner und ich eine Schafkopfrunde bildeten. Wir kannten uns aus dem Unternehmerkreis Weilheim-Peißenberg. Berufstätig ist inzwischen nur noch Herbert Klein.

Einmal im Monat treffen wir uns privat. Am Anfang steht dann immer ein Drei-Gänge-Menü, zubereitet vom Gastgeber oder seiner Frau. Das genießen wir, reden dabei viel und spielen anschließend bis Mitternacht Schafkopf. Ich gehöre auch noch ein paar anderen Schafkopfrunden an. Die treffen sich aber nur sporadisch.

Eine wiederum feste Einrichtung ist der Stammtisch bei Originalle Da Alberto im Zentrum Weilheims. Da kommen Jürgen Reichenberg, Werner Schwarzbäcker, Dirk Ley, Karl Bauer, Jürgen Bremicker und ich zusammen, immer freitags um zwölf Uhr mittags, immer am selben Tisch. Des Öfteren erscheinen wir vollzählig, aber nicht immer. Karl Bauer, der am 1. Januar 2026 seinen 96. Geburtstag feierte, ist unser Senior. Seine Stieftochter Karin Pfeifer begleitet ihn manchmal.

Da sitzen wir dann, essen, trinken, diskutieren. Und streiten auch. Bei uns herrscht eine wunderbare Streitkultur. Politisch denken wir ohnehin unterschiedlich, der eine wählt schwarz, der andere gelb, einer auch grün.

Meistens sind wir die Letzten, die das Lokal vor der Nachmittagspause verlassen. Im Originalle treffen wir uns seit einer gefühlten Ewigkeit. Marion, deren Stammtisch zur selben Zeit tagt, hat mit ihren Damen öfter mal den Gasthof gewechselt. Im Moment kommen sie im Pöltner Hof zusammen und fühlen sich dort auch heimisch.

Der Hofgarten Pfaffenwinkel, den Barbara und Thomas Schwyer am Rande Weilheims bewirtschaften, ist ein weiterer Treff- und Anlaufpunkt. Im Hofgarten finden Lesungen, Sommer- und Weinfeste statt, außerdem ein schöner Christkindelmarkt. Hier sind wir zusammen mit unseren Freunden Bärbel Kopsieker und Harro Veith sowie Irmgard und Christian Doneck gern gesehene Gäste. Im Hauptgebäude des Anwesens habe ich auch mein Weinlager samt Probierstube eingerichtet.

Mit Irmgard und Christian verbindet uns eine alte, intensive Freundschaft, die begann, als wir Christian im Sommerurlaub in Kärnten bei der Osingerin kennenlernten. Er trennte sich danach von seiner Lebensgefährtin Edith Haake, und wir verloren uns aus den Augen. Im Sommer 2013 standen wir dann plötzlich bei einer CSU-Veranstaltung am Marienplatz voreinander. An dem Tag lernten Marion und ich auch seine Ehefrau Irmgard kennen. Diesen Kontakt pflegen wir seitdem intensiv. Irmgard und Christian zählen auch zur Saarfraktion der Weinbruderschaft Mosel-Saar-Ruwer. Christian ist nicht nur Mitglied dort. In der Wessobrunner Straße im Westen Weilheims baut er sogar an vier Rebstöcken seinen eigenen Wein an. Bis zum Abfüllen in die Flasche vollzieht er alle Arbeitsschritte selbst und betreibt so sein eigenes kleines Weingut.

Mit meinen früheren Schulkameraden aus Neheim habe ich viele Jahre lang Klassentreffen abgehalten. Alle Teilnehmer mussten dafür mal durch die Republik reisen, nach Aachen und Düren etwa, auch mal zu uns nach Weilheim und natürlich in die Heimat nach Neheim-Hüsten. Wir haben diese Wochenenden immer auch mit Kultur verbunden. Allzu groß war

unsere Gruppe allerdings nicht. Abitur haben wir mit 14 Schülern gemacht. 60 Jahre später sind einige von uns verstorben. Andere leben inzwischen im Ausland. Regelmäßig treffen wir uns deshalb nicht mehr.

Auch zur jährlichen Zusammenkunft von Vertretern der Großküchengerätebranche kommt es leider nicht mehr, aus Altersgründen. Wir waren Inhaber oder Geschäftsführer von Unternehmen aus ganz Deutschland, Wettbewerber, die im Grunde gegeneinander antraten, sich aber dennoch als Menschen akzeptierten. Unsere regelmäßigen Treffen im Nachklang unseres beruflichen Lebens haben mir einiges bedeutet.

Unsere Reiserei

Einige soziale Kontakte haben wir auch während unserer Reisen gepflegt. Unterwegs in fernen Ländern kann man zusammen eine intensive Zeit mit vielen Eindrücken verleben. Es ist eine andere Art des Zusammenseins, jedoch nicht weniger schön als das regelmäßige Aufeinandertreffen im Alltag und geeignet auch für Freunde, die nicht um die Ecke wohnen.

Einmal sind wir gemeinsam mit Brigitte und Rolf Hellwig nach Barbados geflogen. Nach einer Woche in bester karibischer Stimmung sind wir dann zusammen mit 96 anderen Passagieren an Bord des kleinen, aber sehr feinen Kreuzfahrtschiffes Sea Goddess gegangen. Convotherm hatte die Kombüse der Sea Goddess mit Heißluftdämpfern ausgerüstet, das brachte unseren Freunden, Marion und mir nun eine preisliche Ermäßigung.

Über das Meer ging es nach Venezuela und dort den Orinoko hinauf. Unser Ziel waren die Angel Falls, die Wasserfälle

mit der größten Fallhöhe der Welt. Von einem Plateau stürzen die Wassermassen fast einen Kilometer lang ununterbrochen hinab.

Die Sea Goddess war relativ klein und für den Orinoko gerade wendig genug. An einem Hafen weit flussaufwärts ging es dann aber bei aller Wendigkeit nicht mehr weiter. Hier wechselten wir das Verkehrsmittel und stiegen in eine DC-3, ein zweimotoriges Spornrad-Flugzeug. Die Maschine brachte uns hinauf bis vor den Wasserfall. Das Wasser fällt hier nicht das ganze Jahr lang, sondern nur zum Ende der Regenzeit. Wir hatten Glück und haben dieses spektakuläre Schauspiel der Natur erleben dürfen.

Ein gewisses Spektakel bot auch der Flug an sich. Die DC-3 hatte keine Kapitänskabine, sodass wir allesamt in einem Raum saßen. Wir Passagiere nahmen – von der Polsterung unserer Sitze war nicht mehr viel vorhanden – beinahe auf Sprungfedern Platz. Aufstehen durften wir während des Fluges auf keinen Fall, gab uns der Pilot vor. Die Maschine würde sonst womöglich ihr Gleichgewicht verlieren.

Im Juni 1992 haben Marion und ich den Convotherm-Vertreter in Südafrika besucht. Von Johannesburg aus sind wir mit ihm und seiner Frau durch das große Land gefahren, bis zum Reservat Sabi Sands, das an den Kruger-Nationalpark grenzt. Im Jahr drauf reisten wir im Mietwagen durch Israel. Wir konnten mehr oder weniger alle historischen und religiösen Stätten von Bedeutung ansehen, haben auch einiges von der Kultur und Lebensweise des Staates Israels verstanden. Unsere Route hatte ich erarbeitet, sie führte uns unter anderem in den Masada-Nationalpark am Toten Meer, zum See Genezareth

im Norden des Landes, in die hoch gelegene Stadt Safed, nach Eilat am Roten Meer und – an Bord eines U-Boots – in die Korallenriffe des Roten Meeres.

Zehn Jahre später haben wir mit Uscha und Goerdts Stubbe und unserem Vetter Georg von Hase eine Flugsafari im südlichen Afrika unternommen. Wir starteten bei der Familienfarm Kiripotip in Namibia. Am Steuerknüppel unserer Maschine saß ein junger, gerade mal 19 Jahre alter belgischer Pilot. Ganz so viele Flugstunden konnte der Junge noch nicht gesammelt haben, aber immerhin betonte er, dass er streng nach den Regeln fliege.

Zuerst landeten wir im Süden Namibias am Fishriver Canyon, nach dem Grand Canyon der zweitgrößte seiner Art. So monumental wie die legendäre Schlucht im Westen der USA darf man sich auch den Fishriver Canyon vorstellen. Wir flogen tief an den Canyon heran, gerieten dabei in Turbulenzen, die bei mir sogleich Angstzustände auslösten. Solch kleine Flugzeuge war ich nicht gewohnt. Nach der Landung brauchte ich erst mal einen Gin Tonic.

Die nächste Landung folgte an der Atlantikküste in Lüderitz. Der Ort ist nach dem ersten deutschen Landbesitzer in Deutsch-Südwestafrika benannt, Adolf Lüderitz. Der Bremer Großkaufmann, Sohn eines Tabakhändlers, kam 1883 an diesen Ort, kaufte Land und förderte die weitere Besiedelung. Nun, knapp 120 Jahre später, zählte Lüderitz rund 16.000 Einwohner. Wir übernahmen hier drei Jeeps und zielten in Richtung Skelettküste, die ein Teil der Wüste Namib ist.

Einen Wagen fuhren Uscha und Goerdts, einen anderen Marion und ich, in einem drittem Jeep saßen Georg von Hase und unser Wüstenführer Luffy. Wir standen über Walkie-Talkies

miteinander in Kontakt, und so konnte uns Luffy Tipps geben, wie man die Sanddünen anfährt. Wir betrieben Dune Driving, überquerten die Dünen, fuhren nicht auf ihnen. Eine echte Route existierte nicht, weil die Dünen wandern und Wege dadurch nicht allzu lange bestehen. Luffy hatte eigens eine Lizenz für solche Tripps erworben und schien die Gegebenheiten der Natur tatsächlich gut zu kennen. In einem früheren Goldgräbercamp, das sich in eher desolatem Zustand zeigte, haben wir danach übernachtet. Als wir die Wüste wieder hinter uns gelassen hatten und nach Lüderitz zurückgekehrt waren, freuten wir uns auf eine Dusche im Hotel. An dem Tag fiel dann allerdings das Wasser aus, kein Tropfen drang aus der Leitung.

Als wir tags drauf weiterfliegen wollten, stellte unser junger Pilot fest, dass einige Warnlampen an unserer Maschine nicht funktionierten. Er lehnte es kategorisch ab, in dem Flugzeug weiterzufliegen. So musste ein Ersatzflugzeug aufgetrieben werden. In dem flogen wir dann gen Norden und direkt an der Grenze zu Angola über die wunderschönen Epupafälle. Von dort aus ging es ostwärts über die Etosha-Pfanne, einen zum Teil ausgetrockneten und von vielen Wildtieren besuchten See, bis in den Caprivi-Zipfel. Dieser dünne Streifen namibischen Staatsgebiets liegt im Nordosten des Landes und ist von Sambia, Botswana und Simbabwe umgeben. Wir tankten auf, flogen weiter zur Grenze von Botswana und Simbabwe und erkundeten dort mit einem Boot das Okavango-Delta, eines der größten und tierreichsten Feuchtgebiete Afrikas. An diesem Abend feierte Goerdts in einer schicken Lodge seinen 60. Geburtstag.

Wir haben noch die Victoriafälle und manches mehr gesehen. Es gehen einem ein wenig die Worte aus, um die

Schönheit zu beschreiben, die der Süden Afrikas aus der Luft und auch am Boden bietet.

Mit Uscha und Goerdts sowie mit Ruth und Wolfgang Michelmayr sind wir ein gutes Jahr später auf der Primadonna II gefahren. Das Schiff gehörte Ruths und Wolfgangs Schweizer Freunden Harry und Barbara und war an sich schon ein Ereignis: eine große Segelyacht, zwei Masten, vier Kabinen, eine für Gepäck. Sie lag in der Karibik, und dort segelten wir auch, von Jungferninsel zu Jungferninsel, auf US-amerikanisches, englisches und französisches Staatsgebiet. Es ist uns bestens ergangen in diesen warmen Gefilden, und das Wetter schlug erst auf dem Rückweg zu. Von der Insel Saint Thomas flogen wir nach New York und wollten dann weiter nach München. Doch an diesem 5. Dezember 2003 ging ein Blizzard auf New York nieder. Für den folgenden Tag erwarteten die Meteorologen einen ähnlich starken Sturm.

Die Flüge fielen reihenweise aus. Wir kamen im Flughafen LaGuardia an, mussten von dort aus weiter zum JFK Airport. Doch der Schnee lag nicht nur ein paar Zentimeter hoch. Die Taxibetreiber hatten daher mittelgroße Lust auf den Transfer. Zum Glück fanden wir einen Fahrer. Auf dem Flughafen JFK angekommen, hörten wir, die letzte Maschine nach Deutschland sei recht ausgebucht und starte bald. Jetzt bewährte sich meine HON-Karte, die ich mir durch meine jahrelange Vielfliegerei erworben hatte. Wir wurden – alle sechs – noch auf das Flugzeug verteilt und starteten. Die heftigen Turbulenzen, die wir in der Luft hatten, habe ich kaum bemerkt. In großen Passagiermaschinen fühle ich mich wohl und bin direkt nach dem Start eingeschlafen. Wir erreichten Frankfurt.

Nach uns, hörten wir später, war in New York erst einmal keine Starterlaubnis mehr erteilt worden.

Im Frühjahr 2007 sind wir mit Steffen und Doris, mit Barbara Hackmeister und Jürgen Hoffmann durch Argentinien gereist. In Buenos Aires haben wir erst einmal unsere Verwandte aus der Von-Hase-Familie besucht, die Opernsängerin Dorothee von Hase de Monacayo und ihren Mann Guillermo. Wir haben den Lago Argentino gesehen und die Gletscher Perito Moreno, Upsala, Onelli und Spegazzini. Der Gletscher Upsala kalbte just, als wir ihn vor uns sahen.

Die Kolonialstädte Tucumán und Córdoba im Landesinnern, die Salzseen in den Anden auf 4000 Meter Höhe, schließlich die Wasserfälle Iguazú im tropischen Regenwald direkt hinter der Grenze zu Brasilien – diese Reise hat uns an sehr unterschiedliche Ziele geführt. Und wie auf allen anderen Fernreisen, die ich nicht allein mit Marion gemacht habe, hat es menschlich in unserer kleinen Truppe bestens gepasst.

Mit meiner Frau allein und zugleich in einer größeren Gruppe bin ich 2007 in Russland gewesen. Das Unternehmen Studiosus organisierte die Tour, die uns nach drei Tagen in Moskau mit dem Schiff nach St. Petersburg führte. Reisebegleiter war ein Österreicher namens Dr. Moser. Er hatte eine Mexikanerin geheiratet und verbrachte das halbe Jahr in Russland und die andere Hälfte in Mexiko. Dr. Moser fütterte uns mit Hintergrundwissen jenseits des Touristischen. Die Mieten in Moskau seien so hoch, dass sich mehrere Familien eine Wohnung, mitunter gar ein Zimmer teilten. Als er uns das erzählte, erlebten wir die schöne Moskauer Innenstadt. Wir sahen die noblen Kaufhäuser TSUM und GUM, die Basiliuskathedrale

und weitere architektonisch üppige Gebäude. Derlei Pracht stand den prekären Behausungen, von denen Dr. Moser uns berichtete, doch sehr entgegen.

Mexiko hatte uns als Reiseland ohnehin interessiert, und aufgrund der guten Erfahrung mit Dr. Moser baten wir ihn um Nachricht, wenn Studiosus wieder eine Reise mit ihm als Leiter anbiete. Im Februar 2009 war es so weit. Diesmal kamen noch meine Cousine Barbara Hackmeister und ihr Mann Jürgen Hoffmann mit. Wir erlebten Mexiko-Stadts fast schon überdimensionierten Platz Zócalo und das blau-bunte Frida-Kahlo-Haus. Der Partner der berühmten mexikanischen Malerin wiederum, Diego Rivera, hatte einst die Fresken am Nationalpalast gestaltet. Wir sahen die Pyramiden von Teotihuacán und das Nationalmuseum im Park, besichtigten die Silberstadt Taxco, das Zentrum der Volkswagen-Stadt Puebla (dort hatte der Konzern noch bis in die Nullerjahre hinein die alten VW-Käfer gebaut) und Oaxaca, deren Innenstadt zum Weltkulturerbe der UNESCO gehört. Dann ging es in den Bundesstaat Chiapas, der einen hohen Anteil indigener Bevölkerung aufweist und einen großen Drang nach Unabhängigkeit verspürt. Die Maya-Stadt Palenque, die Küste des Golfs von Mexiko (den damals noch kein Donald Trump in den Golf von Amerika umbenennen wollte), das Leben der Mayas heute, schließlich Yukatan im Osten der Halbinsel haben wir auch noch kennengelernt.

Das Jahr 2010, in dem ich bei Convotharm ausstieg, veränderte auch mein Verhalten bei Reisen. Nun konnte ich mit mehr Zeit und Muße unterwegs sein. Und das gelang mir dann auch. Die Einstellung eines Unternehmers oder Managers, der

in der gegebenen Urlaubszeit immer möglichst viel erledigen und schaffen will, hatte ich vorher niemals ganz abschütteln können. Vor allem in den ersten Tagen eines Urlaubs war ich deshalb schwer zu ertragen. Ich wollte Struktur haben und regte mich auf, wenn im Restaurant der Kellner nicht gleich kam. Die Kinder mussten mich dann mitunter zurechtweisen. Jetzt aber gelang es mir, bewusster und entspannter zu reisen. Die Wochen unterwegs mussten nicht mehr unbedingt ein lückenloses Programm vorsehen.

Im August 2010 haben wir mit Uscha und Goerdts sowie mit Ruth und Wolfgang unser Versprechen eingelöst, die Schweizer Harry und Barbara zu besuchen. Die beiden lebten seit langer Zeit entweder auf ihrem Schiff in der Karibik oder im Nordwesten Kanadas. Dort hatten sie eine Farm mit Gästehaus gekauft und das Williston Lake Resort erschaffen. Es lag rund 1200 Autokilometer nördlich von Vancouver und fast schon auf der Höhe Alaskas.

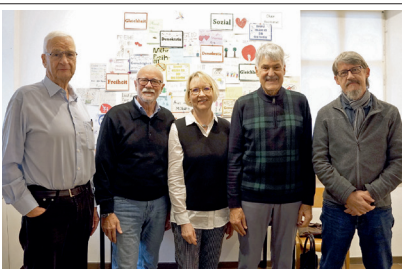
Nach unserer Landung in Kanada blieben wir erst einmal drei Tage in Vancouver und schauten uns neben der Innenstadt auch Vancouver Island an, die der Stadt vorgelagerte Insel. Ebenfalls sahen wir die olympischen Wettkampfstätten von Whistler. Dort und in Vancouver hatten ein paar Monate zuvor die Winterspiele 2010 stattgefunden.

Wir fuhren dann den Alaska Highway an Kanadas Westküste hinauf und erreichten die Lodge Williston Lake Resort. Die Schweizer Harry und Barbara hatten hier wirklich ein herrliches Plätzchen geschaffen. Unser Weg zurück nach Vancouver führte uns durch Weinbaugebiete. Dort, auf einem schönen Weingut, übernachteten wir auch.

Weitgehend unberührte, durch Nationalparks geschützte Landschaften und dann wiederum alte Hansestädte mit toll restaurierten Handelshäusern haben wir 2014 bei einer Studiosus-Reise durch das Baltikum gesehen. Diesmal begleiteten uns Uscha und Goerd Stubbe. Unser Leiter Jürgen Störmer machte seine Arbeit exzellent. Ich war ohnehin längst von Studiosus überzeugt. Und so haben wir mit dem Unternehmen auch noch eine Reise nach Sizilien im Frühjahr 2017 gebucht. Gerade mal 14 Tage vor Anflug war der Ätna ausgebrochen. Man konnte sich dem Vulkan nur zu Fuß und unter ortskundiger Führung nähern – eine sehr besondere Erfahrung. Es dampfte, und unter der Asche neben dem Weg glühten noch die Lavasteine.

Diese Flugreise in den Süden Italiens war der letzte Trip in ferne Gefilde. Wir beschlossen, nunmehr Deutschland und seine Nachbarländer zu bereisen. 2015 sind wir mit dem Auto über Dresden und Görlitz ins südliche Polen gefahren, ins Hirschberger Tal mit seinen alten Schlössern, nach Hirschberg selbst, nach Breslau und natürlich nach Krakau. Polen hat uns so gut gefallen, dass wir später auch noch den nördlichen Teil mit Stettin, Danzig, Marienburg und Warschau erkundet haben.

Eine Fahrt in den Süden Frankreichs schließlich geht bei Menschen mit Wohnsitz in Süddeutschland auch noch als Nicht-Fernreise durch. Im September 2019 haben wir einen Aufenthalt in Nizza und an der Côte d’Azur damit verbunden, einer feierlichen Verabschiedung beizuwohnen: Unser Freund François Houpert gab die Leitung seiner Firma Enodis France an seine beiden Söhne ab.



Mein Freitagstammtisch (links) und der Vorstand des Fördervereins Agenda 21



Angie Flock, die unsere Kandidatin war und ist; mit Klassenkameraden aus Neheim



Unsere Schafkopfrunde; Abschied vom Unternehmerkreis



Gmünderhoffnung e.V.

Verein zur Förderung der Jugendhilfe für das Projekt Gmünder Hof



Gmünderhoffnung e.V.
Dr. Johannes Langer - Obere Stadt 74, 82342 Weilheim
Tel.: 0881-63422 / joh.langer@hausarzte-oberstadt.de



v.l.n.r.:
Alexandra Berth (Beisitzerin), Dr. Johannes Langer (1. Vorsitzender)
Angelika Flock (Beisitzerin), Klaus Bauer (Kassenprüfer)
Dirk Ley (Schatzmeister), Jürgen Bremicker (Kassenprüfer)
Frank Dittmann (2. Vorsitzender)

Abdulaye Cisse und der Vorstand des Fördervereins Gmünderhoffnung e.V

Drei Generationen

Einem Großvater obliegen in den heutigen Zeiten ja durchaus gewisse Pflichten. Ich hoffe, den Erwartungen an mich genügt zu haben. Ein schlechtes Gewissen ob all der Reisen haben Marion und ich jedenfalls nicht verspürt – wir haben uns nämlich durchaus auch unseren Enkeln gewidmet. Manchmal war das sogar reisend möglich.

Für den Februar 2007 verzeichnete mein Terminkalender wieder die Gastronomiemesse in Dubai. Convotherm betrieb einen eigenen Stand. Ich fragte unsere beiden Kinder und ihre Partner, ob sie Interesse hätten, mit in die Wüste zu kommen. Heraus kam der erste Urlaub seit langer Zeit mit unseren Kindern – und die erste Reise mit drei Generationen. Unser Enkelkind Pia war knapp drei Jahre alt, ihre Schwester Julie vier Monate. Als Standort wählten wir das Jumeirah Beach Hotel, das Convotherm eingerichtet hatte, und verbrachten dort eine tolle Woche.

Im Juli 2009 urlaubten wir als Großfamilie an der Ostsee in Heringsdorf. Das Hotel lag direkt am Wasser, Marion und ich sind viel spazieren gegangen, die Promenade mit all den restaurierten Villen führte bis nach Polen. Die Kinder blieben mit den Enkeln – inzwischen war auch Elenas und Quirins erste Tochter Clara geboren – am Strand. In Erinnerung ist uns auch die Rückreise geblieben, ein Linienflug mit einer Propellermaschine von Heringsdorf nach München. Clara, nun eineinhalb Jahre alt, weigerte sich mit großer Überzeugung und Hartnäckigkeit, sich anzuschneiden. Unser Learning: Auch Fliegen kann sehr anstrengend sein.

So kamen wir auf Tirol.

Den Lärchenhof in Erpfendorf bei Kirchdorf kannten wir durch unsere Reiterfreundin Marlene Karl. Der Vorteil dieser Destination: Jeder kann individuell anreisen. Und niemand hat es weit. 2010 haben wir in dem Sport- und Familienhotel unseren ersten Großfamilienurlaub verbracht. Zuletzt, aber sicher nicht zum letzten Mal, waren wir im Sommer 2025 dort.

Mit den Jahren wuchs unsere Reisegruppe stetig an. Vollständig waren wir immer. Bei Leoni und Bernhard kam 2015 noch Felix hinzu, bei Elena und Quirin zunächst Rosa und Lorenz und später noch Alma und Jasper. So kommen in Tirol auf die sechs Erwachsenen acht Enkel. Wobei drei von ihnen bereits volljährig sind. Pias Lebensgefährtin Claudia ist inzwischen ebenfalls mit dabei.

Das Hotel bietet beste Urlaubsmöglichkeiten für Familien mit Kindern. Die einzelnen Gebäude sind unterirdisch miteinander verbunden und mit etlichen Spieleinrichtungen versehen. Zur Ausstattung zählen zwei Hallenbäder, eine Saunalandschaft und ein Außenpool, Hallentennisplätze und Courts draußen, ein Fitnessstudio und ein Neun-Loch-Golfplatz, schließlich eine Reitanlage. Alma und Jasper haben noch Spaß in der Kinderbetreuung. Die umliegenden Landschaften Kitzbüheler Alpen, Wilder Kaiser und Leoganger Steinberge sind malerisch und laden zum Wandern ein. Salzburg wie auch Innsbruck liegen nicht allzu weit entfernt.

Oma und Opa geben in unserer alljährlichen Sommerwoche keine Regeln vor, mit einer Ausnahme: Einmal am Tag, abends um 18.30 Uhr, kommt die Familie zusammen. Jeder ist dann halbwegs ordentlich angezogen, und niemand muss nach zehn Minuten wieder weg. Das Essen dauert immer ein paar Gänge lang, und inzwischen bleiben die meisten Enkel

auch danach noch mit den Mittel- und den ganz Alten auf der Terrasse sitzen. Es wird erzählt oder ein Kartenspiel herausgeholt (aktuell Wizard). Vorher, tagsüber, ist auf der weitläufigen Anlage jeder seiner Wege gegangen. Vielleicht hat man sich mittags zum leichten Lunch getroffen, aber das ist nicht verpflichtend.

Marion und ich würden uns sehr unbeliebt machen, wenn wir die Tradition dieser Sommerurlaubswoche brächen. Das täte ich allerdings schon deshalb nicht, weil ich diese wunderbaren Tage auch selbst auf gar keinen Fall missen möchte. Ich erlebe Kinder und Enkel sieben Tage lang völlig ungezwungen. Unsere erwachsenen Enkel fahren inzwischen sogar schon allein auf den Lärchenhof, die anderen mit ihren Eltern.

Ich sehe eine gewisse Nachhaltigkeit, die ich sehr begrüße. Das gilt genauso auch für unser Weihnachtsfest. Seit unsere Kinder auf der Welt sind, verbringen Marion und ich Weihnachten zu Hause. Auch als Leoni und Quirin nicht mehr bei uns wohnten, feierten wir Weihnachten zusammen bei uns.

Inzwischen haben Leoni und Quirin eigene Familien gegründet. Lange Zeit kam Leoni mit ihrer Familie an Heiligabend und am zweiten Weihnachtstag in die Färbergasse. Den ersten Feiertag verbrachten sie im Hause der Schwiegereltern. Quirin fuhr mit Elena und den Kindern an Heiligabend abwechselnd zu uns oder zu seinen Schwiegereltern. Den ersten Feiertag verbrachten sie bei den Schwiegereltern, den zweiten bei uns.

Vor drei Jahren haben wir nicht den Rhythmus, wohl aber den Ort des Geschehens verändert. Auf Wunsch der Kinder treffen wir uns jetzt nicht mehr bei uns in Weilheim, sondern in dem deutlich größeren Haus von Leoni und Bernhard in Murnau.

Der Baum, die Lieder, das Essen (Heiligabend kalt, Seafood, Wiener Würstl, Käse, am zweiten Feiertag Gans mit Blaukraut, Grünkohl und Knödeln) – jeder weiß auch dort, was ihn erwartet. Und schätzt das, denke ich, auch. Ich selbst bin für das Essen zuständig. Aufgrund der Anzahl der zu stopfenden Mäuler muss ich inzwischen Hilfe von Marion zulassen. Ehrlich gesagt sind die Semmelknödel bei der Bayerin aber auch am besten aufgehoben – und am Tisch immer heiß begehrt.

Unsere Enkel, vor allem natürlich jene, die in der Nähe wohnen, kamen über die Jahre auch unter der Woche immer mal zu Besuch, nach dem Kindergarten etwa oder nach der Grundschule. Wir haben – auch dies gilt vor allem für Pia, Julie und Felix, nach München war es für solche kurzen Aktionen etwas zu weit – ihre sportlichen Wege mit Freude begleitet, sie zum Fußballtraining gefahren und auf Turnieren reiten sehen.

Diese Regelmäßigkeit hat sich mit dem Alter der Enkel erübrigt. Alle haben ihr Nachmittagsprogramm, verfolgen ihre eigenen Interessen. Ein eigenes Leben entsteht. Ich glaube, dass Großeltern keine Besuche einfordern sollten. Das Gegenteil habe ich früher in Neheim erlebt. Es hat mir nie gefallen.

Heute sehe ich eine große Selbstverständlichkeit im Umgang der drei Generationen miteinander. Wir können diskutieren, zum Beispiel über Werte reden und uns dabei auch mal widersprechen. Mit Julie und Clara habe ich 2024 mal eine halbe Nacht lang über Toleranz diskutiert. Insgesamt ist das Prinzip „Leben und leben lassen“ die Basis des familiären Zusammenlebens. Darüber freue ich mich, weil dies stets auch meine Maxime war.

Mit den Enkeln in Kontakt zu stehen, hält die Großeltern natürlich auch jung. Ihre Mobilität und Flexibilität, die Fähigkeit,

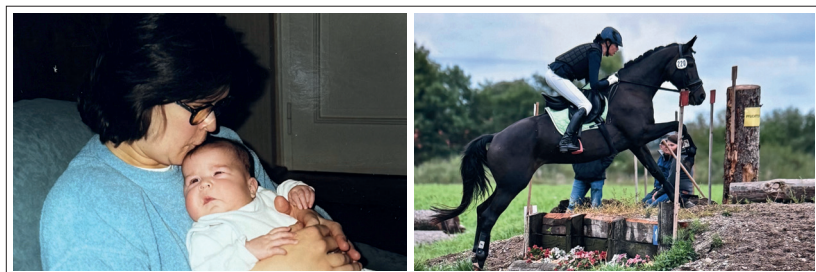
Dinge unbekümmert anzugehen und nicht im Voraus bis ins letzte Detail zu durchdenken – das zu erleben tut gut im fortgeschrittenen Alter. Die Enkel diskutieren offen, sachlich und auf Augenhöhe. In jungen Jahren haben wir sie stets für voll genommen. Jetzt, einige sind Anfang 20, haben wir durchaus das Gefühl, dass sie auch uns Alte weiterhin ernst nehmen. Respekt ist da, den Jüngeren und den Älteren gegenüber und überhaupt. Gut so. Respekt zu haben ist niemals spießig und niemals nur für eine bestimmte Generation geeignet. Wenn irgendetwas bleibt am Ende eines Lebens, so ist es doch das Verbindende und nicht das Trennende.

Der Wertschätzung des anderen über Alters- und andere Grenzen hinweg kommt in kleinen und großen Gruppen und Gesellschaften eine hohe Bedeutung zu. Der Mensch ist letztlich immer der Mensch. Wenn wir vier noch lebenden Geschwister uns zum Gänseessen bei Steffen treffen, geht es am Anfang erst mal um die große Politik, kontrovers, entschieden und ehrlich. Wir wählen unterschiedliche Parteien, haben unterschiedliche Auffassungen, können uns das aber sagen und unsere Meinungen vertreten. Wir können politisch miteinander ringen und dennoch eng beieinander sein.

Die Intoleranz, die in den USA ganze Familien spaltet (und das während der Corona-Zeit auch in Deutschland getan hat), kann ich nicht nachvollziehen. Trennung und Spaltung folgt mitunter Vereinsamung. Das ist für die Jungen und erst recht für die Alten keine schöne Perspektive. Ich bin froh und dankbar, dass ich dies in meiner Familie nicht erlebe.



Kinder, Schwiegerkinder und unsere acht Enkel



Mein Patenkind Esther Dittmann mit ihrem Kind Elena; Pia bei der Vielseitigkeit



Bernhard mit Julie, einer Freundin von Julie und Felix; mit Felix und Pia am Weinstand



Mit meinem Enkel Lorenz; meine Enkelin Alma (oben rechts) sowie meine Enkel ((CLARA ODER ROSA)) und ((JASPER))



Felix (oben), Jasper und die ganze Familie im Urlaub in Erpfendorf